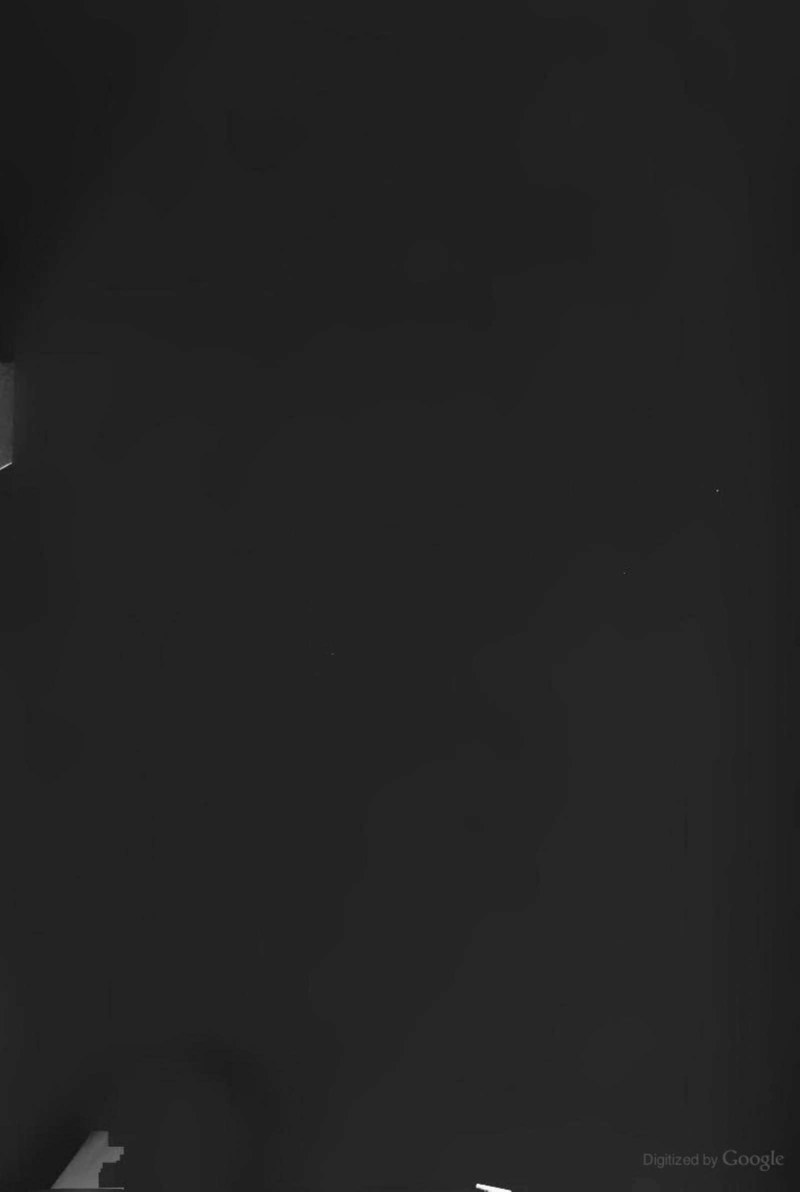
Die Heldensagen der germanischen frühzeit

Friedrich Wolters,
Carl Petersen


SIGILLVM·VNIVERSITATIS·CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS







WOLTERS UND PETERSEN
HELDENSAGEN



FRIEDRICH WOLTERS
UND CARL PETERSEN

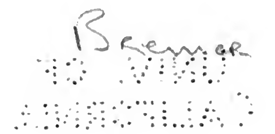
DIE HELDENSAGEN DER GERMANISCHEN FRÜHZEIT



IM VERLAG VON FERDINAND HIRT
IN BRESLAU 1922



ZWEITE AUFLAGE



DEN DRUCK DIESES BUCHES BESORGTEN
BREITKOPF & HÄRTEL IN LEIPZIG

INHALT

VIII. DÄNEN UND JÜTEN

SEITE

IX. GAUTEN, SCHWEDEN, NORWEGER

VORBEMERKUNG

Die vorliegenden Nacherzählungen der Heldensagen sind auf Grund der Urtexte hergestellt mit der Absicht, das ursprüngliche heldische Ethos zur Erscheinung zu bringen und auch aus späteren überwucherten Überlieferungen so einfach als möglich herauszuschälen. Lücken und Sprünge der reineren Überlieferung sind einige Male mit Vorsicht überbrückt, doppelte Überlieferungen entweder doppelt wiedergegeben oder die dem Sinn des Ganzen am meisten entsprechenden Teile gewählt worden. Die Darstellung in Prosa ergab sich aus der Notwendigkeit, gegen die Vielspältigkeit der überlieferten Formen für die Erzählung eine sprachliche Einheit zu finden. Doch ist Ton und Farbe der einzelnen Quellen möglichst gewahrt und versucht worden, die innere Bewegung, das Maß von Kraft und Glut, die Gefülltheit oder Armut, die jeweils in ihnen noch spürbar ist, sichtbar zu machen. Schroffheiten und Härten ursprünglicher Formen zu mildern oder Glättungen und Mattigkeiten schon entleerter, der dichterischen Kraft beraubter Formen aufzuhöhen, wurde vermieden. Der Grundriß der Sage ist meist herstellbar, die verlorene Formung nie.

EINLEITUNG

VOM GEIST UND LEBEN DER GERMANISCHEN HELDENDICHTUNG

I.

Alle Jugend der Völker ist umwittert von Heldenluft, durchtönt von Heldengesang. Wenn nach langem geschichtslosem Dämmer auf leerer Heide oder in tiefen Wäldern oder in Klüften des Berglands ein Volk aus dumpfem Schlaf erwacht, wenn es in Druck und Prall des ersten gemeinsamen Erlebens und einbrechender Gefahr die schwere Klammer der ungestalten Träume bricht, sich seiner selbst, seines Andersseins, seines schicksalhaften Daseins in der ersten Tat bewußt wird und die Welt um sich in endlosen Weiten hingedehnt sieht, dann wird ihm eine menschliche Mitte sichtbar, der noch undeutbare rätselvolle Kraftkern, aus dem die Tat auffuhr, um die sich der neue Sinn des Volkes ballte: dann erwächst um den Helden der Heldengesang!

Er zeugt sich aus den Nöten, der drohenden Gefahr, er zeugt sich aus der Kühnheit, der verachteten Gefahr: er blüht aus dem Aufgang und Untergang der Völker.

In ihm spiegelt sich alle Jugendschöne und herbe Fülle beginnlicher Völker, alle Kraft des Aufbruchs und Anhebens, alle Wucht des lang gesammelten Tatwillens, aller Drang nach Erfüllung der dunkelsten Träume. Das Geschehnis, wie der Mensch ein Einmaliges und Ewiges zugleich, wird der Zufälligkeit des Raumes und der Zeit entrückt, ohne doch sein Sinnlich-Gegenwärtiges zu verlieren: in der Luft des Heldengesanges atmet eines jeden bester Teil, der Geist des Volkes erkennt sich in ihm und rückt sein edelstes Bild ins unver-



gängliche Leben. Ja, ahnend ist in ihm schon voreempfunden, dumpf nur hingehaucht und in dunkles Dichterwort gebannt, welche Schicksalsform, welche Wesensgrenzen, welche Seelengestaltungen dem Volke vorbestimmt und mitgeboren sind.

Mit dem Heldenalter tritt das Volk in die Helle des Erdentages, wird es hineingerissen in das schicksalhafte Spiel der Kräfte.

Was hinter ihm liegt — auf leerer Heide, in tiefen Wäldern, in Klüften des Berglands — ist nur dumpfe Erinnerung, greift aber manchmal noch als unverstandene Verstrickung ins neue Leben. In jener Vorzeit sprach sich sein Menschtum, sein Wissen von sich und Welt im heiligen Liede aus, das um das Gottbild, im Kreise seines Kultes schwang. Damals bannte es mit magischem Wort die Schauder der Mächte, die es formlos umspülten. Noch war die Gestalt nicht da, in deren menschlichem Bilde der frühe Mensch sich seiner selbst bewußt geworden wäre: als ein andrer, ein besondrer sich der Welt entgegensetzend, noch stand er unter jenem Schauder, jener ohnmächtigen Einsamkeit, in der nur der Zauber hilft, wo jedes Wort klanglos in endloser Weite verhallt, wo die Nacht und der Schlaf voll schwankender Schemen und der Tag voll einsamer Mühen ist. In einigen uns erhaltenen Resten der ältesten Sage spüren wir noch die Schauer, die um jene geheimnisvolle Grenze gelagert sind, welche die Urnacht der Völker von der gestaltigen Welt, das Wilde von den bildgewordenen Mächten trennt.

So reckt sich im Liede von Wieland der mit allen zauberischen Erdkräften noch beladene Mensch aus der Nacht und Wildnis sehnend der Welt der Leiber entgegen: er fängt sie schon, aber vermag sie noch nicht zu halten, und im Kampf mit dem ihm fremden Reich, das andern Gesetzen gehorcht als seinem magischen Zauber, zerbricht er und kehrt nach Vollbringung seiner dämonischen Rache machtlos in die Öde seiner raunenden Wälder heim.

Nur selten, wie gesagt, rührt die Heldensage an dieses Reich der Urzeit, das nicht ihres Wesens ist, an das Leiden der Un-

gestalt, an den Zauber des Unterirdischen und seine bannende Kraft. Was in der Sage beginnt, ist die Tat, was in ihr Erscheinung wird, der Täter, und das Schwingen seiner menschlichen Seele erklingt nun bildgeworden im Lied des Dichters. Nun weiß sich ein Menschtum um die Mitte des Täters als sinnenhafte Einheit, die Erde entläßt ihre Kinder über die Weiten hin, neue Kraftzellen brechen auf und entladen ihre verborgenen Wuchten.

Von hier aus ist nur noch ein Schritt zur höchsten Stufe, zur Einheit der Menschen- und Götterwelt, zum strahlenden Lichtreich der Homerischen Epen, in denen der Mensch das Ewige, der Gott das Menschliche darstellt und alles schwerste wie leichteste Geschehen sich schön im geordneten Kreislauf der selig in sich beruhenden Weltenkugel vollzieht. Diese Stufe erreichten die Germanen bis heute nicht. Wohl schufen auch sie die zyklisch gereihten, zum Gesamtbild geschlossenen Epen, wie Beowulf, die Nibelungen, Gudrun und viele anderen, aber sie sind keine höhere Einheit des Seelischen, sondern nur der mattere Abglanz der Dichtung des Heldenalters.

Aber schon in ihr, dem kurzen Heldenliede, das allein bei den Germanen aufbewahrt ist, zeigt sich der frühe Bruch, der die letzte Reife hindern wird, schon in ihr weist sich, wie die Germanen bei jedem Versuch, ihre tiefsten Sichten ins leibhafte Gebild zu bannen, sie in die Zweiheit von Nur-Geistigem und Nur-Sinnlichem auseinanderbrechen und wie jeder Einstrom, der ihre Bahn kreuzt, ihre inneren Bindungen zu zerreißen droht: die Heldenlieder der Germanen zeigten ihre Götter nicht! Sie gestalteten den aus dem Reiche der Mächte ins Tathafte umgeschwungenen, noch vom Grauen der Urnacht durchströmten, aber in den hellen Tag gerissenen, den vom Tatwillen allein besessenen frühen Menschen, den Herausbruch des Einzelnen aus allen dumpfen Bindungen, aus Kult, Sippe, Volksgemeinschaft, sie zeigten seine Gegenstellung gegen die nicht-menschlichen Erdkräfte, aber auch die schreckliche Vereinzelung der noch nicht vom göttlich schönen Rund

1*

umschlossenen, der im heldischen Tun allein ihren Sinn findenden Seele.

Wohl erhoben sie den Helden über die Unwelt, aber die Schließung des Kräfteringes, die Einbeziehung des todgeweihten Menschenfremdlings, den das Grauen des „ungehiuren", das schicksalhafte Fluchzeichen, noch umwittert, in eine durchgottete Welt gelang hier nicht.

In ihrer Einsamkeit und Verfemung blieben die Heldengestalten stehen, strahlende Kraftmitten über der dumpflastenden Erde, hell oder dunkel dem Untergang geweiht, dem sie todsüchtig zueilen, den unteren albischen Kräften bewußt entgegengestellt, von den oberen gestaltigen noch nicht erreicht und durchglüht: Erlöser aus dem Banne der Urschauer, aber selbst fluchbeladen in ihrer Gottferne, die erst das schon minder rauhe Fühlen jüngerer Zeiten zu mildern sucht.

Was aber hat den Germanen der vorchristlichen Zeit die Gestaltung einer göttlich-heldischen Welt verwehrt? Warum wurde die Welt der Leiber vom Göttlichen nicht durchdrungen?

Bei den Nordländern stehen beide Welten noch lange nebeneinander, anfangs sich nirgends berührend und erst in den Zeiten des ermattenden Götterglaubens sich leise nähernd: beide Welten gleichermaßen dem Schicksal und seinem geheimnisvollen Gespinst unterworfen, doch nicht miteinander durchglüht und aneinander gestaltet. Nichts deutet darauf hin, daß es bei den südlichen Stämmen anders war.

So war der germanische Held schon in seinem Ursprung nicht Gestaltung und Sinnbild oberer Götterkraft, er war nicht nach dem Bilde der Gottheit geschaffen: er war der reinmenschliche Kämpfer gegen die abgründige Ungestalt, der richtungslos schweifende Vollbringer der menschlichen Tat. Nun aber fiel die Stunde seiner Geburt in die Zeit des großen Göttersterbens zwischen Nord- und Mittelmeer und bis tief in die Länder Asiens und Afrikas, in die Zeit des Ergrauens und Dämmerns der hohen Fürsten des Alls, das erst die hellen Götter des Olymps hinsinken ließ und mit dem verwesenden,

aber rings die Länder durchdringenden römischen Reich auch alle andern Götter der Erdteile, welcher Stufe immer sie angehörten, ergriff, in die Zeit jener Götterdämmerung, jenes Fimbulwinters, der die eben damals entstehende Götterkunde der Germanen durchdrungen und damit dem ganzen Himmel dieser Zeitenwende sein geheimnisvolles Gepräge, seinen Untergangsschauer verliehen hat.

Weniger die neue Religion des Geistes, des unsichtbaren Gottes war es, die das alte Fühlen brach, als dieses rätselhafte Ergrauen der Götter. Denn kein lebendiger Gott weicht einem fremden: er bekämpft ihn oder wandelt sich im Blute des fremden zu neuer Gestalt. Hier aber starben die Götter, und nur in den schaurigen Nachklängen von Sturm und Feuer, wie in einem letzten Aufruhr der empörten Elemente, geisterte was einst aus ihnen zur Gottgestalt geründet worden war, nun losgebunden über die germanische Erde hin.

Wundern wir uns nicht über dieses Schicksal: selbst in den marmornen Tempelstätten an den Ufern des Mittelmeeres, wo der Dienst der Götter jahrhundertelang den gleichen heiligen Boden mit Opfern getränkt, mit Spenden geschmückt, die Luft mit Gebeten und Weihrauch erfüllt und geschwängert hatte, selbst dort erblaßte das Gold der Olympier, ermatteten die Feiern, erlahmten die Spiele:

> Nichts leugnen will ich hier und nichts erbitten.
> Denn wenn es aus ist und der tag erloschen
> Wohl trifft's den priester erst, doch liebend folgt
> Der tempel und das bild ihm auch und seine sitte
> Zum dunklen land und keines mag noch scheinen.
> Nur als von grabesflammen ziehet dann
> Ein goldner rauch, die sage drob hinüber
> Und dämmert jetzt uns zweifelnden ums haupt
> Und keines weiß wie ihm geschieht.

So singt Hölderlin von der beginnenden Nacht im Süden, wo jeder Stein die Ewigkeit der Götter zu verheißen schien,

wo die Völker seit einem Jahrtausend fest um die ehrwürdigen Stätten saßen.

Die germanischen Stämme aber der großen Wanderungszeit, in der eine unbegreifliche Unruhe unseren Erdteil erschütterte, verließen, oft ohne Not und Zwang, ihre heiligen Wälder und Stätten, sie verließen Heimat und heimatlichen Götterdienst, sie kamen in Länder, wo die zersetzenden Gedanken der Weltweisen über den Götterglauben schon in alle Schichten der Völker gedrungen waren, wo damals der schreckhafte Ruf erscholl: „Der große Pan ist tot!" Sie verloren die Erinnerung an ein überirdisches gebundenes Dasein auf jenen irren Zügen, in den immer erneuten Mühen eines rastlosen Daseins, wo nichts galt als der Ausbruch gesammelten Menschentrotzes, als der unbeugsame Wille und die Kräfte, die in der kämpfenden Gemeinschaft und der blutverbundenen Sippe verhaftet waren. Des Helden bedurfte man, nicht des Gottes.

Das Christentum aber vermochte, als die alten Götter tot waren, nirgends in die Heldendichtung einzudringen. Nicht götterlos nur, sondern alles Göttlichen entleert lebte sie im Mittelalter weiter, „ohne irgendeine Spur von irgendeinem himmlischen Reflekt", wie Goethe bei der Betrachtung des Nibelungenliedes bemerkte, uneingefügt in das christliche Weltall, dennoch aber kein „wahres Heidentum", wie er wähnte: denn auch die Erdschauer der vorgöttlichen Welt waren in den großen Epen zur unterhaltenden Phantastik verdünnt und der große Leidensgang des schicksalumsponnenen Helden zum reckenhaften Abenteuer geworden.

Aber jenes Sterben der Götter, der Wirbel an gewaltiger Zeitenwende, in den die Geburtsstunde der frühen Heldendichtung der Germanen fiel, färbte sie mit jenem dunklen Leid der einsamen Untergänge, das durch alle Tatfülle und geschlossen-menschliche Unbedingtheit hinschwingt und jeder Tat, jedem Streben auch in die dämmrigste Ferne, jedem Steigen durch weglose Wälder und jeder Fahrt über das Ungeheuer-erfüllte Meer einen Ton von Hoffnungslosigkeit,

Unendlichkeit, Unvollendetheit beimengt. Erst die nachheldische Zeit des Wikingerlebens bringt den hellen freudigen Ton des fröhlichen Gelingens, der glückhaften Fahrt.

II.

Die jüngere Überlieferung, die Epik des Mittelalters, die unseren Vätern zuerst wieder sichtbar wurde, hat lange Zeit das Grundmerkmal der Heldendichtung der germanischen Frühzeit verwischt, die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts und Wagners Umdeutungen ins Gefühlhafte haben es zunächst noch tiefer verschüttet. Das Wesen dieser ganz eindeutig zu umschreibenden Dichtung, deren Wurzeln alle in die Zeit der Wanderung hinabreichen, ist durch ein ihr unverwechselbar eigenes Merkmal bestimmt: durch die heldisch-tragische Artung, die sie von allen verwandten Gattungen der Dichtung trennt. Freilich finden wir diese heldische Artung ganz rein nur in wenigen alten Liedern der Edda, einem altenglischen Bruchstück und im Hildebrandsliede. Aber die gleiche heldisch-tragische Glut umwittert doch alle Helden der Wanderzeit, in ihr werden alle großen Gestalten der Dichtung geboren, und unverkennbar, wo nur ein echter Funke erhalten blieb, verrät sich durch alle Hüllen der Überlieferung das echte Feuer.

Das in Tat und Untergang, bis in Leid und Tod großbleibende Leben wird als höchstes Gut und stärkste Forderung des lebenden Geschlechtes an sich selbst ins kurze Lied gebannt, und von diesem Kerne her ist alles andre, Gang der Fabel, Aufbau und Kunstform selbst, worin die Sage lebt, bestimmt. Dieses Leben reißen die leidenschaftlichen Strophen des Stabreimes ins schaubare Bild und verdichten seinen seelischen Gehalt zum großen Augenblick der heldischen Bewährung.

Wie aber ist diese eigentümliche heldische Artung der germanischen Frühzeit beschaffen? Woraus entspringt die rein menschlich tragische Verwicklung?



Es ist der unbrechbare Wille, die rauhe, männliche, schicksalbejahende Haltung in den Widerstreiten der Lebensverknüpfungen. Zwar sind die begehrten Güter der Erde, Macht und Gold, Land und Weib, ist das Glück des Lebens der höchste der Werte für den kriegerischen Helden, aber es wird zum wesenlosen Schatten, wo es mit dem heldischen Willen, mit dem Zwang der Ehre in Widerstreit gerät. In diesen Augenblick, da um Leben und Ehre gespielt wird, drängt sich die ganze Erscheinung des Helden, drängt sich der Sinn seines Daseins zusammen: hier genießt er sich, stellt er sein Wesen dar, indem er um das höchste Bild seines Menschtums das Leben hinwirft.

Zwar ist es die Norn, deren Spruch ergeht, und wohl ist dem Helden erlaubt, ihr zu zürnen, ihre Unerbittlichkeit zu beklagen, aber dieser Spruch ist nur dem Helden unabwendbar. Nicht das im ewigen Weltplan vorausbestimmte Geschick des Morgenländers erfüllt sich an ihm, nicht die Kette von Schuld und Sühne, noch tragische Hybris des Griechen bringen ihn zu Fall. Nein, er könnte dem Spruch der Norn entgehen, verwehrte es ihm nicht seine Heldenseele.

Hier schlägt das eigenste Herzblut der Germanen, hier klopft noch heute unser eigener Puls: unsere fährlichste Klippe, wenn wir feig sind, unser stolzester Flug, wenn heldischer Sinn uns beseelt!

Was die Norn spinnt, ist nicht die Willkür einer tückischen Macht, die den Menschen fängt, wohin immer er seine Bahn lenken mag, sondern nur der im äußeren Lauf der Dinge sich verknüpfende Augenblick, den der Unheldische leicht durchspringt, den aber der Held, seinen unbrechbaren Willen bewährend, siegend und sterbend zu seiner Vollendung nützt. Was den Alten der Tag der Unabwendbarkeit, dem Christen die Zeit der zu duldenden Prüfung war, ist dem Germanen die Gunst der Stunde, die kurze Frist zur Zeugung seines höchsten Selbst:

Ein zuckend lohen eine goldne flut.

Jedesmal ist mit dem triumphierenden Tode des Helden das Nornengespinst zerrissen, kein Fluch erbt von Geschlecht zu Geschlecht, — nicht das Schicksal erfüllt sich, sondern der Held sich selbst. Er steht über dem Schicksal, und lachend oder dunkel trauernd genießt er seinen Untergang und das machtlose Zerbrechen der Schicksalsverknüpfung vor seinem Willen. Er ist Odin, der am windkalten Baume sich selbst mit eigenem Speere opfert, er kennt das Wort, das Odin dem toten Balder ins Ohr geflüstert: er stellt es dar.

Leidvoll ist das Leben dem Edlen, und schlimm und rauh sind die Wege der Menschen, die seinen tiefen Sinn an sich bewähren: denn wo ein unbeugsamer Wille den andern kreuzt, da geschieht Wehgeschick, da fängt sich der Held in seiner Unbedingtheit, in der Unverbrüchlichkeit seines inneren Gesetzes. Auch offener Verrat, auch sichtbar drohendes Verderben läßt ihn nicht zur Vorsicht, nicht zu weiser Zurückhaltung greifen: todgierig geht er, wohin sein Drang ihn führt, gewiß, daß nichts ihn brechen kann.

„Unheil schuf die Norn", wenn Bruder den Bruder mordet, wenn Gunnar und Högni unter den Händen des unedlen Atli sterben, wenn Signy und Grimhild das Leben um die Vollbringung der Rache opfern. Aber alles Unheil, das die Norn schafft, ist das Heil des Helden: er gibt der Welt ihren Sinn, indem er sich über das Schicksal erhebt, es in sich aufhebt und das Gewaltige durch seine eherne Unbedingtheit, durch sein erfülltes Bild in erhabenes Menschtum wandelt. Er fällt, aber „stehend auf Leichen erzmüder Goten", er sinkt, aber er weiß, daß die Gestalt, die er sterbend in die Welt gebiert, schöpferisch und unsterblich in ihr west, daß sein Tod wieder und wieder zeugen muß: die heldische Rache und die heldische Tat.

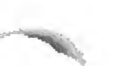
Darum hat er wenig Klage vor dem Schicksal, auch wenn es ihn in das grausamste Geschehen stellt, auch wenn die Heldenehre den furchtbarsten Kampf kämpfen muß. Denn lieber tötet Hildebrand den Sohn, der ihm nach dreißigjährigen Irrfahrten an den Toren der Heimat entgegentritt, als daß er

seine Kriegerehre durch den Anschein der Feigheit befleckte. Noch über den Tod hinaus zwingt der Held das Schicksal wie Helgi, der im Totenhügel die Geliebte umarmt. Der Rachepflicht vor allem, die die Ehre gebietet, wird jedes Gut geopfert, ihr opfert Signy Söhne und Frauenehre, damit sie mit dem Bruder aus reinem Wölsungenblute den Rächer zeuge. Der unbeugsame Stolz dieser Männer und Weiber, ihr Trotz vor dem Geschick zwingt sie zu grausamer Härte gegen sich und die Geliebtesten: dem Tode ist Brünhild und der geweiht, der sie eidbrüchig machte, sei es auch Sigurd, der hehrste Held. Und zu sterben mit Freuden, in den Tod zu stürzen, gebieten Ehre und Pflicht der Folger, deren Führer im Kampfe fiel.

So stehen die Helden vor dem Schicksal, und von diesem Brennpunkte aus ist ihr ganzes Sein und Handeln bestimmt. Nie vergessend, was sie befiel, in jedem Augenblick geprägt mit dem Siegel der ihnen eingeborenen Sendung warten sie in starrer Gehaltenheit der Stunde ihrer Bewährung.

Schamhaft und schweigsam sind die Seelen der Helden — ob Mann ob Frau. Edle Scheu verschließt ihr Inneres jedem unlauteren Griff, unwandelbar, einem Standbild gleich, steht ihre Gestalt im großen Bewußtsein ihres verschlossenen Seins, gefüllt mit seherischem Wissen um Schicksal und Gesetz der Seele, bis die Stunde da ist. Dann bricht aus langer Verkettung in plötzlichem hellseherischem Wort der tiefe Sinn des heldischen Daseins, des Trägers aller Geschehnisse, wie ein Blitz hervor, und sie scheuen sich nicht, hinauszurufen, daß sie, die Helden, es sind, die der Welt not tun, daß in ihnen sich alles Geschehen vollende.

Lange, oft in unscheinbarem Gewande, birgt sich die Sendung in der Heldenseele, nur im Augenblick ihrer Bewährung kommt der Strom ans Licht, der sie trug, drängt heraus, was lange unbemerkt den Vielen schlummerte. Auch dann noch ist die Rede keusch verhalten, klaglos, nur den tiefsten Grund der Seele oft dunkel aufweisend, geballt und schwanger von Vergangenem und Zukünftigem, ein Wirbel in der strömenden



Zeit. Hier öffnet sich der Blick in die tiefe Verschlungenheit der Dinge, in die dunkle Dämonie der undurchschaubaren unteren Welten, aus denen die Bilder aufsteigen. Nie ist in diesen Worten ein gut und bös, ein schuldig oder unschuldig, nur ein hell und dunkel und selten, aber nie in moralischem Sinne — denn auch die Gegenspieler sind in das ewige Netz verschlungen — ein edel und gemein. Wille steht gegen Wille, Ja gegen Nein, aber immer ist darin ein Wissen, daß das Schicksal sinnlos und das Dasein wertlos würde, wenn der Held in der Probe zerbräche.

Sie zu suchen sein Leben lang, um den Preis seines Untergangs, weiß er triebhaft als seine einzige Aufgabe, als sein einziges Ziel: hinauszuschießen über Menschenmaß, gelenkt von Zeichen und Träumen, nie geschreckt, nur gelockt von der ihn umwitternden Prophetie, von Jugend auf umringt von Mißgeschick, Verbannung, Neid und Haß, gekettet an den unwürdigen Genossen oder geknechtet vom unedlen Herrn, so geht er, blind gegen alle Warnung, verfolgt und verfemt, von früh auf in Mühsal und Kämpfen seine Bahn, bis er im leidgroßen Untergang Sinn und Vollendung findet.

Nie um der andern Glück und Behagen leidet er, aber er fühlt, daß er um der andern Heil duldet und kämpft. Er weiß, daß ihm für seine Tat nie Dank wird:

Sie ziehen hin gefolgt vom schelten
Vom bösen blick der großen zahl.

„Nach Tod und Wunden gierig“ brechen sie oft schon im Knabenalter auf, im Kampf mit giftigen und feurigen Ungetümen erzwingen sie das erste Siegel ihres Loses, Gott und Mann, Mage und Weib, Albe und Unhold werden ihre Gegner auf steten Zügen, aber weiter verfolgen sie ihre Bahn durch den Dunkelwald, über das schäumende Meer, nichts suchend, als ihr Heldenbild zu zeugen, Treue zu bewähren, Untat zu vergelten, bis ihr Name untilgbar unter den Sternen wird.

Sie bringen das Licht, aber sie stehen nicht in dem bleibendhellen Tag, in dem die hellenischen Kämpfer einzeln in jeder Bewegung und Rundung sichtbar sind, sondern verhängt bleiben die Horizonte und Sturm und Düster braust über ihr Ende hin. Jene finden trotz der unabwendbaren Schicksalsmacht den sinnlichlösenden Austrag des Kampfes mit ihr im Streit und Widerstreit der Menschen mit den sichtbaren Göttern, um die germanischen Helden aber steht die furchtbare Einsamkeit des Kampfes mit der Gewalt des eigenen Loses, kaum gemildert durch die Mitfahrt des Gefährten oder der Geliebten zur Hel, aber überwunden durch Sang oder Lachen, die den Tod begrüßen, wenn nicht die letzte Kraft noch der letzten Rache am Mörder dient.

Die Schönsten unter ihnen fallen im strahlenden Glanz der Jugend, mühelos die Gunst des Nun und Hier findend, andre sinken auf mittaglicher Höhe, andre wieder stehen als Greise da, weisheitsschwer nach einem langen Leben unnennbarer Mühsale, dunkel und unerbittlich geworden durch ein stetes Aug in Auge mit dem Schicksal, durch den immer erneuten Willen der Widerwelt sie zu brechen, ihr Heldendasein zu trüben, aber dennoch fest, voll unbeugsamen Willens.

Alle tragen die Eigenschaften einer männlich-kriegerischen Zeit: die stolze Verhaltenheit des Erwartens und die rauschhafte Leidenschaft der Tat, die Bluttrunkenheit und Unerbittlichkeit gegen den Feind und die vornehme milde Schonung gegen den Überwundenen, die weise Mäßigung in Freude und Trauer, die Bändigung des Schmerzes. Nicht der freie Schrei des Südländers ist ihr Teil, sondern ingrimmiges Ertragen der größten Qualen und stolzes Sichverweigern gegen die Schwäche, aber auch überschäumende Maßlosigkeit des Begehrens und Wollens in der Gier nach dem verhängnisvollen Gold, nach allen Machtschätzen der Erde, daneben Großmut und Freigebigkeit gegen Freunde und Genossen, die den begehrten Schatz verschwendet und selbst den Ruhm der heldischen Tat verschenkt, unverbrüchliche Treue und Dankbarkeit, aber auch Treulosig-

keit und Neidingswerk wider den geschworenen Herrn, Wahrheitsliebe und Unverletzbarkeit des gegebenen Wortes, ein trunkener Stolz hinauszurufen, was man getan, und koste es gleich das Leben, den Gekränkten noch mit der kränkenden Tat zu höhnen, wenn man im Angesicht des Todes steht, endlich Ehrlichkeit im Kampf, denn List ist unwürdig, wenn nicht die höchste Pflicht, die Rache, auch sie wie jede Handlung in ihrem Dienste heiligt. Denn die Rache schont weder Schlaf noch Gastrecht, weder das Band der Ehe noch den Schwur der Freundschaft: ihr hartes Gesetz zu erfüllen mordet der Freund den Freund, die Schwester den Bruder, die Gattin den Gatten, die Mutter den Sohn, und nur zuweilen beim Weibe überwindet die Liebe die furchtbare Pflicht.

In scheinbar völligen Gegensätzen bewegen sich diese Eigenschaften des Helden: Treue steht neben Untreue, Härte neben Milde, Gier neben Kargheit, aber sie schließen sich nicht aus, weil es keine unbedingten Werte sind, nach deren Forderungen der Held das Leben vollziehen müßte, keine göttlichen Normen oder gar Götter, denen er nachstreben müßte, um sein Wesen in ihnen zu vollenden, sondern nur die jeweiligen Bedingtheiten des Daseins, in denen er seine Selbstdarstellung zu bewähren hat: vor dem Gebot der Bewährung, dem einsamen Gesetz der Edlen, gibt es nicht „Sünde oder Sitte", vor dem heldischen Tun gilt weder Urteil noch Feme, es hat sein Maß nur in sich selbst und sein Gericht nur im Versagen vor dem Gebot der Stunde.

III.

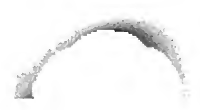
Wie und wo entstand diese Heldendichtung? Auf welchen Wegen kam sie zu uns und erhielt sich trotz aller Mischungen und Wandlungen das geistige Gesetz ihres Ursprungs?

Als die Romantiker am Anfang des 19. Jahrhunderts die mannigfaltigen Überlieferungen der Heldendichtung zu erforschen begannen, erkannten sie wohl, daß ein bestimmt zu umgrenzender Stoff sie verbinde und daß auch ihre bunten und

wechselnden Formen sich unter dem einen Namen der Heldensage vereinigen ließen. Aber ihr Irrtum über Wurzel und Wesen des Dichterischen führte sie zu falscher Vermutung über den Ursprung jener Gebilde, ließ sie wähnen, was wir als gestaltete Heldendichtung vor uns sehen, lebe erst als dunkles Geraun unter den Völkern, bis irgend jemand „das Erzeugnis der dichtenden Volksseele" ergriffe und bewußt in die Bildungswelt der höheren Schichten zöge. In diesem Sinne aber gibt es kein dunkles Vorleben der Heldensage, sondern im Beginn steht die Heldendichtung, und daß sie entstehe, dazu wird der Held und der Dichter bedurft, Licht- und Leidensgang eines großen Lebens und die Kraft, dieses Leben ins Gebild zu bannen, ihm Gestalt zu geben. Denn im Täter lebt das Heldische als spannende, schnellende Kraft, im Dichter als zeugerischer, neues Heldentum gebärender Kern, und wo in der Welt wir von Heldischem wissen, sind beide Mächte — in den höchsten Gipfelungen vielleicht in einem Menschen — vereint:

> Kein herzog, kein heiland wird der mit erstem hauch
> Nicht saugt eine luft erfüllt mit prophetenmusik,
> Dem um die wiege nicht zittert ein heldengesang.

Was der Heldendichter schafft, sind nicht gestaltlose Träume von den schreckenden oder tröstenden Geheimnissen des dunklen Wachstums, halb unbewußt in das vertraute menschliche Gewand gezogen, sind auch nicht vage verschwimmende Deutungen des verschlossenen, noch unerkannt umschwingenden Alls, „Allegorien" der immer seienden Kräfte, sondern sinnlich als Menschtum erschienenes Sein: großes Geschehen und große Gestalt, leibhafte Menschlichkeit, von dem hingerissenen Gestalter in seiner ganzen sinnbildlichen Tiefe geschaut. Nirgends lebt die Heldensage außerhalb des Heldengedichts, und mit seinem Erlöschen erlischt auch der Glutkern der Sage: die Versinnlichung des günstigen Augenblicks in Tat und Untergang, der Gestaltwerdung der Heldenseele.



Bei den gotischen Stämmen ihren Ursprung nehmend und schnell über alle germanischen Stämme bis hinauf nach Skandinavien sich ausbreitend, sind alle echten Stoffe der Heldendichtung in der Zeit vom 4. bis 6. Jahrhundert geschaffen worden, in jener Zeit der mühevollen Wanderungen und Züge der Germanen, der staunenerregenden Gründungen von Staaten, der schreckenerregenden Untergänge der Völker.

Es sind die überragenden Gestalten der Völkerwanderungskönige, an denen die Heldendichtung sich entzündete. Der große Gegner aber, das alte Römerreich, ist völlig in ihr vergessen, und Attila, der Feind und Verheerer so vieler Stämme und Landschaften, ist meist in einen freundlichen Schirmer, das „Väterchen“ gewandelt. Auch sonst sind aus der Geschichte jener Zeit nur wenige Namen entlehnt, einige äußerliche Erinnerungen übernommen, und überall ist das Schwergewicht in der Handlung so verschoben, daß der geschichtliche Vorgang nur noch ganz leise durchschimmert. Und wie sie die Gegensätze der großen Reiche versinken ließ, so hat die Heldendichtung selbst unter den Völkerschaften wandernd auch alles nur Stammhafte ausgetilgt, und wo solche Volksgegnerschaften noch eine ihrer stofflichen Wurzeln bilden, sind sie ganz in den Hintergrund gedrängt. Nicht aus staatlicher Spannung, sondern aus rein menschlich-seelischer Verstrickung gebiert sich der Kampf, aus Nebenbuhlerschaft, Sippenbruch, Blutrache, Treubund. Nicht zwischen Volksgemeinschaften spielt das tödliche Geschick, auch wo es in der Geschichte einst so war, sondern zwischen Schwurbrüdern und Versippten, und nicht an den Grenzen knüpft es sich, sondern in der Königshalle bei Trunk und Mahl. Könige und Königinnen als die Träger adligen Lebens und Fühlens und ihre Mannen sind die Spieler, und was die großfühlende Einzelseele erfüllte, wurde der Stoff des Dichters.

Noch weniger aber als der Kampf von Volk wider Volk, den die Helden doch sinnbildhaft noch widerspiegeln, ist die Götterkunde oder ihre Mischung mit der Geschichte die Wurzel

der Heldendichtung. Helden und Götter der Germanen sind, wie wir sahen, durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt, und die allegorischen Deuteleien der späteren Wissenschaft waren frühen Völkern auch dann noch fremd, wenn sie Stern- und Taglauf zu jener wunderbaren Einheit verbanden, die den nüchternen Verschleißern des „bürgerlichen" Jahres als das verschlungenste Rätsel erscheint. Nur die Elemente der niederen Wesenkunde, all jener Unholde und Drachen, an denen die Heldendichtung so reich ist, gewinnen in ihr einen neuen Sinn: sie sind das unter der Hand des Täters bezwungene Reich der erdhaften Mächte, die nur noch dunkel heraufstöhnen und ohnmächtig drohen, die Stufe bezeichnend, von der das Menschtum des Helden die Erde befreit hat.

Aber weder die Gespenstergeschichten, diese ungreifbaren schweifenden Fabeln, die sich hier an einen Berg, dort an einen See heften, diese raunende Erinnerung an Erde und Menschengeschehen, an das Geheimnisvolle, das vor allem verschollene oder zerfallene Orte umweht, noch die im mittleren Alter entstandenen Märchen mit ihren bunten Erlebnisketten, ihrer Vorliebe für den harmlosen jüngsten Königssohn, der verdienst- und mühelos den Schatz erwirbt, für den verträumten Dümmling, dem das Glück in den Schoß fällt, können je die Wurzel einer Heldendichtung gewesen sein, in der die Schauer der höchsten und härtesten Leidenschaften verfangen sind. Sie entsprang da, wo der Dichter in der Seele des Täters den scheinbar unlöslichen Knoten von Freiheit und Schicksal sah, den Punkt, aus dem der leuchtende Auf- und Niederstieg sich entwickeln mußte, und was aus der Fülle der Geschichten anschoß, sog die dichterische Leidenschaft so in ihre Bewegung auf, daß nichts als reines Erzählgut stehenblieb, alles Metall in der neuen Glocke völlig verschmolzen wurde.

So entstand die germanische Heldendichtung in und mit dem kurzen stabreimenden Lied, das uns bei den Nordländern in reicher Fülle, bei den Südgermanen wenigstens in einigen Bruchstücken erhalten ist. Es enthielt die heldische Sage in

knapper, gedrängter Form, Erzählung und Rede der Handelnden mischend. Der Ablauf der Handlung war vollständig eins mit dem Inhalt des Liedes, auch wenn dieses nicht mit dem zeitlichen Anfang der Fabel begann, sondern sogleich die mittelste Verstrickung brachte und erst im Vorwärtseilen rückdeutend die Fäden über das ganze Spannungsgebiet der Seele zog. Gerade aus dieser Beschränkung auf die Darstellung des heldischen Augenblicks entsprang der sparsame straffe Umriß, der alles entbehrliche Einzelne wegläßt, der drängende Zug, der dem Höhepunkte der heldischen Bewährung zueilt, die kunstvolle Gliederung, die nur am seelischen Vorgang sich aufbaut. Das Heldenlied ist ganz erfüllt von dichterischer Schau und stellt das aus der Spannung eines einmaligen seelischen Geschehens geschaute Bild unvergeßlich einprägsam vor die Augen der Hörer: Hiltibrand und Hadubrand zwischen den Heeren, Högni unter dem Messer, Hjalti und Bjarki zu Häupten und Füßen ihres gefällten Herrn — und die Germanen haben diese Bilder nie vergessen, auch wo sie ihres seelischen Gehaltes ganz beraubt waren.

Bis ins 11. Jahrhundert erhielt sich die heldische Fühlweise rein im Heldenliede, im 12. ergriff ein neues Lebensgefühl die alten Stoffe, und neue dichterische Formen wandelten auch ihr Wesen um: der innerste Kern der Sage zerbrach damit.

Das alte Heldenlied war aus den Händen des adligen Gefolgsmannes, des „scop", in die des wandernden Spielmannes hinabgesunken und wurde nun die Quelle des in Deutschland neu entstehenden Epos, das zwar den Rahmen der alten Liedfabeln nirgends überschritt, aber sie aufschwellte und stofflich erweiterte. Dabei verwandelte es von Grund auf die Darstellungsweise: der straffe gedrungene Bau des Liedes, die Gestaltung des Augenblicks der heldischen Bewährung wird aufgespalten in eine behaglich gedehnte Breite, wird aufgelöst in den gleichmäßig fließenden Strom einer zeitlich gegliederten Erzählung, in dem die Höhepunkte der alten Lieder, auch wo ihre Leidenschaft noch spürbar ist, doch rettungslos untergehen. Denn

die Erweiterungen bestehen nur aus fremdem Gut: es ist das ritterliche Zeitkostüm, die Pracht des höfischen Lebens, das phantastische Abenteuer, das Ferne und Fremde, das geschichtliche und gegenwärtige Geschehen, die mit unersättlicher Fabulierlust und Freude am breiten Erzählen in das heldische Leben verwoben werden.

Ähnlich ist die Wandlung im Norden, wo die Zeit der Prosasaga die der Lieder ablöst. Auch hier werden die alten Stoffe mit jungem Gute reich durchsetzt, auch hier herrscht die Freude am Abenteuer, aber die Abkehr geht nicht nach dem Gesellschaftlichen hin, sondern ins Bäuerlich-Derbe, Kämpen- und Wikingerhafte, und trotz aller Wandlung der Formen liegen die Kämpen der Saga minder weit ab von den Helden der Wanderungszeit als die erzogenen Recken des deutschen Mittelalters. Wohl überdeckt der Ton der frohen abenteuerlichen Fahrt den dunklen Schicksalszwang der frühen Lieder, aber einige Sagawerke der jüngeren Schicht dringen mit ihrer unbändigen Gewalt und düsteren Leidenschaft fast in dieselben Bereiche, in denen die alte Heldensage wurzelt, rühren trotz der veränderten Fühlweise an die leidvolle Einsamkeit, die wilde Verschlossenheit und das seherische Wissen der frühen Helden. Aber gerade wo die Saga die alten Stoffe gestaltet, klingen die Töne minder voll, es ist weniger die Tat, die sie zeigen, als die ruhelose Bewegung, weniger das unmeidbare Schicksal als der unglückliche Sturz, und oft schmilzt bei der Einebnung der Gipfel in die nüchterne prosaische Rede der Rausch und die Leidenschaft ins Gewöhnliche hin.

Auch die lateinischen Chronisten enthalten manche Heldenstoffe, vor allen der Däne Saxo, aber so umkleidet mit dem Gewande antiker Bildung, kirchlicher Sinnesweise und geschichtlicher Deutung, daß es schwer ist, die alten Sagenkerne herauszuschälen. Und schlimmer noch steht es mit der im Norden verfaßten großen Sammlung der Thidreksaga, die alte Sagen willkürlich umgestaltet, ihres alten Sinnes beraubt und ins Gemeine hinabzieht.

Diese äußeren Wandlungen der Heldendichtung waren nur Sinnbild und Zeichen der inneren, des Zerfalls des heldischen Kernes der Sage, und gerade der Sänger der Epen war es, der den inneren Bruch deutlich vollzog. Sein gesellschaftlicher, nicht rein dichterischer Charakter, seine gemilderte gebildete Weise, sein zuweilen schon unadliger Stand ließen ihn mehr in der gesellschaftlichen Sitte und Zucht als im seelischen Adel die Zeichen edlen Wesens suchen: seine Gestalten litten die heldische Unbedingtheit nicht mehr. Wohl kennt das Nibelungenepos, das von allen Epen am meisten aus der alten Dichtung herüberrettete, noch die kühne Todesverachtung, aber nicht mehr den freien Ausbruch heldischer Leidenschaft. Ein anderes Gefühl von gut und böse ist wirksam, von edel und unedel, und vielleicht ist dies weniger bedingt durch die Lehre des Christentums als durch ein Herabsinken des kriegerischen Wunschbildes, das gebrochen wird durch das Heraufkommen neuer Abwägungen des Gefühls. Markgraf Rüdiger in seinem Widerstreit der Pflichten, seinem Müssen wider sein Gefühl, ist in der alten Dichtung nicht denkbar. Auch in ihr steht Pflicht gegen Pflicht, aber diese Pflichten stellen eine undurchbrechbare Wertreihe dar, sie sind nie im Widerstreit: die Wahl fällt ohne inneren Kampf, und wo das höhere Müssen ruft, versinkt das andere sogleich. In den älteren Liedern wird nicht angeklagt und nicht entschuldigt, es gibt keinen Einspruch wider das Schicksal und keinen Augenblick des Schwankens. Es gibt auch keine höhere Gerechtigkeit wie die, der Kriemhild am Ende des Epos zum Opfer fällt. Denn im Liede tötet die Rächerin sich selbst, die ihrer gerechten Leidenschaft gefrönt hat, weil sie den Höhepunkt, der ihrem Dasein Sinn gibt, die heldische Unbeugsamkeit nicht überleben will.

Auch die Verschiebung der heldischen Werte und damit der Handlungsantriebe lehrt uns das Nibelungenepos: in den Eddaliedern rächt Grimhild den Tod ihrer Brüder an Atli, während Sigurds Tod, für den sie Wergeld genommen hat, nicht weiter-

2*

wirkt. Im deutschen Epos ist Kriemhild trotz ihrer Versöhnung mit den Brüdern die Rächerin ihres ersten Gatten an diesen, und ihre Tat erscheint als eine Gott wohlgefällige Treue gegen Sigfrid, weil die alte Pflicht der Sippenrache nicht mehr verstanden wurde und an ihre Stelle im Sagengrundriß die nun als höchstes Gefühl verehrte Liebe trat.

Wo so die alten Sagen durch den Einsatz neuer seelischer Antriebe zerbrochen wurden, ließ sich die alte Einheit der dichterischen Schau nie wieder herstellen, und Brüche und Nähte blieben immer aufdringlich sichtbar. Vor allem gab man nun vielen alten Sagen glückliche Schlüsse und umrankte die in ihrem Fühlen nicht mehr verstandenen Helden mit einem jungen Fabelgespinst, das nicht mehr heldisch, sondern nur noch reckenhaft war.

In der Sagakunst des Nordens geschah die innere Umbildung durch genealogische Reihung der Helden oder durch Verknüpfung der Lieder zu größeren Zusammenhängen, ohne daß jemals die Erhebung in einen höheren geistigen Bereich einer übergeordneten Bindung gelungen wäre, auch nicht in den Sagen von den Wölsungen, denn nicht der fluchbeladene Fafnirhort, sondern Brünhild und ihr Gelübde bringt Sigurd den Tod. Selbst Odins Gestalt, die seit dem 12. Jahrhundert als verbindendes Glied in die alten Sagenmassen gerückt wird, hat nie vermocht, die Gruppen durch einen mythischen Gedanken zu überwölben und neu durchzuformen. Der rätselvolle Gott, in seiner seltsam schillernden Rolle von dem zerfallenden isländischen Heidentume geschaffen, schreitet als ein undurchdringliches, in seinen Entschlüssen undurchschaubares Wesen durch die späten Ausformungen der Sagen: bald gütiger Helfer, bald Heimholer nach Walhall, bald sinnloser Zerstörer heldischen Lebens, bald böser Dämon und Verführer zur Neidingstat, nie eigentlich schicksalhaft, nie einen inneren Sinn im menschlichen Geschehen enthüllend, selber dunkelverhüllt, schweifend und in vielen Lichtern gebrochen: ein Sinnbild der unkosmischen Schicksalsschau der Germanen.

So gelangte also die Heldendichtung nie über die alten, in der Wanderungszeit geschaffenen Sagenformen hinaus, und alle Neuerungen waren im Grunde nur Abfälle von der einstigen Höhe, nicht aber Neuschöpfungen in einer gewandelten geistigen Schicht wie die griechischen Heroenmythen durch alle Jahrhunderte hin. Das Mittelalter hat mit aller Aufschwellung und Einkleidung, aller Fülle und Buntheit nur den echten Sinn der heldischen Dichtung zerbrechen können, und zuletzt blieb nichts mehr übrig als das hohle Gehäuse: die eintönigen Waffengänge der Recken und Kämpen, sinnlose Kämpfe mit theaterhaft-phantastischen Fabeltieren, leere Abenteuer, grundlose Gegnerschaften — die Heldendichtung starb.

Wenn wir von Shakespeare absehen, dessen gewaltige Menschen die germanische Heldenartung in einer seltsamen Mischung mit der Antike noch einmal aufleben ließen, dessen ungeheure Welt trotz aller griechisch-römischen Allegorien und nordisch-keltischen Fabelwesen die gleiche unselige Gott- und Götterlosigkeit offenbart wie die der Heldensage und uns durch einen noch tieferen Ton von Hoffnungslosigkeit erschüttert, wenn wir von seiner in das Drama einer noch starken Kriegs- und Staatsgesellschaft eingeschmolzenen Heldenerweckung absehen, so schwand die Heldendichtung fast ganz aus dem Bewußtsein der mit neuem Bildungsstoff gesättigten Germanen, und nur in verborgenen Tälern Norwegens, in Dänemark und auf den Inseln des Nordmeers trieb sie im niederen Volke noch junge Schösse in den Kämpen- und Volksweisen und den zum Tanz gesungenen Balladen. Ein seltsam romantischer Hauch umwittert sie: traumhaft und geisternd ist in ihnen noch verfangen, was einst die große Dichtung füllte, Schemen sind sie des einst blutvollen Leibes, in Singsang und Musik zerflattert, luftig und hell, voll schweifender und flirrender Lichter. Noch im 19. Jahrhundert entdeckte man auf den Lippen der tanzenden Mädchen der Färöer das gewaltige Schicksal des schönsten Helden und der erhaben-

sten Frau: Sigurds und Brünhilds. Heute hat das Alter der Maschine und Zeitung auch diese letzten Reste zerstört, und nur aus dem tiefsten Seelengrund des Volkes, aus dem Dichter, steigt mit der Geburt der neuen Götter- und Heldenzeit die Ahnung des versunkenen Alters in seiner unerbittlichen Größe auf, und wie immer an der Wende der Zeit hebt der Heldengeist sich drohend gegen die Widerwelt:

Ich bin gesandt mit fackel und mit stahl
Daß ich euch härte, nicht daß ihr mich weichet,
Ihr wißt nicht was euch nüzt, ich muß euch rauben,
Verfallne, wenn ihr deß euch nicht begebt
Was euch nur mehr erschlafft. So wills das recht.

I. FRANKEN UND BURGUNDEN

DIE NIBELUNGEN

NORDISCHE ÜBERLIEFERUNG:
DIE WÖLSUNGE UND NIFLUNGE

1. SIGMUND UND SIGNY

Über Frankenland herrschte einst ein mächtiger König, der hieß Wels. Er zeugte ein Zwillingspaar, Sigmund und Signy. Die Wölsunge übertrafen alle andern Geschlechter an Kraft und Mannheit. Wels war siegreich auf allen seinen Fahrten.

Eine berühmte Halle ließ er bauen, in deren Mitte der Stamm einer mächtigen Eiche stand, während ihre blütenübersäten Zweige das Dach der Halle beschatteten. Der Stamm der Eiche wurde später der Schwertstamm genannt.

Über Gautland herrschte Siggeir, der war mächtig und gebot über viele Mannen. Er fuhr zu Wels und bat ihn um Signys Hand. Wels willigte ein, sie selbst aber war der Heirat nicht geneigt. Doch gab Wels sie dem Werber.

Er rüstete die Hochzeit in der Halle, in deren Mitte die Eiche stand. Große Feuer brannten darin in langer Reihe. Als am Abend die Mannen bei den Feuern saßen, trat ein Mann in die Halle, der allen unbekannt war. Er trug einen blaugefleckten Mantel, Linnenhosen, die am Bein zusammengeknüpft waren, und hatte seinen breitrandigen Hut tief ins Gesicht gezogen. Er ging barfuß, war sehr groß, altersgrau und einäugig. In der Hand trug er ein Schwert, damit trat er zu dem Hallenbaum, stieß es in den Stamm, daß es bis ans Heft hineinfuhr, und sprach zu den staunenden Männern:

„Wer dieses Schwert aus dem Stamme zieht, empfange es von mir als Gabe, und seine Taten sollen erweisen, daß er nie ein besseres Schwert in Händen trug.“ Damit verließ der Alte die Halle, und niemand wußte, wer er war noch wohin er ging. Da mühten sich zuerst die Edelsten in der Halle, das Schwert herauszuziehen, und darauf alle anderen. Aber es rührte sich nicht. Als aber Sigmund, des Königs Sohn, es faßte, schien es ihm lose in der Hand zu liegen. Es war das schönste Schwert, das je einer gesehen hatte, daher wünschte Siggeir es vor allen zu besitzen. Er bot Sigmund dreimal des Schwertes Gewicht in Gold, der aber sprach: „War dir doch so gut gestattet wie mir das Schwert zu nehmen, als es im Baume stak, wenn dir die Ehre es zu tragen gebührte. Nun sollst du es nimmermehr erhalten, da es meiner Hand zuerst zufiel, bötest du mir gleich all dein Gold.“ Die Rede erzürnte Siggeir, höhnisch schien sie ihm. Heimtückisch aber schwieg er, als hätte er sie nicht beachtet, doch sann er noch am selben Abend den Lohn dafür.

Am andern Morgen sprach Siggeir, er wolle das gute Wetter zur Heimfahrt nutzen, ehe die wachsenden Winde ihm das Meer verschlössen. Signy aber weigerte sich, mitzufahren, denn böse Ahnungen künftigen Unheils erfüllten sie, und ihr Herz wollte ihrem Gatten nicht entgegenlachen. Wels aber trieb sie an, ihrem Gatten zu folgen, damit nicht die Schande des gebrochenen Gelöbnisses und die Rache des Siggeir über ihn käme. Ehe aber Siggeir heimfuhr, lud er König Wels, seinen Gesippen, und die Seinen zu sich nach Gautland über drei Monate, als wolle er sie für seinen schnellen Aufbruch vom Hochzeitsfest versöhnen. Und König Wels verhieß die Fahrt. Da schieden sie, und Siggeir fuhr heim.

Um die versprochene Zeit fuhr Wels mit Sigmund und seinen Mannen nach Gautland zur Gastung bei König Siggeir. Spät am Abend landeten seine Schiffe. Da kam Signy, seine Tochter, und sagte ihm und Sigmund in heimlicher Zwiesprache, Siggeir habe ein unüberwindliches Heer entboten,

und sinne gegen seine Schwäger Verrat. „Nun bitte ich euch," sprach sie, „kehrt wieder heim und sammelt euch viel Kriegsvolk, dann kommt und rächt euch selbst. Nur List rettet euch vor Verrat". Da sprach Wels: „Noch ungeboren sprach ich das Wort und tat das Gelübde, daß ich aus Furcht weder Feuer noch Eisen fliehen werde, das habe ich bis hierher gehalten, wie sollte ich es nun in meinem Alter brechen? Nie sollen uns Mädchen beim Spiele vorwerfen, daß wir den Tod fürchten: einmal ist jedem der Tod bestimmt. So will ich, daß wir nirgends fliehen, sondern mit höchster Kühnheit unsere Hände brauchen. Hundertmal habe ich gekämpft, bald in großer, bald in kleiner Schar, und immer habe ich den Sieg behalten, doch nie wird man von mir vernehmen, daß ich floh oder Frieden erbat." Da weinte Signy und wollte nicht zu ihrem Gatten heimkehren. Wels aber sprach: „Du sollst gewiß zu deinem Gatten heimkehren und bei ihm bleiben, wie immer es uns ergehe." So ging sie heim, die Wölsunge aber blieben diese Nacht auf ihren Schiffen. Als es tagte, gingen sie ans Land und rüsteten sich, und bald kam König Siggeir mit seinem Heer, da entbrannte eine harte Schlacht. Wels spornte gewaltig seine Mannen: achtmal brach er an diesem Tage mit seinen wenigen Helden in Siggeirs Völker ein und hieb zu beiden Händen. Beim neunten Male aber fiel König Wels inmitten seiner Mannen und all sein Gefolge mit ihm, außer Sigmund. So erlag er der Überzahl. Sigmund aber ward gefangen hinweggeführt.

Als Signy ihres Vaters Tod und ihres Bruders Gefangenschaft erfuhr, erbat sie von ihrem Gemahl, daß Sigmund nicht erschlagen, sondern friedlos und geächtet in die Wälder gesandt werde. Darauf antwortete Siggeir: „Rasend bist du und aberwitzig, da du deinem Bruder weit Schrecklicheres erflehst, als daß er zerhauen werde. Doch sei dir die Bitte gewährt. Denn mir ist je lieber, je länger seine Qual währt." So ließ er geschehen, wie sie bat, und Sigmund wurde in den Wald gesandt. Dort lebte er in einer Erdhöhle gleich den



Tieren des Waldes, Signy aber sandte einen Vertrauten zu ihm, der ihm brachte, wessen er bedurfte. Doch Siggeir glaubte, Sigmund sei tot.

Siggeir und Signy hatten zwei Söhne. Als der älteste von ihnen zehn Winter alt war, sandte ihn Signy zu Sigmund, daß er ihm ein Genosse sei, wenn er den Vater rächen wolle. Der Knabe fuhr zu Walde und kam abends zu Sigmunds Höhle. Der nahm ihn auf und hieß ihn Brotteig kneten, während er Holz hole. Als er aber zurückkam, hatte der Knabe den Teig nicht bereitet und sprach: „Ich getraute mich nicht den Mehlbeutel anzufassen, denn es war etwas Lebendiges darin.“ Da sah Sigmund, daß der Sinn des Knaben für das Rachewerk nicht tauge. Darum riet ihm Signy, als er sie wiedersah, den Knaben zu töten, denn nutzlos sei so sein Leben. Das tat Sigmund. Ein Jahr darauf sandte Signy ihren anderen Sohn zu Sigmund, dem erging es wie dem ersten.

Da sann Signy, wie sie ihrem Bruder einen Helfer beim Rachewerk schaffen möge. Sie tauschte mit einem andern Weibe die Gestalt und kam so zur Höhle ihres Bruders. Sie sagte, sie habe sich im Walde verirrt und bat ihn um Herberge. Die wollte er ihr nicht versagen, wenn sie ihn nicht verrate. Sie schien ihm lieblich und schön, und da sie gegessen hatten, bat er sie, die Nacht sein Lager zu teilen. Das gewährte sie ihm drei Nächte hindurch. Und als ihre Stunde kam, gebar sie einen Knaben, der wurde Sinfjötli genannt. Der wurde groß und stark und geriet nach dem Stamme der Wölsunge, daher sandte ihn die Mutter zu Sigmund bevor er zehn Winter zählte. Auch ihm gab Sigmund Mehl in einem Beutel, daß er Teig knete. Als er heimkehrte, fand er das Brot gebacken. Auf seine Frage, ob er in dem Mehl nichts gefunden habe, antwortete der Knabe: „Wohl schien mir etwas Lebendes im Mehl zu sein, doch habe ich es mitgeknetet.“ Da sprach Sigmund lachend: „Ich glaube nicht, daß du von diesem Brote heute abend essen wirst, denn du hast eine Giftschlange mit hineingeknetet.“ Sigmund nämlich war so gewal-



tiger Natur, daß ihm Giftiges nicht schadete, wenn er es aß, sein Sohn Sinfjötli aber war vor Gift nicht gefeit.

Noch war der Knabe zu jung zum Rachewerk, und Sigmund wollte ihn zuvor an kühne Tat gewöhnen. So zogen sie im Sommer durch die Wälder, erschlugen Männer und machten Beute.

Als Sinfjötli herangewachsen war und viele Proben seines Mutes abgelegt hatte, beschloß Sigmund den Vater zu rächen. So brachen sie eines Tages aus ihrer Höhle auf und kamen im Dunkeln zu König Siggeirs Gehöft. Sie traten in den Raum vor der Halle und verbargen sich hinter Metfässern, die dort lagen. Dort suchte sie die Königin auf und sie wurden eins, daß sie für den Vater Rache nehmen wollten nach Anbruch der Nacht. Es hatten aber Siggeir und Signy wieder zwei junge Söhne, die spielten in der Halle mit goldenen Ringen. Ein Ring sprang in den Vorraum, und als der Knabe ihm nachlief, gewahrte er zwei große und grimmige Männer mit schweren Helmen und weißen Brünnen. Da lief er in die Halle und erzählte es seinem Vater: der argwöhnte Verrat. Signy aber führte die Knaben in die Vorhalle und forderte von Sigmund, daß er die Verräter töte. Der weigerte sich. Sinfjötli aber wollte sich nicht beschämen lassen, er zog sein Schwert, tötete die Knaben und warf sie in die Halle hinein vor König Siggeir. Der gebot den Seinen die Männer zu ergreifen, die sich in die Vorhalle geschlichen hatten. Da wehrten sich Sigmund und Sinfjötli mannhaft, endlich aber überwand sie die Überzahl der Mannen, so daß sie gefangen und in Banden geschlagen wurden. Über Nacht sann der König, welches Todes er sie sterben lasse, den sie am längsten fühlten. Am Morgen ließ er einen großen Hügel aus Steinen und Rasen errichten, in die Mitte der Kammer aber ließ er einen großen flachen Felsblock setzen, so daß die Grabkammer in zwei Hälften geteilt wurde. Dann ließ er Sigmund und Sinfjötli in den Hügel setzen, jeden von ihnen in eine Kammer, denn schrecklicher dünkte ihn die Qual, wenn sie nicht beide zusammen wären, aber einander doch hören könnten. Als man



aber den Hügel zu schließen begann, kam Signy mit einem Bündel Stroh herzu. Das warf sie zu Sinfjötli in den Hügel und bat die Knechte, es dem König zu verheimlichen.

Nachts sprach Sinfjötli zu Sigmund: „An Speise wird es mir eine Zeit nicht fehlen, denn im Stroh hat mir die Königin Speck in den Hügel geworfen.“ Doch als er weiter tastete, fand er, daß Sigmunds Schwert im Specke stak, das erkannte er am Knauf und rief die Kunde Sigmund zu. Des freuten sich beide. Nun stieß Sinfjötli die Schwertspitze über dem Felsen durch und zog gewaltig, und das Schwert biß in den Felsen. Dann ergriff Sigmund die Schwertspitze, und nun zersägten beide mit wilder Gewalt die schwere Felsplatte bis auf den Grund. Darauf zersägten sie gemeinsam Stein und Eisen des Hügels und entkamen so dem Grabe.

Sie gingen zu Siggeirs Halle, wo alle Mannen im Schlafe lagen. Sie trugen Holz zur Halle und entzündeten es. Von Rauch und Lohe umhüllt erwachten die Mannen im Saale. Der König sprach: „Wer legte das Feuer um die Halle?“ Und Sigmund rief: „Hier ist Sigmund und Sinfjötli, mein Schwestersohn! Nun erfährst du, daß nicht alle Wölsunge starben.“ Er bat seine Schwester, herauszukommen und bei ihm in großen Ehren zu leben, daß all ihr Harm gelindert werde. Signy kam, doch wollte sie nicht mit ihnen gehen: „Höre mein Geheimnis“, sprach sie, „nie vergaß ich König Siggeir den Tod unseres Vaters. Als ich unsere Kinder hatte töten lassen, weil sie mich zu weich zur Rache dünkten, kam ich zu dir in den Wald in fremder Gestalt: Sinfjötli ist unser Sohn. Daher hat er sein Heldentum, weil sein Vater wie seine Mutter Wölsunge sind. Allezeit habe ich getrachtet nach Siggeirs Tod, nur Verlangen nach Rache erfüllte mich, darum kann ich jetzt nicht mehr leben. So will ich denn willig mit dem sterben, den ich widerwillig zum Gatten nahm.“ Dann küßte sie ihren Bruder Sigmund und Sinfjötli, ihren Sohn, wünschte ihnen Glück und wandte sich in das Feuer zurück, in dem sie mit Siggeir und allen seinen Mannen den Tod fand.

2. SINFJÖTLIS TOD

König Sigmund hatte sein Wölsungenerbe zurückerobert und herrschte über Frankenland. Er hatte sich ein Weib genommen, das Borghild hieß. Sinfjötli aber fuhr auf Heerzügen umher und erwarb sich großen Ruhm.

Einst begehrte er ein Weib, um das auch der Bruder der Borghild warb. Im Kampf um das Weib fällte Sinfjötli seinen Oheim.

Nach langen Heerfahrten kehrte er heim und sagte seinem Vater was geschehen war. Als Borghild den Tod ihres Bruders erfuhr, gebot sie ihrem Stiefsohn, aus dem Lande zu weichen, daß sie ihn nicht mehr sähe. Sigmund aber wollte den Sohn nicht ziehen lassen, er bot ihr Mordbuße, was er einem Manne noch nie getan hatte, und scheinbar fügte sie sich seinem Willen.

Borghild rüstete das Erbmahl für ihren Bruder und brachte den Männern den Trunk. Mit einem großen Horne trat sie zu Sinfjötli. Der nahm es, sah hinein, und da er Gift darin gewahrte, sprach er zu Sigmund: „Trüb ist der Trank, Vater!“ — „Gib ihn mir“, sprach Sigmund, und trank ihn. Höhnend brachte Borghild dem Sinfjötli ein anderes Horn, doch wieder sprach er: „Gefälscht ist der Trank“, und wieder nahm Sigmund das Horn und leerte es. Zum drittenmal brachte Borghild ein Horn und befahl dem Sohne zu trinken, wenn anders er den Mut der Wölsunge besäße. Sinfjötli sprach: „Gift ist im Horne“, doch Sigmund, schon trunken, erwiderte: „Laß den Bart es seihen, Sohn!“ Da trank Sinfjötli und fiel tot nieder.

Sigmund trug den Toten im Arme einen weiten Weg in schwerem Harm. Er fuhr zu Walde und kam dann an einen langen und schmalen Meerbusen. Dort lag ein kleines Schiff und ein Mann stand darin. Der fragte Sigmund, ob er ihn über den Fjord fahren solle. Das bejahte der. Als aber Sigmund die Leiche in das Boot getragen hatte, war es voll beladen.

So ging Sigmund am Fjord entlang. Der Mann aber stieß mit dem Boote vom Ufer und entschwand sogleich Sigmunds Augen. Als das geschehen war, kehrte Sigmund heim und verstieß sein Weib Borghild.

3. SIGMUNDS TOD

Siglind, die Tochter König Eulimis, war aller Frauen lieblichste und weiseste. Sie ersah sich Sigmund, keine andere schien ihm seiner wert. So zog er zu Eulimi, der seine Werbung freundlich aufnahm und seine Ankunft festlich feierte. Es war aber ein anderer Freier aus Hundings Geschlecht, mit Namen Lyngwi, gekommen. Da Siglinds Vater von dem Werber, den er abwiese, Feindschaft fürchtete, sprach er zu seiner Tochter: „Da du weise bist, so will ich, daß du deinen Gemahl selbst kiesest unter den zwei Königen. Dein Beschluß soll der meinige sein.“ Sie antwortete: „Schwer ist die Wahl. Doch wähle ich den ruhmvollsten, und das ist König Sigmund, trotz seines Alters.“ So ward sie dem Sigmund gegeben und Lyngwi begab sich hinweg. Sigmund fuhr heim ins Frankenland und mit ihm König Eulimi.

Lyngwi und seine Brüder aber zogen mit Heeresmacht wider Sigmund, daß sie seinen Heldenmut überwänden. Sie luden ihn offen zum Kampf, denn sie wußten, daß er nicht fliehen werde. Sigmund bereitete sich zur Schlacht, seine Gattin Siglind aber sandte er mit einer Magd und vielem Gut in den Wald, und dort weilte sie während der Schlacht. Die Feinde sprangen mit ihrem Heer aus den Schiffen, Sigmund aber richtete sein Banner auf und ließ weithin die Heerhörner schallen. Doch war seine Schar weit kleiner als die der Feinde. Da hob sich wilder Kampf, und obgleich Sigmund schon alt war, kämpfte er doch gewaltig in der vordersten Reihe. Nicht Schild noch Brünne hielt seinen Streichen, immer wieder durchschritt er die Reihen seiner Feinde, und lange stand die Schlacht. Noch war Sigmund unverwundet, aber beide Arme

waren vom Blute seiner Feinde gefärbt bis zur Achsel hinauf. Da tauchte in der Schlacht ein Mann auf mit breitem Hut und blauem Mantel, er war einäugig und trug einen Speer in der Hand. Der trat Sigmund entgegen und schwang den Speer vor ihm empor, und als Sigmund kräftig dawiderhieb, zerbrach sein Schwert in zwei Stücke. Darauf wandte sich der Männerfall, dem König Sigmund entwich das Heil und seine Mannen fielen neben ihm. Der Gewalt der Vielen vermochte er nicht mehr zu widerstehen, so ward in dieser Schlacht König Sigmund gefällt an der Spitze seiner Mannen und mit ihm König Eulimi.

Lyngwi aber zog zum Königshofe, daß er Siglind erbeute. Doch fand er sie nicht. Er nahm das Land in Besitz und glaubte das Geschlecht der Wölsunge vernichtet.

In der Nacht nach der Schlacht ging Siglind auf die Walstatt und fand Sigmund schwertwund liegen. Sie fragte ihn, ob er noch Heilung hoffe. Doch er antwortete ihr: „Mancher gewinnt neues Leben bei schlechterer Hoffnung, mir aber entwich das Heil, drum will ich nicht genesen. Odin will nicht, daß ich noch das Schwert ziehe, da er es zerbrach. Ich hob den Kampf so lang es ihm gefiel." — „Gut dünkte mich", sprach Siglind, „wenn du geheilt würdest und meinen Vater rächtest". — Doch der König antwortete: „Einem andern ist dies schon bestimmt, Odin hat seinen Helden neu gewählt: du trägst einen Knaben, pflege ihn wohl, denn er wird der Rühmlichste und Trefflichste der Wölsunge sein. Bewahre auch die Schwertstücke wohl, davon wird dereinst ein herrliches Schwert geschmiedet, das wird Gram heißen. Unser Sohn wird es tragen und Heldenwerke damit vollbringen, die nimmer vergessen werden, und sein Name wird leben, solange die Welt steht. Das sei dein Trost, mich aber ermatten meine Wunden, ich will nun unsere Blutsfreunde aufsuchen, die mir vorangegangen sind." Siglind saß über ihn gebeugt, bis er verschied: da begann der Tag zu leuchten.

4. SIGURDS JUGEND

Als Sigmund gestorben war, ging Siglind wieder zum Walde und gebar dort in großer Not und Einsamkeit einen Knaben. Dann starb sie. Das Kind aber wuchs in der Wildnis unter den Tieren des Waldes auf.

Im Walde hauste ein kunstreicher und schicksalskundiger Schmied aus albischem Stamme, der hieß Mimir. Zu dem kam eines Tages ein Knabe aus dem Walde gelaufen, und als Mimir ihn sah, rief er voll Freude: „Sigmunds Sproß, der kühne Held, kam zu meinem Hause. Mut hat er mehr als ein erwachsener Mann, ich erhoffe mir Beute vom kühnen Wolf. Erziehen will ich den mannhaften Fürsten. Nun ist ein Königssproß zu uns gekommen, der wird zum mächtigsten Helden unter der Sonne erwachsen. Über alle Lande dehnt sich seines Schicksals Gewebe."

Als Sigurd erwachsen war, reizte Mimir den jungen Helden, den Drachen Fafnir zu erschlagen, der auf der Gnitaheide einen ungeheuren Hort hütete und den Schreckenshelm besaß, der alles Lebende fürchten machte. Dies aber erzählte Mimir dem Knaben vom Drachen und seinem Hort: „Mein Vater hieß Reidmar", sprach er, „er war vom Stamme der Riesen entsprungen und ein mächtiger und reicher Mann. Er hatte drei Söhne, einer hieß Fafnir, der war der stärkste und grimmigste und wollte alles sein eigen nennen. Der zweite hieß Otter, der war ein großer Waidmann. In Ottergestalt lebte er meist im Strome und fing sich Fische, die er seinem Vater brachte. Ich selber war der dritte, und der geringste an Tüchtigkeit und Ansehen, doch konnte ich Eisen bearbeiten und aus Silber und Gold Kleinode fertigen. Einst kamen Odin, Hönir und Loki auf ihrer Wanderung an einen Wasserfall. Am Ufer des Stromes saß Otter und verzehrte einen Lachs, den er gefangen hatte, mit blinzelnden Augen, denn er war so geizig, daß er nicht ansehen konnte, wie seine Beute abnahm. Loki warf ihn mit einem Steine tot. Da

glaubten die Asen einen glücklichen Fang getan zu haben und zogen dem Otter den Balg ab. Abends kamen sie zu Reidmar, baten ihn um Herberge und zeigten ihm ihre Beute. Als mein Vater diese sah, rief er Fafnir und mich herbei und sagte uns, daß die Asen unsern Bruder erschlagen hätten. Da griffen wir sie und legten ihnen zur Buße auf, den Balg mit Gold zu füllen und ihn auch von außen mit rotem Golde zu verhüllen. Odin sandte Loki in das Reich der Schwarzalben, damit er von dort das Sühnegold herbeischaffe. Er kam zum Andwarafors, den Stromschnellen, worin der zauberkundige und schatzreiche Zwerg Andwari in Gestalt eines Hechtes lebte, den zahlreichen Fischen nachstellend, die sie bevölkerten. Zuvor hatte Loki sich das Netz der Ran geliehen, das warf er vor dem Hecht aus und fing ihn darin. Loki griff ihn und sprach: „Wer ist der Fisch, der durch den Strom schießt und sich vor Nachstellung nicht wahrt? Nun löse dein Haupt, das Hel verfiel: gib mir der Quelle Feuer, dein Gold". — „Andwari heiße ich", sprach der Fisch, „und Oin mein Vater, viele Ströme durcheilte ich schon. In Urtagen schuf mir die böse Norn, daß ich im Wasser hausen solle." Loki befahl dem Zwerge, daß er, um sein Leben zu lösen, ihm alles Gold gebe, das er in seinem Steine habe. Als sie in die Höhle gekommen waren, trug der Zwerg einen unermeßlichen Schatz herbei, doch barg er unter der Hand einen kleinen Goldring, der hieß Andwaranaut, Loki forderte auch ihn. Der Zwerg bat, ihm nur den nicht zu nehmen, denn mit ihm könne er seinen Schatz wieder mehren. Loki aber wollte ihm nichts lassen und entriß ihm den Ring. Während er sich zum Gehen wandte, sprach der Zwerg den Fluch über den Ring, daß er jedem, der ihn besäße, gewaltsamen Tod bringen solle. Loki dünkte dieser Fluch gut, und er sagte, er solle sich an dem bewahrheiten, der den Ring von ihm empfangen werde. Loki kam zu Reidmar zurück und zeigte Odin das Gold. Dem schien der Ring Andwaranaut köstlicher denn alles, und er nahm ihn von dem Schatze fort. Reidmar füllte nun den

Otterbalg und richtete ihn auf, als er prall war. Odin aber sollte ihn mit Gold umhüllen. Als das geschehen war, fragte er Reidmar, ob die Buße gezahlt sei. Der aber entdeckte ein Barthaar des Otters und forderte, daß auch das verdeckt werde. Da zog Odin den Ring hervor und bedeckte damit das Haar. Als so die Götter ihre Häupter gelöst hatten, sprach Loki, nun solle sich erfüllen, was Andwari gesprochen habe: daß dieser Ring und dieses Gold dem den Tod bringen müsse, der sie besäße. „Das Gold ist bezahlt," sprach er, „große Lösung empfingst du für mein Haupt, doch Unheil erwächst deinen Söhnen daraus." — „Gold gabst du," sprach Reidmar, „doch gabst du nicht aus arglosem Herzen. Eures Lebens wäret ihr ledig, hätte ich früher den Fluch gekannt. Doch das rote Gold will ich mir wahren, solange ich lebe. Deine Drohung fürchte ich nicht um ein Haar. Fahrt von hinnen!" Da zogen die Götter davon. Reidmar nahm alles Gold als Sohnesbuße an sich. Fafnir und ich aber forderten unser Teil am Wergeld für Otter, unsern Bruder. Das verweigerte Reidmar. Da durchbohrte ihn Fafnir mit dem Schwerte, während er schlief. Der rief sterbend seinen Töchtern: „Lyngheid und Lofnheid, mein Leben entflieht mir! Rache heischt meine Not." Lyngheid aber erwiderte: „Wenig Schwestern, denen die Brüder den Vater erschlugen, werden den Frevel an ihnen rächen!" So starb Reidmar. Fafnir aber nahm alles Gold. Da forderte ich meinen Anteil am Vatererbe, das verweigerte er mir und sprach: „Nie teile ich mit dir das Gold, um das ich meinen Vater erschlug. Er verwandelte sich in einen Drachen und legte sich auf der Gnitaheide über den Hort, um ihn zu hüten."

Immer wieder erzählte der Schmied Sigurd die Mär und reizte ihn mit höhnischen Worten, als fürchte Sigurd sich, den Drachen zu erschlagen. Da sprach Sigurd: „So schmiede mir denn ein Schwert mit deiner Meisterschaft, wie nie ein besseres geschmiedet wurde, mit dem ich das Heldenwerk vollbringen kann, wenn du willst, daß ich den großen Wurm

erschlage.“ Das versprach Mimir. Und als das Schwert fertig war und Sigurd damit auf den Amboß hieb, zersprang es, und Sigurd sprach: „Schlechtes Schmiedewerk hast du gefertigt, Mimir.“ Und nicht anders erging es dem zweiten Schwert. Da schalt Sigurd den Schmied und lief zornig in den Wald. So kam er auf die Walstatt, wo einst Sigmund im Kampfe gefallen war, und fand die Trümmer eines Schwertes, die im Grase blinkten. Er hob sie auf, brachte sie dem Schmiede und rief: „Schmiede mir aus diesen Trümmern ein neues Schwert.“ Mimir erkannte, daß die Stücke aus dem edelsten Stoffe waren und von dem Schwerte herrührten, das einst Sigmund getragen hatte. Er tat, wie ihn der Knabe geheißen, und als er das fertige Schwert aus der Esse zog, schien es als brenne Feuer aus den Schneiden. Wieder hieb Sigurd auf den Amboß, der spaltete bis zur Erde, das Schwert aber brach und splitterte nicht. Dann ging Sigurd zum Rhein und ließ eine Wollflocke im Strome wider die Schneide treiben, die zerschnitt das Schwert wie Wasser. Sigurd nannte das Schwert Gram.

Darauf trieb der Schmied Sigurd an, daß er sich ein Roß suche, das eines Heldensohnes würdig sei. Die Schmiedeknechte aber spotteten, daß der Heldensohn weder Vater noch Mutter habe. Zornig ging Sigurd in den Wald, bei sich bedenkend, wie er das Schicksal seines Geschlechts erfahre, damit er nicht in der Schmiede der Genossen Spott dulden und sippenlos wandern müsse.

Dem Sinnenden begegnete ein Wanderer mit langem greisem Bart und fragte ihn, wohin sein Weg gehe. „Ein Roß will ich mir kiesen“, antwortete Sigurd, „und Kunde erlangen von meinem Geschlechte. Rate mir, wenn du es vermagst.“ Der Greis führte ihn zum Rhein, dort fanden sie eine Koppel Pferde. Auf des Alten Rat trieb Sigurd die Rosse in die Tiefe des Stromes, da wendeten alle zum Ufer zurück, außer einem Hengst: den nahm Sigurd. Er war von grauer Farbe, noch jung, doch von starkem Wuchs und trefflichen Eigenschaften,

3*

noch hatte niemand auf seinem Rücken gesessen. Der Bärtige sprach: „Dieser Hengst stammt von Sleipnir, Odins Roß. Hüte ihn mit Sorgfalt, denn er ist besser als irgendein Roß und wird dich zum weisen Gripir, deinem Oheim, tragen.“ Damit verschwand der Wandrer. Sigurd aber nannte das Roß Grani und schwang sich auf seinen Rücken. Sogleich jagte das Roß mit ihm davon. Er ritt unter der Bergleite Tag und Nacht in wildem Rennen, bis er zu einer befestigten Halle gelangte. Grani setzte in gewaltigem Sprunge über die Umwallung, drinnen traten ihm die Mannen entgegen, die die Halle bewachten. Aber Sigurd drang auf sie ein und schlug sie alle zu Boden. Der Herr der Burg, der beim Mahle saß, vernahm den Lärm der Kämpfenden, erhob sich und sprach: „Nun füllt die Silberschalen mit Met, denn der hier kam, muß Sigurd sein, mein Schwestersohn. Ich will ihn willkommen heißen und hätte er mir auch alle meine Mannen erschlagen. Hütet euch, denn keinen Spott duldet der Held.“ Da ging er, Sigurd zu empfangen, der aber rief ihm entgegen: „Bist du Gripir, der Weise, so höre, was ich dich fragen will: weißt du von meinem Vater und meiner Herkunft, so hehle es mir nicht!“ Und Gripir erwiderte: „Weißt du deine Herkunft nicht, so will ich es dir künden: Sigurd bist du, der Sohn König Sigmunds und der Siglind. Sei mir willkommen.“ Darauf führte er ihn in die Halle und bewirtete ihn wohl. Er erzählte ihm das Schicksal seines Geschlechtes, und da er der künftigen Dinge kundig war, weissagte er ihm ein Leben voll Heldenruhm und Heldennot und einen frühen Tod.

Als Sigurd solche Kunde empfangen hatte, bestieg er sein Roß und ritt von dannen.

5. SIGURDS DRACHENKAMPF

Mimir und Sigurd machten sich beide auf und kamen auf die Gnitaheide. Dort fanden sie die Fährte, auf der Fafnir zum Wasser zu kriechen pflegte. Mimir begab sich voll Furcht hinweg und verkroch sich in der Heide, Sigurd aber machte



auf der Fährte eine große Grube und setzte sich hinein. Als nun Fafnir von seinem Golde zur Tränke kroch, geschah ein Getöse als werde die Erde von einem Beben geschüttelt. Der Wurm spie Gift von sich, das fiel von oben Sigurd auf das Haupt. Doch ihn überkam keine Furcht. Und als Fafnir sich über die Grube wälzte, durchstach ihm Sigurd mit dem Schwerte das Herz. Dann sprang er aus der Grube und riß sein Schwert an sich. Als aber der Wurm die Todeswunde fühlte, schüttelte er sich und schlug mit Haupt und Schweif gewaltig um sich, so daß die Bäume um ihn her zersplitterten. Dann ward er Sigurds gewahr und rief: „Bursche! Wer zeugte dich? Welcher Sippe entsprangst du, der du dein gleißendes Schwert in Fafnirs Blut rötest? Bis zum Herzen stand mir die Klinge!“ Sigurd sprach: „Erlauchtes Wild heiß ich, und gewandert bin ich, ein mutterloser Mann. Keinen Vater hab ich wie Menschensöhne, immer ging ich einsam.“ — „Höre,“ rief Fafnir, „wenn du keinen Vater hast wie Menschensöhne, durch welches Wunder kamst du denn zur Welt? Nennst du mir deinen Namen nicht in meiner Todesstunde, so heiß ich dich Lügner.“ — „Unkund, meine ich, ist dir mein Geschlecht und unkund mein Name“, erwiderte der Held, „Sigurd heißt, dessen Schwert dich schlug, und Sigmund mein Vater.“ — „Wer reizte dich, “ sagte Fafnir, „wer durfte dir raten, meinen Tod zu sinnen? Strahläugiger Bursche, ein bittrer Held war dein Vater, und Angeborenes zeigt sich bald.“ — „Mich reizte mein Mut zur Tat“, antwortete Sigurd, „mir halfen meine Hände und mein scharfes Schwert. Keiner gewinnt Mut im Alter, der jung nichts wagt.“ — „Nun höre du“, sprach Fafnir, „das klingende Gold und der glutrote Hort — die Ringe werden dir Tod bringen.“ — „Bis zu dem finstern Tag schaltet jeder mit seinem Schatz, einmal ist uns allen bestimmt, zur Hel hinabzufahren,“ erwiderte Sigurd. „Mein Schreckenshelm dünkte mich wider Menschen mein Schutz, da ich auf dem Horte lag. Allein dünkte ich mich stärker als alle, wenige Männer fand ich mir gleich,“ sagte Fafnir. „Der

Schreckenshelm kann keinen bergen," sprach Sigurd, „wo Kampfeszorn einen Helden treibt." — „Tödliches Gift schnob ich, als ich auf dem Vatererbe lag," sprach Fafnir. „Funkelnder Wurm," sagte Sigurd, „Grausen hast du erregt und bargst harten Sinn. Um so mächtiger wächst der Grimm dem Menschensohne, der dennoch deinen Helm gewann." — „Ich rate dir nochmals," sprach Fafnir, „und du folge dem Rat: reite heim von hier! Das klingende Gold und der glutrote Hort, — die Ringe werden dir Tod bringen." — „Das ist dein Rat," höhnte Sigurd, „ich aber will zu dem Golde reiten, das auf der Heide liegt. Und du, Fafnir, liege in Todesnot, bis Hel dich hält." — „Mimir verriet mich," rief Fafnir, „auch dich wird er verraten, er will unser beider Tod. Fafnir muß sein Leben lassen, dein ward die größere Macht."

Als Mimir gewahrte, daß der Wurm erschlagen war, wagte er sich aus seinem Versteck hervor. Er kam zu Sigurd, als dieser das Drachenblut vom Schwerte strich, und sprach: „Heil dir, Sigurd, Sieg hast du erstritten und Fafnir gefällt. Von allen Männern, die auf der Erde schreiten, heiß ich dich den unerschrockensten." — „Wie kannst du wissen, wer von den Helden allen den unerschrockensten Mut bewähre?" sprach Sigurd, „mancher mag kühn sein, der noch nie das Eisen in eines Mannes Brust gerötet hat." — „Froh bist du, Sigurd," fuhr Mimir fort, „und genießest deinen Sieg, da du Gram am Kraute trocknest. Doch ich bin betrübt, denn es war mein Bruder, den du erschlugst, wenn ich auch selbst die Tat ersann." — „Fern gingst du," sprach Sigurd, „als ich in Fafnir mein scharfes Schwert färbte. Als ich wider des Wurmes Macht meine Kraft stemmte, da verkrochst du dich im Heidekraut." — „Doch läge der alte Riese noch lange auf der Heide," erwiderte Mimir, „hätte dir nicht das Schwert gedient, das ich geschmiedet." — „Mut ist besser als Schwertes Gewalt, wenn es zum Kämpfen geht," sprach Sigurd, „ich sah schon kühnen Mann mit stumpfer Klinge Sieg erstreiten." „Doch fordere ich für das Schwert Teil an dem Schatze,

als Wergeld für den Fall meines Bruders," sprach Mimir. „Du selbst rietest mir, herzureiten über bereiftes Gebirg. Hort und Leben hätte noch der funkelnde Wurm, hättest du mich nicht der Furcht geziehen," sprach Sigurd.

Darauf ging Mimir zu Fafnir und schnitt ihm das Herz mit dem Schwerte Ridil heraus, dann trank er vom Blute aus der Wunde und sprach: „Nun sitze du, Sigurd, ich bedarf des Schlafes, und halte mir Fafnirs Herz ans Feuer. Essen will ich das Fleisch des Herzens nach diesem Bluttrunk." Sigurd nahm das Herz und briet es am Dorne. Als er dachte, daß es fertig wäre und der Saft am Herzen zu schäumen begann, berührte er es mit dem Finger, um zu versuchen, ob es gar gebraten sei. Da verbrannte er sich den Finger und führte ihn zum Munde. Und als Fafnirs Herzblut seine Zunge berührte, verstand er sogleich die Sprache der Vögel. Er hörte, wie die Spechtmeisen im Gebüsch zwitscherten und die erste Meise sang: „Da sitzt Sigurd blutberonnen, Fafnirs Herz brät er am Feuer. Weise deuchte mich der Ringvergeuder, äße er den schimmernden Lebensmuskel." Die zweite Meise sang: „Da liegt Mimir und hält Rat mit sich. Den will er trügen, der ihm vertraut, zornig sinnt er falsche Anklage, den Bruder will der verruchte Schmied rächen." Die dritte sang: „Um ein Haupt kürzer laß er den alten Zauberer zur Hel hinabfahren, dann schaltet er allein mit allem Golde, darauf Fafnir lag." Die vierte sang: „Klug wäre er, wollte er beherzigen den freundlichen Rat, den ihr Schwestern gebt, sich zu wahren und die Raben zu erfreuen. Wo man Spitzohren sieht, vermutet man den Wolf." Die fünfte sang: „Nicht weise wäre der Held, ließe er den einen Bruder entkommen, nachdem er den andern erschlug." Die sechste sang: „Sehr unklug wäre es, den Feind zu schonen, der ihn verderben will. Schützen sollte er sich vor Mimirs Verrat." Und die siebente sang wieder: „Um eines Hauptes Länge kürzer und der Ringe bar lasse er den reifkalten Unhold sein. Dann mag er allein den Hort besitzen, den Fafnir

hütete.“ Da sprach Sigurd zu sich selbst: „So soll das Geschick nicht mächtig werden, daß Mimir meine Todesrune mit sich trägt. Darum sollen schnell beide Brüder miteinander zur Hel fahren.“

Und Sigurd hieb Mimir das Haupt ab. Dann aß er Fafnirs Herz und trank beider, Mimirs und Fafnirs Blut. Darauf ritt er auf Fafnirs Fährte zu seinem Lager. Dort fand er Goldes die Fülle und viele Kleinode. Damit belud er Grani, bestieg das Roß und ritt von dannen.

6. SIGURDS RACHEZUG

Sigurd gedachte, was er vom Tode seines Vaters und den Hundingssöhnen erfahren hatte und sprach bei sich: „Ich will aus dem Lande fahren und die Hundingssöhne aufsuchen, und sie sollen erfahren, daß nicht alle Wölsunge tot sind. Hell auflachen würden die Hundingssöhne, die einst meinen Vater und König Eulimi erschlugen, wenn heißerer Wunsch nach roten Ringen als nach Rache mich erfüllte.“ Er warb sich Genossen, rüstete starke Schiffe und bemannte sie wohl. Die Flotte begab sich auf See, und Sigurd steuerte den stärksten und stattlichsten Drachen.

Nach wenigen Tagen zog ein heftiges Unwetter herauf und schäumig brandete die See um die Schiffe. Doch Sigurd verlor den Mut nicht und segelte weiter. Als sie an einem Vorgebirge vorübersteuerten, stand hoch am Ufer ein Mann und rief: „Wer reitet dort auf Räwils Hengsten durch türmende Wogen und heulende See? Vom Wogenschweiß triefen die Segelrosse, der Sturm vernichtet die Meeresrenner.“ Sigurd erwiderte: „Hier ist Sigurd auf den Seebäumen! Günstiger Fahrwind ward uns zum Tode hin. Steile Brecher stürzen über den Steven, das Dünungsroß sinkt — wer ist es, der fragt?“ Der Mann erwiderte: „Nikar ruft mich, was Raben auf der Walstatt erfreut, du junger Wölsung. Den Bergalten magst du nennen Feng oder Fjölnir — ich fordere Mitfahrt.“ Sie legten an und nahmen den Alten ins Schiff:

da legte sich der Sturm, denn Odin war ihr Fahrtgenosse geworden. Der setzte sich zu Sigurd ans Steuer und lehrte ihn Kriegerweisheit, wie man in der Schlacht Sieg gewinne und welche Vorzeichen man beachten müsse, ehe man zum Kampf auszieht. Als sie aber in das Reich der Hundingssöhne kamen, verschwand der Alte.

Nun entbrannte ein schwerer Kampf zwischen Sigurd und den Tötern seines Vaters. Sigurds gutes Schwert Gram wütete unter den Feinden, und als der Abend kam, lagen Lyngwi und seine drei Brüder und der größte Teil ihres Heeres auf der Walstatt. Da sprach Sigurd: „Nun ist der blutige Adler mit beißendem Schwert dem Töter Sigmunds in den Rücken geritzt. Als die kühnsten Helden bewährten wir uns von allen, die je die Walstatt gerötet und die Raben Odins erfreut haben."

Und Sigurd fuhr heim mit Ruhm und Beute.

7. SIGURD UND DIE SCHILDMAID

Als Sigurd den Drachen erschlagen und seinen Vater gerächt hatte, ritt er auf Grani nach Süden gen Frankenland und kam zum Fels der Hindin. Auf der Spitze des Berges sah er einen leuchtenden Schein, als brenne ein Feuer zum Himmel auf. Als er aber näher kam, fand er einen Zaun aus gereihten Schilden, daraus ragte ein Banner empor. Er durchschritt die Schildburg und fand darin einen Krieger in voller Rüstung in tiefem Schlafe liegen. Er nahm dem Ruhenden den Helm vom Haupte: da sah er, daß es ein Weib war. Die Brünne aber umhüllte ihren Leib so fest, als sei sie angewachsen. Darum durchschnitt er sie mit dem Schwerte Gram, von der Kopföffnung nach unten und an den Armen entlang. Als er dann die Brünne löste, erwachte die Schlafende, richtete sich auf und sprach: „Was schnitt meine Brünne? Wie brach ich hervor aus des Schlafes Umhüllung? Wer zerhieb mir des Bannes fahle Fesseln?" Sigurd sprach: „Das tat Sigmunds Sohn. Sigurds Schwert löste der Schlafenden Glieder." — „Lange schlief ich," sprach die Maid, „lang währte der Bann

meines Schlummers, lang ist der Sterblichen Leid. Odin schuf, daß ich des Schlafes Zauberrunen nicht zu brechen vermochte. — Heil dir, Tag, und euch, Söhne des Tags! Heil dir, Nacht, und dir, Tochter der Nacht. Mit freundlichem Auge schaut auf uns her und gebt uns Ruhenden Sieg. Heil euch Asen, Heil euch Asinnen! Heil sei der fruchtprangenden Erde! Rede und Rat gebt uns beiden Erlauchten und heilende Hände immerdar."

Sigurd setzte sich nieder und fragte die Jungfrau, wer sie sei. Sie sprach: „Einst war ich eine siegspendende Walküre und Odins Dienerin. In den Kampftälern erwuchs ich mit Brünne und Speer, Hild unterm Helme nannten mich damals die Helden. Da erhob sich Kampf zwischen zwei Königen, Helmgunnar, dem greisen Fürsten im Volk der Goten, und Agnar. Odin hatte Helmgunnar Sieg verheißen, doch dem jungen Agnar wollte niemand helfen. Da brach ich Odins Befehl: Helmgunnar den Alten ließ ich zur Hel hinabziehen, dem Agnar aber gab ich Sieg.

Das erregte mir Odins Zorn. Auf dem Felsen der Hindin umschloß er mich mit Schilden, roten und weißen, daß die Ränder einer Richtschnur glichen, stach mich mit dem Schlafdorn und senkte mich so in tiefen Schlummer. Er verhängte über mich den Bann, daß ich nie wieder in der Schlacht Sieg bringen noch Helden fällen dürfe, bis der die Fesseln meines Schlafes breche, der niemals Furcht gekannt habe."

Nach diesen Worten nahm die Jungfrau ein Trinkhorn, füllte es, reichte es Sigurd und sprach: „Heiltrank bring ich dir, du Held in der Brünne! Gemischt ist er mit Ruhm und Kampfeskraft, gefüllt mit Glückssprüchen und heilenden Stäben, mit gutem Zauber und Segensrunen. Und das künde ich dir: Willst du die Heldenbahn gehen nach dem Willen des Schicksals, so wird dein Ruhm der höchste unter den Wolken sein. Jung wirst du sterben als Held oder friedlich altern ohne Ruhm. Nun magst du kiesen, freie Wahl hast du, leuchtender Held! Rede und Schweigen hast du selbst zu

küren. Alles Unheil ist vorbestimmt.“ Sigurd antwortete: „Nie will ich dem Geschick weichen, droht mir gleich der Tod. Kein Feiger ward ich gezeugt. Dein Freundesrat lenke meine Bahn, solange ich lebe.“ Da lehrte ihn die Schildmaid uralte Weisheit und die Kunst der zauberischen Runen: „Siegrunen lerne,“ sprach sie, „wenn du Sieg haben willst. Ritze sie in des Schwertes Hilze, in die Blutrinne und des Rückens Grat und raune zweimal den Namen Tyr. — Älrunen lerne, daß nicht eines andern Weib dich täusche, wenn du vertraust, und den Trank dir fälsche. Aufs Horn mußt du sie ritzen und auf den Rücken der Hand, auf den Nagel zeichne die Rune ‚Not‘. — Brandungsrunen nimm, wenn du bergen willst vom Sund die Wogenrosse. Die ritzest du auf den Steven und auf des Steuers Blatt, und brennst sie in die Ruder ein. Wie schwer dann die Brandung über dir schäumt, wie schwarz die See auch droht: heil kommst du an Land. — Rederunen sollst du wissen, willst du nicht, daß ein Held dir einen Harm blutig vergelte, und Denkrunen mußt du kennen, daß keiner der Männer an Weisheit dich übertreffe. Sie schuf einst Odin, sie ritzte er, er fand sie durch den Trank, der geträuft war aus dem Haupt und dem Horn Mimirs, des weisen Riesen. — Hör meinen Rat: Schwör keinen Eid wider die Wahrheit! Den Eidbrecher trifft grimmes Geschick. Auch traue nie den Worten des jungen Wolfs. Ob du seinen Bruder erschlugst oder seinen Vater fälltest: ein Wolf erwächst dir in dem Knaben, nahm er gleich Wergeld. Glaube nicht, daß so leicht der Bluthaß entschläft.“

Vieles sprach sie noch und machte ihn reich an dem Wissen, dessen der Held bedarf. Dann ritt Sigurd von dannen.

8. SIGURD UND BRYNHILD

Manches Heldenwerk hatte Sigurd vollbracht, da gelangte er eines Tages auf seiner Fahrt zur Halle eines großen Königs, der Gjuki hieß und über weite Lande im Süden am Rheine herrschte. Als er auf Granis Rücken in den Burghof einritt,

sah ihn einer der Königsmannen und rief: „Wahrlich, hier kommt einer der Götter gefahren! Ganz ist dieser Mann mit Gold geschmückt, gewaltiger ist sein Roß denn andere, und herrlicher sein Gewaffen. Weit überragt er alle Männer." Der König ging hinaus und fragte Sigurd: „Wer bist du, der so herrlich in meine Burg einreitet?" — „Sigurd heiße ich und bin König Sigmunds Sohn," erwiderte der Held. „Sei uns willkommen," sprach Gjuki, „und empfange, was dein Wunsch begehrt."

Gjuki hatte drei Söhne, Gunnar, Högni und Guttorm. Mit Gunnar und Högni schloß Sigurd den Blutsbund und befestigte ihn durch Eide. Sie gaben ihm die junge Grimhild, ihre Schwester, die schönste Jungfrau, zum Weibe. In Freuden und bei festlichen Gelagen verbrachten sie die Tage, und auf manche Heerfahrt ritten sie zusammen.

Einst kam zu ihnen die Mär, es lebe fern im Norden auf einem Felsen, in schimmerndem Saal, den ein Flammenwall umbrande, eine stolze und kriegerische Jungfrau mit Namen Brynhild. Sie hatte das Gelübde getan, daß sie nur dem Manne gehören wolle, dem es gelänge, ihre Waberlohe zu durchreiten — so wollte sie den größten von allen Helden erwerben: das war Sigurd der Fafnirtöter. Als Gunnar die Kunde von ihr vernahm, beschloß er, um Brynhild zu werben, damit er seinen Ruhm mehre und die höchste Ehre gewinne. Sigurd sagte seinem Blutsbruder Hilfe zu und rüstete mit den Brüdern die Reise — der Wege war der junge Wölsung kundig.

Sie fanden den goldschimmernden Saal der Brynhild und das Feuer, das ihn umloderte. Gunnar spornte sein Roß Goti wider das Feuer, aber es bäumte und wich zurück. „Was weichst du zurück," sprach Sigurd. „Mein Roß will nicht durch das Feuer springen," antwortete Gunnar. Er bat Sigurd, ihm Grani zu leihen, doch auch Grani verweigerte unter Gunnar den Flammenritt. So konnte Gunnar das Feuer nicht durchreiten, auch von seinen Mannen wagte niemand, in die



Lohe zu dringen. Da tauschten Gunnar und Sigurd die Gestalten — nur die Augen konnten sie nicht tauschen — und Sigurd gelobte dem Freund mit Eiden, die Jungfrau für ihn zu gewinnen. Mit dem Schwerte Gram spornte der Held sein Roß, furchtlos sprang es ins Feuer. Es raste der Brand, die Erde bebte, hohe Lohe stieg flammend zum Himmel. Als aber Sigurd furchtlos Grani vorwärts trieb, erlosch der Schwall, die Flamme legte sich und wich vor dem königlichen Sproß.

Sigurd fand die Jungfrau in einem schönen Gemache sitzend. Sie fragte den Eingedrungenen, wer er sei. Er nannte sich Gunnar, Gjukis Sohn, und sagte: „Du aber bist mir, dem Überwinder deiner Waberlohe, bestimmt nach deinem eignen Gelübde." — „Ich weiß nicht, wie ich dir antworten soll," sprach Brynhild, verwirrt forschte sie in Sigurds Antlitz mit den strahlenden Augen. Ihr Herz ahnte einen Trug, aber konnte ihn nicht durchdringen. Hochaufgerichtet stand der Werber da, stützte sich auf den Schwertknauf und sprach: „Ich will dir Brautschatz zahlen, Gold und köstliche Kleinodien." Sie aber sprach leidvoll von ihrem Sitze wie der Schwan von der Woge — sie war im Schmuck ihrer Brünne, hatte den Helm auf dem Haupt und das Schwert in der Hand —: „Gunnar, rede nicht solches zu mir, wenn du nicht der mächtigste der Helden bist. Ich rötete meine Waffen in Männerblut, und danach verlangt mich noch." Sigurd aber erwiderte: „Du denke nun deines Gelübdes, daß du dem folgen wolltest, der dieses Feuer durchritte." Da stand sie auf und begrüßte ihn freundlich. Sigurd weilte drei Nächte bei ihr und teilte ihr Lager, doch die nackte Klinge seines Schwertes Gram legte er zwischen sich und die Jungfrau: so wahrte er die Eide. Sie fragte, warum er solches tue. Er erwiderte: „Mir ist beschieden, also meine Vermählung zu begehen, sonst ist es mein Tod." Doch tauschten sie ihre Ringe miteinander. So verstrickten sie das Schicksal.

Am dritten Tage war die Reise gerüstet, und sie verließen die Burg. Sigurd und Gunnar tauschten wieder die Gestalten.

Heim zu Gjukis Hof ritten die Helden, dort hielten Gunnar und Brynhild Hochzeit. Manchen Tag saßen die Vermählten in Fröhlichkeit und Kurzweil beim Weine in der Halle. Grimhild aber, Sigurds Weib, erfuhr von ihrem Gatten den Verlauf der Fahrt, und der Held schenkte der Frau den Ring der Brynhild.

Eines Tages gingen Grimhild und Brynhild zusammen zum Strom, um zu baden. Brynhild aber trat höher hinauf im Strome, Grimhild fragte, was das bedeute, und Brynhild antwortete: „Hierin will ich mich wie in allem andern dir nicht gleichstellen. Mehr Heldentaten vollbrachte mein König als Sigurd: Gunnar durchritt die brennende Lohe, dein Gemahl aber war Mimirs Schmiedeknecht.“ Aufwallend erwiderte Grimhild: „Weiser tätest du zu schweigen als meinen Gemahl zu lästern. Er ist der größte Held, den die Welt trägt. Auch ziemt dir nicht, den zu schmähen, der dein erster Gatte war: er erschlug Fafnir und durchritt das Feuer — du aber glaubtest, es sei König Gunnar — und er lag bei dir drei Nächte lang und nahm von deiner Hand diesen Ring: hier magst du ihn erkennen!“ Brynhild sah und erkannte den Ring, da ward sie bleich, als ob sie stürbe. Sie ging heim und sprach den Abend kein Wort mehr.

In schwerem Brüten lag Brynhild auf dem Lager. Rache sann sie wider den, der sie eidbrüchig gemacht und ihr Gelübde gebrochen hatte, daß sie nur dem größten Helden gehören wolle. Da trat Gunnar zu der finster Schweigenden und sprach: „Was bedeutet dein Gram, und welcher Buße bedarf es, ihn zu sänftigen?“ Sie aber sprach aus ihrem grimmen Zorn: „Alles ist mir bekannt! Sigurd überwand meinen Flammenwall und weilte bei mir, darum will ich nicht leben. Das aber sage ich dir: Sigurd betrog mich, und auch dich hat er betrogen, da du ihn mein Bett besteigen ließest. Nun aber will ich nicht zwei Männern in einer Halle gehören, deshalb soll Sigurd fallen oder du oder ich. Er hat Grimhild die Mär erzählt, ich aber lebe in Schande.“



Da sprach Gunnar: „Steh auf und sei fröhlich! Was du willst, soll geschehen: Sigurd soll fallen, ist er gleich mein Schwurbruder.“ Er rief Högni, seinen Bruder, herbei und sprach: „Sigurd muß sterben.“ Högni erwiderte: „Wessen gibst du Sigurd schuld, daß du den Tod des Kühnen begehrst?“ Gunnar sprach: „Sigurd schwur mir unverbrüchliche Eide, alle heiligen Eide brach er. So trog mich, der mir aller Eide eherner Fels sein sollte.“ Doch Högni sprach: „Dich hat Brynhild grimmig gereizt, zu wilder Tat hat sie dich entzündet — daraus wird Harm entspringen. Grimhild mißgönnt sie den Gatten und dir mißgönnt sie sich selbst. Laß uns den beschworenen Bund nicht brechen.“ Gunnar sprach: „Beschlossen ist sein Tod. Wir wollen Guttorm zur Tat reizen, der Sigurd keine Eide schwur.“ Da sott man den Wolf, da schnitt man den Wurm, vom gefräßigen Wolf gab man Guttorm zu essen, ehe die Meintatlüsternen vermochten, an den Helden die Hand zu legen.

Erschlagen war Sigurd südlich vom Rhein, den Arglosen traf am Waldquell heimtückisch das Schwert der Mörder. Vom Baum herab rief heiser der Rabe: „An euch wird einst Atli sein Eisen röten. Die gebrochenen Eide werden die Mörder treffen.“

Als die Gjukunge heimkehrten, stand Grimhild draußen. Dies war ihr erstes Wort: „Wo ist Sigurd, der hehrste der Helden, da meine Gesippen als erste reiten?“ Stumm standen alle bei diesen Worten, Högni allein gab Antwort: „Erschlagen haben wir Sigurd mit beißendem Schwert. Sein graues Roß neigt das Haupt über den toten Helden.“ Da lachte Brynhild, daß das Haus erdröhnte, einmal aus tiefster Brust: „Nun genießt nur lange der Herrschaft und Lande, da ihr den kühnsten König fällen ließet.“ Und Grimhild sprach: „Schreckliches Frevelwort sprichst du aus. Fluch treffe Gunnar, Sigurds Mörder! Rache soll einst eure Mordgier treffen!“ Doch Brynhild sprach: „Nun genießet wohl der Waffen und Lande. All euer Gut hätte Sigurd allein

besessen, wenn ihr ihn länger am Leben ließt. Unehre brächte euch, wenn er so schaltete über Gjukis Erbe und die Heldenschar und kühne Söhne zum Kampfe erzeugte." So sprach sie im Zorn, aber Böses schufen die gebrochenen Eide.

Tiefe Nacht war hereingebrochen, — viel war getrunken, manch übermütiges Wort hin und her geflogen — da schliefen alle auf dem Lager, nur Gunnar allein wachte in der Halle. Er regte den Fuß, sprach viel für sich, der Fürst konnte den Gedanken nicht bannen, was Rabe und Adler hoch im Baume sich zugerufen hatten, als sie heimritten. Vor Tag erwachte auch Brynhild und rief: „Reizt mich auf oder wehrt mir — Leid ist geschehen — Weh zu klagen oder es zu lassen." Stumm verharrten alle bei solchem Wort. Keiner verstand des Weibes Tun, als sie nun weinend zu sagen anhub, was sie zuvor lachend von den Helden heischte: „Schrecklicher Traum, Gunnar, befiel mich im Schlaf. Kühl war die Halle und klamm mein Lager. Du, Fürst, rittest in Gram versenkt, an den Füßen mit Zauberfesseln umschlossen mitten in die Schar deiner Feinde hinein. So wird vernichtet der Niflunge ganzes Geschlecht —Eidbrecher seid ihr! Vergaßest du ganz, Gunnar, daß ihr beide, Sigurd und du, euer Blut zusammen in die Fußspur träufen ließet zur Bekräftigung eures Bundes? Schlimm hast du Sigurd nun alles gelohnt, der dich doch über alle erhöhen wollte. Damals bewährte es der Held, als er geritten kam, um mich zu werben, wie er seinem Blutsbruder Eide hielt. Zwischen uns legte der König das leuchtende Schwert, das goldgeschmückte, im Feuer waren die Schneiden gehärtet, die Klinge war bunt mit Gift geätzt. Nun ist der hehrste Held dahin, der mir nach dem Geschick und meinem Schwur gehören sollte. Gesühnt ist der Verrat mit seinem Blute, ich aber will nicht länger leben, nachdem ich meine Rache vollendet habe." So sprach sie und schied noch denselben Tag aus dem Leben.

Eine andre Sage berichtet aber, Brynhild habe Sigurd schon vor ihrer Einschließung in die Flammenburg gesehen, sei in Liebe zu ihm entbrannt und habe sich nur in der Hoffnung mit der Waberlohe umgeben, daß allein der strahlende Fafnirtöter imstande sei, die Flammen zu durchreiten, und daß sie so dem herrlichen Helden gehören werde:

Von Unrecht und Leid wußte Brynhild noch nichts, keine Schande noch der Schein eines Makels befleckte sie, da fuhr mitten hinein ein grimmes Geschick, als der Held vom Süden sie für Gunnar warb und drei Nächte das nackte Schwert in beider Mitte lag. Nicht küßte er die Herrin noch hielt er sie im Arm, er barg die junge Maid für Gunnar.

Einsam saß Brynhild nach der Hochzeit draußen vor Gjukis Halle im sinkenden Tag, da brach es aus ihrem Innern: „Halten will ich Sigurd, den jungen Helden, im Arm, oder ich will sterben. Nun sprach ich das Wort, — mag Reue ihm folgen. Doch ist er Grimhilds Herr und ich Gunnars Weib. Feindliche Nornen schufen uns langes Leid.“ So ging sie oft, von Unheil erfüllt, von Eis und Firn, wenn der Abend sank, da mit dem Trauten Grimhild das Bett bestieg und Sigurd der König um sie die Decke hüllte. „Nun darf der Held seines seligen Glückes genießen,“ sprach sie, „ich aber gehe freudlos und gattenlos — mir bleibt zur Freude nichts als grimmer Haß.“

So stachelte sie ihren Grimm, bis sie Sigurds Tod beschloß. Zu Gunnar sprach sie: „Ganz sollst du verlieren mein Land und mich selbst — nimmer werde ich froh mit dir. Heim will ich fahren, wo ich früher weilte, zum Kreis meiner Freunde und meiner Sippe: dort will ich sitzen, mein Leben verdämmernd, wenn du nicht Sigurd dahinfahren lässest und der erste der Herrscher wirst. Und laß Sigurds Sohn dem Vater nachfahren — nicht sollst du den jungen Wolf aufnähren zum Rächer des Vaters.“

Schauernd neigte Gunnar das Haupt, versonnen saß er den langen Tag. Keinen Rat wußte er sich, was seinem Glücke

am besten fromme, was seinem Heile am besten helfe. Er wußte, daß er Sigurd verlieren werde und wie schwer des Wölsungs Verlust ihn treffe. Nicht minder lange besann er den andern Weg: daß Brynhild zu ihrer Sippe heimkehre; war doch sonst nicht Brauch, daß eines Königs Weib dem Hochsitz entsagte. „Teuer ist mir Brynhild vor allen, sie ist das beste der Weiber. Lieber will ich mein Lebensblut verströmen, als daß ich ihre Schätze misse." Er rief Högni, heimlich mit ihm zu raunen, der besaß sein ganzes Vertrauen; „Scheint dir gut, wenn wir um Gold den Fürsten verraten? Gut wärs, des Rheines Erz zu gewinnen, in Genuß des Reichtums zu walten und in seliger Fülle zu sitzen." Dies nur gab Högni zur Antwort: „Mich dünkt nicht recht, mit dem Schwert zu brechen geschworene Eide: geschworene Eide, gelobter Frieden! Kein Mann gleicht uns an Glück, wenn wir vier das Volk beherrschen, wenn Sigurd, der heunische Recke, lebt und wir alle Söhne zeugen, dann würde stattlich unser Stamm sich breiten. Wohl weiß ich, welchen Weg dies kommt: zu mächtig ist Brynhilds Begier." Doch Gunnar sprach: „Laß uns Guttorm zur Mordtat reizen, den jugendlich wilden Bruder. Auch umschließen ihn nicht die geschworenen Eide: geschworene Eide, gelobter Friede."

Leicht war der Schnellentschlossene gereizt. Am Morgen trat Guttorm zu Sigurds Lager. Zweimal scheuchte ihn des Helden strahlender Blick. Das dritte mal war Sigurd entschlummert: da stand das Schwert des Mörders in seinem Herzen. Doch noch einmal sprang er zur Rache auf, er schleuderte Gram dem Fliehenden nach, die Klinge flog aus des Königs Händen und erreichte Guttorm. In zwei Hälften fiel der Mörder zu Boden, Hände und Haupt sanken nach vorn, die Füße fielen zurück in den Saal.

Sorgenlos auf dem Lager entschlummert lag Grimhild, von Sigurds Armen umfangen, doch sie erwachte aller Freude beraubt, als sie im Blute des Götterfreundes schwamm. So schallend schlug sie die Hände zusammen, daß sich der Eisen-

herzige auf dem Lager hob: „Weine nicht so gramschwer, Grimhild“, sprach er, „deine Brüder leben und werden dich schützen. Aber mein Erbe ist zu jung, als daß er aus feindlichem Hause fliehen könnte, zu schnell ersannen sie den schwarzen und schändlichen Verrat. Doch nie werden sie nun mit solchen Heldensöhnen auf Heerfahrt reiten, magst du gleich sieben Söhne gebären. Wohl weiß ich, wie dies alles geschah: alles Böse ersann Brynhild. Mich liebte sie vor allen Männern, doch brach ich Gunnar die Treue nie, ich hielt ihm die geschworenen Eide, nie wollte ich seines Weibes Buhle heißen.“

Den Helden verließ das Leben, dem Weibe aber schwanden die Sinne. Sinkend schlug sie die Hände so schallend zusammen, daß an den Wänden die Becher klirrten und die Gänse im Gehege hell aufschrieen. Da lachte Brynhild einmal aus tiefstem Herzen, als zu ihrem Lager Grimhilds Wehschrei drang. Doch Gunnar sprach zu ihr: „Nicht lachst du froh, unholdes Weib, weil dir Glück widerfährt. Wie bist du bleich, du Unheilvolle. Mich dünkt, dem Tode bist du verfallen.“ — „Dich wird niemand der Feigheit zeihen,“ sprach Brynhild, „denn wahrlich: kühn war dein Kampf wider Sigurd. — Nun aber höre mein Wort: Sigurd allein hab ich geliebt und keinen andern. Nie schwankte mir das Herz. Einst lebte ich frei und sorgenlos und an Schätzen reich, doch keinem Manne mochte ich gehören, ehe ihr Gjukunge mit Sigurd in den Hof rittet, für Gunnar um mich zu werben. Lange schwankte im Zweifel mein Sinn, ob ich dem Willen des Werbers folgen oder kämpfend die abgewiesenen Krieger fällen solle, ob ich brünnenbewehrt Kriegsruhm erwerben oder mich euch fügen solle. Da gewahrte ich Sigurd neben Gunnar, der im Goldschmuck strahlend auf Granis Rücken saß: ungleich waren seine Augen den euren, wie fürstlich ihr euch auch dünktet. Sigurd gelobte ich mich im Herzen. Nach dem Goldhort, den Sigurd dem Drachen abgewann, stand mir der Sinn, kein anderes Gold begehrte ich. Darum schloß ich den Ver-

4*

gleich, daß ich dem Werber gehören wolle, der es vermöge, meinen Flammenwall zu durchreiten, denn keiner, glaubte ich, würde es können, außer dem Fafnirtöter. Nun ist der Herrliche dahin, darum will auch ich sterben. Das sei Sühne meinem bitteren Harm, daß ich Sigurd im Tode folge."

Auf sprang da Gunnar, der Fürst der Helden. Um den Hals der Frau legte er die Hände, heilenden Sinns traten alle heran, sie abzumahnen. Doch vom Halse stieß sie alle zurück, nicht ließ sie sich abhalten vom weiten Gang. Gunnar rief Högni zu heimlichem Geraun: „Laß alle Mannen in die Halle gehen, deine und meine — uns drängt die Not —, daß man vom Todesgang die Frau abhalte, bis ihr Grimm sich schwichtige." Doch Högni gab dies zur Antwort: „Es wehre ihr keiner den weiten Gang, und nie werde sie von dort wiedergeboren! Verflucht kam sie vor die Kniee der Mutter, zum Unheil ward sie geboren und zum Verderben manchem Manne." Unwillig wandte Högni sich ab, als die Halsbandgeschmückte Gaben verteilte. Sie blickte auf ihre Habe, unfreie Mägde und Dienerinnen, die der nahende Tod entfärbte, der ihnen im Gefolge ihrer Herrin beschieden war. Leidvoll hüllte sich die Königin in die goldene Brünne, dann durchbohrte sie sich mit des Schwertes Schärfe. Müde sank sie auf das Polster zurück, doch obschon todwund, sann sie noch diesen Rat: „Herein nun, wer Gold begehrt. Nicht Unfreie nur sollen im Tode mir folgen. Jeder freien Frau, die neben mir brennen will, geb ich leuchtenden Schmuck und Prachtgewänder." Alle schwiegen und sannen lange, bis alle aus einem Munde sprachen: „Es starben genug — wir wollen leben! Uns Dienerinnen ziemt nicht, um Ruhm unser Leben zu opfern." Sinnend sprach Brynhild: „Keine Freie will ich nötigen, daß sie um mich ungern das Leben lasse. Doch sterbt ihr einst, so brennen nicht auf eurem Gebein reiche Schätze und blinkendes Gold. — Höre mich, Gunnar! Mein Ende naht, darum laß mich eine Bitte noch sagen — es sei auf der Welt meine letzte: Errichte im Feld eine breite Holzburg, geräumig genug,

uns alle zu bergen, die mit Sigurd starben. Umzelte die Burg mit Decken und Schilden, schmücke sie mit köstlichem Tuch und vielen getöteten welschen Knechten, die sollen mir zur linken Seite und zu Häupten liegen. An meiner Rechten aber brenne Sigurd, der König. Ihm zur anderen Seite sollen brennen meine Dienerinnen mit Halsbändern geschmückt, und zwei ihm zu Häupten, daneben zwei Habichte, ihm wie mir, alles verteilt nach gleichem Maße. Noch einmal liege, uns trennend, zwischen uns das ringgeschmückte Schwert, wie einst es lag, da wir beide ein Lager bestiegen und uns Gatten nannten. Bereitet alles! Nicht fallen, wenn solche Schar dem Helden folgt, ihm auf die Ferse die Flügel des schimmernden Tores zur düster prangenden Halle, und unsre Fahrt wird nicht ärmlich sein. — Manches wollte ich gern noch reden, ließe der Tod mir Raum, doch bricht mir die Stimme, die Wunden schwellen — so ende ich denn."

So starb Brynhild. Gunnar aber rüstete die Leichenfeier ihr und Sigurd, wie sie gebeten hatte: eine Lohe verzehrte sie beide.

9. UNTERGANG DER NIFLUNGE

Nach Sigurds Tode nahmen Gunnar und Högni den Drachenhort und verbargen ihn an einem sichern Ort in den Fluten des Rheins. Grimhild aber saß stumm und leidvoll in der Halle. Sie schluchzte nicht, schlug nicht die Hände und weinte nicht, schwarz und lichtlos schien ihr der Tag.

Boten kamen von Atli, dem Hunnenkönig, um sie zu werben. Da heischte Oda, Grimhilds Mutter, von ihren Söhnen, daß sie der Witwe Sühne böten für Sigurds und ihres Sohnes Tod. Gunnar und Högni waren bereit, mit Gold den Harm zu sühnen. Alle wollten mit Kleinoden und tröstendem Wort ihr Sühne bieten für ihr Weh, sie aber blieb fest, Trost und Buße wies sie ab. Da mischte Oda den Trank, kühl uud bitter, um den Gram zu löschen. Viel Böses war in den Trank gemischt, dazu Kraft der Erde, eiskalte See und Eberblut,

und in das Horn waren rote Stäbe geritzt: geringelte Schlange, reife Ähre und Eingeweide der Tiere. Da schwand Grimhilds Zorn, sie vergaß die schwarze Tat Gunnars und Högnis und versöhnte sich ihnen.

Oda und die Brüder versprachen ihr reiches Gut, wenn sie Atli, dem Hunnenkönige, sich vermähle. Sie aber sprach: „Keinem Manne will ich wieder folgen, und mir ziemt nicht, froh mit Atli zu leben und ihm Erben zu gebären.“ — „Laß die Trauer fahren,“ bat Oda, „gewinnst du Söhne, so wird dir sein, als lebten Sigurd und sein Knabe noch.“ — „Ich kann kein Glück mehr mit andern tragen noch einem Treue schwören,“ sprach Grimhild, „seit Wolf und Rabe gierig zusammen das Herzblut Sigurds schlürften.“ Doch endlich, ob sie gleich düsteres Geschick im Traume voraussah, wich sie den Drängenden und willigte in den Bund mit dem Hunnenkönig.

Liebelos lebte nun Grimhild bei Atli. Der aber sann, wie er den Hort gewänne, den einst Sigurd besaß und dessen Ort nur Gunnar und Högni wußten. Geschworen hatten die Helden, daß keiner den Ort verrate, solange der andre lebe. Atli beschloß, sie mit Lockung zu laden, um ihr Geheimnis zu erfahren. Grimhild aber sandte ihnen warnende Runen.

Als Boten schickte Atli von seinen Kriegern einen kundigen Reiter. Der kam zu Gjukis Hof und Gunnars Halle, zu den Bänken am Herd und dem süßen Met. In der Halle tranken die Mannen, als der Bote vom Hochsitz herab mit kalter Stimme, den Trug wohl bergend, also rief: „Atli gebot mir, mit Botschaft zu reiten auf gebißkauendem Pferde durch den unwegsamen Dunkelwald, euch beide, Gunnar und Högni, zu bitten, daß ihr zur Bank seiner Halle kämt mit ring-geschmückten Helmen, als Gäste ihn heimzusuchen. Dort mögt ihr euch wählen Schilde und Lanzenschäfte, gold-verzierte Helme, scharfe Speerspitzen, kauende Rosse und kost-bares Zaumzeug. Die weite Gnitaheide will er euch geben, klirrende Gere und goldene Steven, herrliche Kleinode, auch die Gestade des Danp und den mächtigen Dunkelwald.“

Gunnar wandte das Haupt und sprach zum Bruder: „Was rätst du uns, Held, auf solche Rede? Ich wüßte nicht, daß die Gnitaheide reicheres Gold als wir besäße. Unser sieben Schatzhäuser sind mit Schwertern gefüllt, an jedem glänzt ein goldener Knauf. Von hallenzierenden Bogen ist meiner allein besser als alle der Hunnen, und ich weiß, mein Kampfroß ist das beste, mein Helm und Schild die strahlendsten von allen."

Da erwiderte Högni: „Was wollte uns wohl die Schwester raten, da sie uns den Ring sandte mit Wolfshaar durchflochten? Heimliche Warnung, meine ich, bot sie uns so. Des Heidebewohners Haar fand ich am Reif haften. Wölfisch würde uns diese Fahrt."

Alle Schwertmagen schwiegen, keiner der Gesippen redete, keiner auch der vertrauten Berater. Da sprach Gunnar, der über alle in der Halle ragte, voll hohen Mutes wie es dem Könige gebührt: „Auf Fjörnir, mein Mundschenk, laß die Knechte die Goldschalen für die Helden in die Halle tragen, daß wir den Abschiedstrunk trinken. Mögen grauröckige Wölfe mit dem Niflungenerbe schalten, wenn Gunnar ausbleibt! Mögen dunkelzottige Bären hier hausen, wenn der König nicht heimkehrt!"

Klug war Högnis Gattin und der Runen kundig. Grimhilds Zeichen wollte sie beim Feuer lesen, doch stockte ihr die Zunge: die Runen waren verworren, die Lösung konnte sie nicht finden. Böses träumte ihr nachts und schreckte sie auf. Sie sprach zu Högni: „Reite diesmal nicht, Högni! Ich mühte mich, die Runen zu erraten, die deine Schwester ritzte: nicht lud euch die Edle. Rätselvoll und verworren ist, was die Weise ritzte. Doch will mir scheinen, als stünde euer beider Tod darunter. Ein Stab fehlte der Frau, oder andere fälschten, was sie ritzte." — „Argwöhnisch seid ihr," antwortete Högni, „ich aber forsche nicht nach Verrat, bis ich ihn rächen muß. Gold bietet uns Atli, mag auch Gefahr drohen — ich kenne keine Furcht."

Beschlossen war die Fahrt. Im grauenden Morgen rüsteten sich die Helden und achteten der Träume und bösen Ahnungen nicht. „Fahrt heil und klug, wohin der kühne Mut euch treibt,“ rief zum Abschied Högnis junger Sohn. Den heerkühnen Fürsten geleiteten makellose Mannen vom Hofe der Niflunge.

Als sie zum Ufer kamen, begannen sie gewaltig zu rudern. Es barst der Kiel, wie sie rückwärts gelehnt die Wogen schlugen, es brachen die Ruder, und die Pflöcke splitterten, sie ließen das Schiff treiben, als sie gelandet waren. Über Berg ließen die Mutigen die gebißkauenden Rosse stürmen durch den pfadlosen Dunkelwald. Es schütterte die Hunnenmark, wo die Eisenharten fuhren, über grünendes Gefild spornten sie die Renner. Sie sahen Atlis Land und die düster ragende Halle, wo Hunnenkrieger auf der türmenden Burg standen, sahen den Saal der Südländer mit Sitzen umreiht und umhängt mit blitzenden Schilden. In der Halle trank Atli Wein mit seinen Mannen, doch Wächter saßen draußen, Gunnar erwartend, ob er komme mit gellenden Speeren und ihrem Fürsten Kampf erwecke.

Zuerst erblickte die Schwester die beiden Brüder, als sie die Halle betraten — sie allein war vom Met nicht trunken —, und rief: „Verraten bist du, Gunnar, was vermagst du, Gewaltiger, nun wider hunnische Tücke? Eilends verlaß die Halle. Besser tätest du, Bruder, im Heerbann zu reiten, als so arglos zu Atli zu kommen. Dann säßest du sonnenheiße Tage lang im Sattel, sendetest Atli in den Schlangenhof und ließest die tränenlosen Nornen erdfahle Hunnen beweinen. Nun ist der Schlangenhof dir selbst bestimmt.“ — „Zu spät, Schwester,“ sprach Gunnar, „ist es nun die Niflunge zu sammeln, zu weit ist es, die Recken zu entbieten vom Rotfelsen des Rheins.“

Da entspann sich wilder Kampf in der Halle. Nachdem die Mannen erschlagen waren, fingen die Hunnen Gunnar, fesselten und banden ihn. Sieben schlug Högnis Schwert, ins lohende Feuer der Halle schleuderte er den achten. So

besteht ein Held den Ansturm der Feinde, wie Högni sie abwies. Doch erlag er den Vielen, und sie banden auch ihn.

Atli trat zum gefesselten Gunnar. Er fragte den Helden, ob er mit dem Golde des Hortes sein Leben kaufen wolle. Der aber sprach: „Zuvor soll mir Högnis Herz in der Hand liegen, blutig dem Königssohne mit beißendem Schwert aus der Brust geschnitten.“ Sie schnitten dem Jalli, einem hunnischen Knecht, das Herz aus der Brust und brachten es Gunnar blutig auf der Schüssel. Da rief Gunnar, der beste Held: „Hier hab ich das Herz Jallis, des Feigen, ungleich dem Herzen des mannhaften Högni bebt es auf der Schüssel, zwiefach bebte es, da es in der Brust lag.“ Högni aber lachte, als sie das Herz ihm herausschnitten, ihm entfuhr keine Klage. Blutig auf der Schüssel brachten sie es Gunnar. Da rief Gunnar, der gerberühmte Niflung: „Hier halte ich das Herz Högnis, des Recken, ungleich dem Herzen Jallis, des Feigen, bebt es wenig hier auf der Schüssel, weniger noch bebte es, da es in der Brust lag. Niemals, Atli, wird nun dein Auge den Hort erblicken, so wahr kein Auge dich bald mehr schaut! Bei mir allein ist jetzt das Geheimnis des Niflungenhorts geborgen, da Högni nicht mehr lebt. Noch zweifelte ich, als wir beide lebten, an seiner Wahrung, nun zweifle ich nicht mehr, da ich allein es weiß. Der Rhein hüte den zwistzeugenden Hort, das Asenerbe der Niflunge. In stürzender Woge leuchte der welsche Schatz, ehdenn er jemals auf hunnischen Händen glänze.“

Da sprach Atli: „Gebunden ist der Feind, bringt den Wagen.“ Und das zaumzerrende Roß brachte den König auf die Heide zur Stätte des Todes. Atli, der mächtigen Siegbringer Sproß, ritt auf Glaum, den die Sporen schlugen. Daheim in der Halle aber fluchte ihm Grimhild, die Leidvolle wehrte den Tränen: „Mögen dir, Atli, die Eide gehalten werden, wie du dem Gunnar die Eide hältst, die du ehmals ihm schwurst, bei der Sonne des Südens, bei des Sieggottes Felsen, beim Frieden des Hauses und beim Ringe des Ull.“



Den König warfen die Krieger lebend in den Hof, der mit Schlangen gefüllt war. Gunnar aber schlug mit der Hand furchtlos die Harfe, daß die Saiten hell erklangen, und er spielte unverzagt, bis die Nattern ihn zu Tode stachen. So soll ein kühner Ringspender den Goldhort hüten.

Atli wandte vom Morde heim das stampfende Roß. Im Hof war Gedröhn und Gedränge von Pferden, Waffenklang der Männer, die von der Heide kamen.

Da ging Grimhild hinaus, sie hatte das Erbmahl der Brüder gerüstet. Die goldene Schale trug sie dem König entgegen und reichte sie ihm mit verhüllendem Wort, als sei sie bereit, für den Mord der Brüder Sühne zu nehmen: „Fröhlich empfange in deiner Halle, Herrscher, der Grimhild junge Aufzucht, die gen Niflheim fuhr." Von Wein schwer klangen Atlis Trinkschalen, als hin und her bei den Hunnen die Rede flog. Auch die bärtigen Mannen traten in den Saal, die vom Morde Gunnars in des Dunkelwalds Schluchten kamen. Die hellwangige Frau schenkte ihnen den Met, dem fahlen Gatten aber gab sie grimmigen Sinns — so zwang sie die Pflicht — eine grausige Zukost zum Trunke. Dann sprach sie höhnend: „Nun hast du, Schwertwalter, die todblutigen Herzen deiner eignen Söhne im Honig verzehrt. So kannst du also, Mutiger, Menschenfleisch als leckere Speise genießen und mit den Gästen auf dem Hochsitz teilen. Nie mehr rufst du Erp und Eitel, die Fröhlichen, zu deinen Knien, nie mehr siehst du vom Hallensitz aus die goldspendenden Königssöhne Gere schäften und Rosse spornen." Da erhob sich Lärm auf den Bänken und Rufen der Männer, unter Gewändern weinten und klagten die Hunnensöhne. Nur Grimhild beweinte nicht ihre bärenharten Brüder und die arglos blühenden Kinder, die sie mit Atli zeugte. Die Schwanengleiche sann weitere Rache und ließ das Schicksal wachsen: mit Gold und roten Ringen beschwichtigte sie die Sinne der Mannen, ließ das schimmernde Erz verströmen und vergeudete unbekümmert die Schatzkammern des Fürsten.

Ohne Vorsicht trank Atli sinnlos, er schützte sich nicht mit Waffen, noch wahrte er sich vor Grimhild. Sie täuschte alle, und als Atli auf das bereitete Lager in der Halle sank und rings das Gefolge im Schlafe lag, hob ihre todsüchtige Hand das Schwert und gab dem Lager das Blut ihres Gatten zu trinken. Dann entzündete sie die Halle und weckte mit heißem Brande die trunkenen Mannen. So vollendete sie die Rache an Atli.

Dem Feuer gab sie alle, die drinnen waren. Das Gebälk barst und die Schatzhäuser rauchten, es brannte der Budlunge ganzer Bau.

Hier endet die Mär. So hart und trotzig wird kein Weib mehr das Geschick erfüllen, ihre Brüder zu rächen. Doch selig soll von nun an jeder heißen, der ein kühnes Geschlecht wie Gjuki erzeugt. In allen Landen wird fortleben die Kunde von ihrem unbeugsamen Trotz.

DEUTSCHE ÜBERLIEFERUNG: SIGFRID UND DIE BURGUNDEN

10. JUNG SIGFRID

Über Frankenland waltete König Sigmund, der war mächtig und ein großer Herrscher. Nach seines Vaters Tode sandte er Boten gen Westen zu König Nidung und warb um dessen Tochter Siglind. Der verweigerte sie ihm nicht, denn längst hatte er vernommen, daß Sigmund unter allen Männern der ruhmvollste sei. Doch wollte er seine Tochter nicht in ein unbekanntes Land und zu unbekannten Männern senden. Da machte König Sigmund sich auf und kam selbst als Brautwerber zu König Nidung. Der verlobte ihm seine Tochter, rüstete eine prunkvolle Hochzeit und gab Sigmund reiche Mitgift.

Als dieser mit Siglind heimgekehrt war und dort erst wenige Tage weilte, zwang ihn ein Einfall seiner Feinde, eine Heerfahrt zu rüsten. Unter der Hut zweier Edlen ließ er Siglind in seinem Lande zurück.

Auf dieser Heerfahrt ward König Sigmund von seinen Feinden erschlagen. Als das die Edlen vernahmen, denen er die Obhut über sein Land und sein Weib anvertraut hatte, ergriffen sie Besitz von dem Lande und vertrieben die Königin. Einsam und von allen Menschen verlassen irrte sie im Walde umher, und in einem Tal, das noch nie eines Menschen Fuß betreten hatte, gebar sie einen Knaben von großer Schönheit. Den hüllte sie in Tücher. Dann starb sie.

Wie das Kind weinend dalag, kam eine Hindin, nahm den Knaben mit ihrem Maule auf und trug ihn heim zu ihren Jungen. Dort legte sie ihn nieder und ließ ihn an ihren Zitzen trinken. Zwölf Monde blieb er bei der Hindin, da ward er so kräftig und stark wie andere Knaben von vier Wintern.

Im Walde hauste ein Mann, der hieß Mime. Er war ein so hochberühmter und kunstfertiger Schmied, daß seinesgleichen nicht zu finden war. Mime hatte einen Bruder mit Namen Fafner. Der war stark, aber der böseste aller Männer. Zur Strafe für seine Schandtaten und Zauberei war er in einen Lindwurm verwandelt worden. So lebte er als ein schrecklicher Drache und war allen Menschen feind, nur Mime, seinem Bruder, war er wohlgesinnt. Der allein kannte des Drachen Lager.

Eines Tages fuhr Mime zu Holze, Kohlen zu brennen. Als er dort einsam beim Feuer saß, kam ein Knabe, der überaus schön war, und lief auf ihn zu. Der Schmied fragte den Knaben, wer er wäre, doch konnte der nicht sprechen. Mime nahm ihn, setzte ihn auf seine Knie und hüllte ihn in Kleider, denn er war nackt. Da kam eine Hindin gesprungen, schmiegte sich an Mimes Knie und beleckte dem Knaben Antlitz und Haupt. Mime erkannte, daß die Hindin den Knaben gesäugt habe, darum ließ er sie leben. Er nahm den Knaben mit, denn er gedachte ihn als seinen Sohn aufzuziehen, und gab ihm den Namen Sigfrid.

So wuchs Sigfrid beim Schmiede auf, bis er neun Jahre alt war; da war er schon so groß und stark, daß die Schmiede-

gesellen sich vor ihm fürchteten und nie ein Knabe von so wilder Kraft erfunden wurde.

Mime fand es an der Zeit, daß er die Schmiedekunst erlerne. Er glühte ein gewaltiges Eisen, gab ihm den schwersten Hammer in die Hand und hieß ihn das Eisen schmieden. Da schlug Sigfrid den ersten Schlag so gewaltig, daß er den Amboßstein zerklob, der Amboß in den Klotz hinabfuhr und Eisen, Zange und Schlägelschaft durch die Schmiede flogen. Vor solcher Überkraft erschrak Mime und sprach: „Nie sah ich so fürchterlichen und ungefügen Schlag. Was auch aus dir werden mag, zum Handwerk taugst du nicht.“

Nun ging Mime mit sich zu Rate, wie er sich des Knaben entledige, denn er fürchtete, daß ihm großes Unheil von ihm erwachsen werde. Darum ging er zu Fafner und bat ihn, den Knaben zu töten, den er ihm senden werde. Am nächsten Tage befahl er Sigfrid, in den Wald zu gehen und Kohlen zu brennen. Der gehorchte, fuhr zu Walde, hieb Stämme um und machte ein großes Feuer. Während er beim Schmause saß, kam ein großer Lindwurm. Sigfrid sprang auf, ergriff den stärksten Baum, der im Feuer lohte, lief den Lindwurm an und schlug ihm mit dem Baume auf den Kopf. Wieder und wieder schlug er, bis der Lindwurm tot am Boden lag. Dann hieb er ihm mit der Axt das Haupt ab. Inzwischen war es Abend geworden. Sigfrid setzte sich nieder und sann, womit er seinen Hunger stille, denn den Vorrat für neun Tage, den Mime ihm mitgab, hatte er schon aufgezehrt. Er hieb Stücke von dem Drachen, um sie in seinem Kessel zu sieden. Dabei floß ihm das Drachenblut über die Hand, und überall, wo es seine Haut berührte, wurde diese hart wie Horn. Da dachte er, wie nützlich ihm solche Hörnung sei, fuhr aus den Kleidern und badete sich in dem rauchenden Blute, daß sein ganzer Körper hörnern wurde. Nur zwischen die Schultern fiel ihm ein Lindenblatt, und die Stelle blieb ungehörnt. Dann ging er heim und trug das Haupt des Lindwurms vor sich her.

Voll Zorn wider Mime, dessen Tücke er durchschaut hatte, kam er zur Schmiede. Alle Knechte flohen ängstlich vor ihm in den Wald, als sie ihn mit dem schrecklichen Drachenhaupt daherkommen sahen, Mime aber ging auf ihn zu und hieß ihn willkommen, doch mit drohendem Wort wies ihn Sigfrid zurück. Der Schmied suchte ihn zu versöhnen, indem er ihm eine herrliche Brünne und kostbare Waffen schenkte und ihm verriet, wo er das beste aller Rosse finden könne. Sigfrid nahm scheinbar seine Vorschläge an, als er aber sein neues Schwert in der Hand hielt, hieb er damit dem verräterischen Schmied das Haupt vom Rumpfe.

In seine neue Waffenrüstung gehüllt, ritt nun Sigfrid auf dem Hengst Grani, den er sich nach dem Rate des Schmiedes geholt hatte, auf Abenteuer aus.

Als er einst allein durch das Land ritt, fand er an einem Berge die Albenkönige Schilbung und Nibelung mit vielen Mannen. Die trugen aus einem hohlen Berge den Nibelungenhort, den die beiden Könige nach ihres Vaters Tode unter sich teilen wollten. Als die Nibelungen Sigfrid erblickten, hießen sie ihn herbeikommen und baten ihn, er möge ihnen den Schatz teilen. Unermeßliches Gold und Edelgestein lag dort aufgeschichtet, nicht hundert Wagen vermochten es fortzuschaffen. Zum Lohn für seinen Dienst gaben ihm Schilbung und Nibelung schon das Schwert Balmung, das zum Schatze gehörte. Die Teilung aber konnte Sigfrid ihnen nicht rechtmachen, denn die neidischen Könige gönnten einer dem andern nicht seinen Anteil am Schatze. Im Zorn drangen beider Könige Mannen auf Sigfrid ein, deren aber erwehrte sich der junge Held mit dem Schwerte Balmung. Zwölf starke Riesen, die im Dienste der Albenfürsten standen, schlug er nieder, dazu siebenhundert Recken, auch Schilbung und Nibelung mußten ihm erliegen. Voll Schrecken ergaben sich da die Mannen seiner Gewalt und machten das Nibelungenland ihm untertan. Alberich aber, der starke Zwergenfürst, begehrte seine Herren zu rächen. Er besaß eine Tarnkappe

von wunderbarer Kraft: wer sie trug, der war vor Hieb und Stich bewahrt, auch sah und hörte ihn kein Auge und Ohr, so hehlte sie den Mann. Dadurch brachte er Sigfrid in arge Not, doch endlich überwand ihn dieser, gewann ihm seine Tarnkappe ab und machte ihn zu seinem Vasallen. So ward Sigfrid Herr des Nibelungenhortes. Er ließ ihn in den hohlen Berg zurücktragen, aus dem die Nibelungenmannen ihn geholt hatten, und setzte Alberich, den starken Zwergen, zum Kämmerer ein, nachdem er ihn mit schweren Eiden gebunden hatte. Dann ritt er nach Süden und eroberte das Reich seines Vaters zurück.

11. SIGFRID AM BURGUNDENHOF

Über die Burgunden herrschten damals die mächtigen Könige Gunther, Gernot und Giselher. An ihrem Hofe erwuchs die schönste Jungfrau, Kriemhild ihre Schwester. Zu Worms am Rhein herrschten die königlichen Brüder und waren umgeben von stolzer Ritterschaft und den besten Recken, die je im Streite unverzagten Mut bewährten. Alle aber überragte Hagen von Tronje, ihm zur Seite stand sein Bruder Dankwart, des Königs Marschall, und Ortwin von Metz, der Truchseß, auch schirmten die Lande die stolzen Markgrafen Gere und Ekkewart, an Kühnheit aber leuchtete Volker von Alzei, der Spielmann, allen voran.

Einst träumte Kriemhild, sie hätte manchen Tag einen wilden Falken aufgezogen, den ihr zwei Adler vor ihren Augen schlugen, und nichts in der Welt dünkte sie schwerer zu ertragen, als dieses Weh. Den Traum erzählte sie Frau Ute, ihrer Mutter. „Der Falke, den du aufziehst", sprach diese, „ist ein edler Mann, den behüte Gott, sonst mußt du ihn bald verlieren". Solche Kunde betrübte Kriemhild wenig, sie wollte von keiner Minne hören, schön wollte sie bleiben bis an ihr Ende und von keinem Manne je Not gewinnen. „Liebe lohnt mit Leid", sprach sie, „drum will ich beide meiden".

Der Ruf ihrer Schönheit drang zu Sigfrid, und er beschloß, um sie zu werben. Mit zwölf Recken ritt er ins Burgundenland. Ganz mit Gold bestickt war ihr Gewand und köstlich all ihr Gewaffen. Wie sie das Land durchritten, staunte wer sie sah, und Gunthers Mannen liefen ihnen entgegen, als sie zu Worms einzogen. Gastfreundlich wollten sie den Fremden die Rosse von dannen führen, die sie am goldfarbenen Zügel hielten, der Held aber sprach: „Laßt unsere Rosse stehen, denn bald wollen wir wieder von hinnen. Doch sagt mir, wo ich Gunther, den mächtigen Burgundenkönig finde.“ Man wies ihn zu einem weiten Saal, wo der König mit seinen Helden weilte. Der aber hatte schon die Kunde vernommen, daß fremde Ritter in schimmernder Brünne gekommen wären, die niemand in Burgundenland kenne. Auch seiner Recken keiner vermochte ihm zu sagen, wer so herrlich geritten komme. Da sandte er nach Hagen, dem alle Reiche und fremden Lande kund waren. „Fürsten sind es oder Fürstenboten, die zu uns kamen“, sprach Hagen, als er die Fremden vom Fenster aus sah, „schön sind ihre Rosse und herrlich ihr Gewand, und von wannen sie auch kommen, es sind Hochgemute. Noch nie sah ich Sigfrid, doch muß ich glauben, daß er der Recke ist, der dort so herrlich geht. Nibelung und Schilbung, die kühnen Nibelunge schlug er und erbeutete ihren Hort. Ja, es ist der Held, der den Drachen erschlug und sich in seinem Blute hörnte. Empfangen wir den Helden wohl, denn schlimm ist es, seinen Haß zu verdienen. Manches Wunder von Heldentum hat seine Kraft getan.“ — „Wahr magst du reden“, erwiderte Gunther, „heldisch steht er wie zum Streite gerüstet mit seinem Degen. Laßt uns ihm entgegengehen“. „Ihr tut recht daran“, sprach Hagen, „sein Gebaren kündet an, daß ihn nicht kleine Absicht zu uns führte“.

Gunther schritt zu Sigfrid: in Zucht empfing er den edlen Gast, der neigte sich dem König. „Von wannen, edler Sigfrid, kommt ihr in mein Land, und was sucht ihr zu Worms am Rheine?“ sprach Gunther. „Das sei euch nicht verschwiegen“,

sprach Sigfrid, „ich vernahm, bei euch seien die kühnsten Recken, die je ein König gewann, das führte mich her. Euch selbst aber nennt man den reckenhaftesten der Könige, das will ich erproben. Auch ich bin ein Recke und zur Krone geboren. Und daß man von mir sage, mit Recht besäße ich Krone und Land, dafür will ich meine Ehre und mein Haupt zum Pfande setzen. Seid ihr denn also kühn wie euer Ruf meldet, so hört: ich will von euch eure ganze Habe erzwingen, Burgen und Land, das alles soll mir untertan werden."

Mit Staunen vernahmen der König und seine Mannen solche Rede, wie sich der Held erdreiste ihm die Lande zu nehmen, die sein Vater so lange besessen und die so starke Ritterschaft schütze. Sigfrid aber beharrte auf seinem Willen, er setzte sein Land und Erbe gegen das Burgundenland: beide sollten dem Sieger im Kampfe untertänig sein. So kühne Herausforderung erregte in den Burgundenhelden zornigen Grimm. Gernot fiel Sigfrid heftig in die Rede: „Nicht steht uns der Sinn danach, neue Lande zu erobern, daß darum Helden tot liegen sollen. Reich sind unsere Lande, und mit Recht dienen sie uns, niemand hat ein größeres Anrecht an sie." Heftig begehrte Ortwin, mit dem Fremden zu kämpfen, und führte er gleich ein ganzes Königsheer mit sich. Hagen aber dämpfte der Mannen Zorn — wohl war ihm Sigfrids Stärke bekannt — und mahnte zu friedlicher Scheidung, daß man den Kühnen zum Freunde gewinne. Gernot verbot darauf seinen Recken, Sigfrids Herausforderungen zu folgen, und bot dem Helden den Willkommtrunk. Gunther aber sprach: „Alles was wir besitzen, sei euch untertan, richtet ihr nur mit Ehren darauf euren Sinn, und teilen wollen wir mit euch Leib und Gut." Da sänftigte sich Sigfrids Mut und er ließ geschehen, daß man ihn und die Seinen zur Herberge führte und gastlich versorgte.

Nun weilte Sigfrid in hohen Ehren bei den Burgunden. Täglich befliß man sich ritterlicher Kurzweil, doch keiner kam Sigfrid dem Helden gleich an Kraft, ob man den Stein

schleuderte oder den Speer schoß. Er aber trug Kriemhild im Sinne und dachte darauf, wie er sie mit seinen Augen schauen möchte. Kriemhild aber blickte heimlich durch das Fenster, wenn man auf dem Hofe Ritterspiele übte, und die Minne erwachte in ihrem Herzen.

Eines Tages kamen Boten von den Königen Lüdiger von Sachsen und Lüdegast von Dänemark, daß sie binnen zwölf Wochen ins Burgundenland heerfahrten wollten. Da erschrak Gunther und rief seine Brüder und Freunde zum Rat. Als Sigfrid die Drohung der Feinde vernommen hatte, hieß er Gunther guten Mutes sein. „Ehre und Macht will ich euch gewinnen. Hätten eure Feinde dreißigtausend Degen zur Hilfe, so wollte ich sie bestehen, und hätte ich auch nur tausend."

Mit tausend Burgundenmannen, begleitet von Hagen, Ortwin und Dankwart, ritt Sigfrid über den Rhein ins Sachsenland. In stürmischer Schlacht schlug er die Sachsen, fällte Lüdegast und führte Lüdiger als Geisel heim.

Gernot sandte Boten voraus, den Sieg zu künden. Die entbot Kriemhild heimlich zu sich und vernahm von ihnen, wie alle im Sturme Heldentum bewährt, aber keiner Sigfrid an Kraft und Unerschrockenheit gleiche. Da freute sich Kriemhild, daß der junge Held heil der Gefahr entronnen war. Mit hohen Ehren empfing König Gunther seine siegreiche Schar, gütig grüßte er auch die Geiseln und gab ihnen das Versprechen freier Heimkehr, wenn sie Bürgen für den Frieden stellten. Seine streitbaren Mannen lud er über sechs Wochen zum Freudenfest gen Hofe.

Die Burgundenrecken ritten zum Feste an den Rhein, und Gunther dachte um Sigfrids willen auch seine Schwester zum Feste zu führen. Reiche Gewänder entnahm man den Schreinen, und hundert Recken und ebensoviel Frauen gab man ihr zum Dienst. Die Minnigliche ging aus der Kemenate wie das Morgenrot aus trüben Wolken dringt und wie der helle Mond vor den Sternen steht, so stand die Schöne vor

der Schar ihrer Frauen. Liebe und Leid überfiel da Sigfrid, den Helden. Er dachte: „Wie könnte es geschehen, daß ich dich besäße? Das ist törichter Wahn. Doch sanfter wäre mir der Tod als dich zu lassen.“ Von solchen Gedanken flutete und ebbte das Blut in seinen Wangen.

Da sprach Gernot zu Gunther: „Viellieber Bruder, nun lohnet dem, der euch so willig diente vor allen Recken: heißt Sigfrid zu unserer Schwester kommen, daß sie ihn grüße, die noch nie einen Recken grüßte: so gewinnen wir uns den herrlichen Helden.“ Als Gunther Sigfrid bat, daß er zu Kriemhild gehe, trug er im Herzen Liebe ohne Leid. Mit edlem Anstand grüßte die Jungfrau ihn, als er zu ihr trat. Sie faßte seine Hände und sprach: „Willkommen seid mir Sigfrid, edler Ritter!“ Mit liebenden Augen blickten sie sich an, und nie mehr zur Sommerszeit und in des Maien Tagen ward ihm das Herz so freudenvoll, als da ihn die schöne Kriemhild küßte und er Hand in Hand mit der Geliebten ging. Kriemhild dankte dem Helden, was er an ihren Brüdern getan, er aber versprach den Königen zu helfen so lange er lebe.

Neue Mär erhob sich am Rheine: Über See saß eine Königin, der glich auf der Welt keine Frau an Schöne, doch viel gewaltiger noch war ihre Kraft. Wer sie gewinnen wollte, der mußte sie in drei Kampfspielen besiegen: den Speer mußte er schießen, den Stein mußte er schleudern und sich im Sprunge ihm nachschwingen. Wer darin der Königin unterlag, hatte sein Haupt verwirkt. Am Rheine vernahm das König Gunther, der wandte seinen Sinn auf die Schöne und wollte den Leib daran wagen, sie zu gewinnen. Sigfrid widerriet es ihm: „Schrecklichen Brauch hat die Königin“, sprach er, „wer um sie wirbt, dem kommt es hoch zu stehen. Da ihr begehrt, sie mit eurer Hand zu bezwingen, so kennt ihr nicht ihre Stärke: vier gleich euch vermöchten nicht vor ihrem grimmen Zorn zu bestehen.“ Gunther aber wollte bei seinem Vorsatz bleiben, wenn Sigfrid ihm helfe. Der antwortete: „Gibst du mir Kriemhild, deine Schwester, so will ich dir helfen.“

5*

Das gelobte Gunther, und mit Eiden befestigten die Recken diesen Bund. Sigfrid aber vertraute der Tarnkappe, die er einst dem Zwerge Alberich abgewann, als er den Nibelungenhort erstritt.

Auf Sigfrids Rat ließ Gunther seine Mannen daheim. „Nach Reckenweise“, riet er, „fahren wir den Rhein zu Tal. Gunther, selbviert sollt ihr die Frau erwerben. Ich will einer eurer Gesellen sein, Hagen sei der andere und Dankwart der dritte.“

Herrliche Gewande aus arabischer Seide, so weiß wie Schnee, und mit Kleinoden übersät hieß Kriemhild den vier Recken rüsten. Als alles gerüstet war, stiegen die Gesellen zu Schiff, Sigfrid aber, dem die rechten Wasserstraßen wohl bekannt waren, ernannten sie zum Schiffmeister. Ihn bat Kriemhild beim Scheiden, daß er sich ihren Bruder befohlen sein lasse. Er versprach, ihn gesund an den Rhein zu bringen.

So fuhren die kühnen Heergesellen den Rhein hinab, vor gutem Winde gelangten sie zum Meere. Am zwölften Morgen aber trug sie der Wind zum Isensteine, der ragenden Burg in Brünhilds Land, das Sigfrid allein erkannte. „Dies ist Brünhilds Land“, rief er, „und Isenstein heißt die Veste. Nun rate ich euch Helden: seid eines Mutes und gleicher Rede. Wenn wir noch heute vor Brünhild treten, so müssen wir mit Sorgen vor ihr stehen. Nur einer rede vor ihr. Gunther gelte als mein Herr und ich sei sein Mann.“

Als die vier Helden ans Land stiegen, zog Sigfrid des Königs Roß auf den Sand und hielt es am Zaume, bis Gunther im Sattel saß. Allen vier Degen waren die Rosse und Kleider gleichermaßen von schneeblanker Farbe, gleich waren auch die Schilde, die ihnen vor den Händen leuchteten. Scharf und breit waren ihre Speere und Schwerter. So ritten die Helden zur Burg.

Vom Fenster der Halle hatte Brünhild die Ankunft der Helden gesehen. Sie fragte ihre Frauen, wer die fremden Recken seien und was sie wohl herführe. Und eine erwiderte: „Keinen von ihnen sah ich je, einer aber steht unter ihnen,

der Sigfrid gleicht, den empfanget wohl. Der andere der Gesellen hat königliches Gebaren, der mag über weite Lande gebieten. Der dritte schaut düster drein, er scheint von grimmem Mute, der jüngste aber steht in edler Haltung, doch scheint auch er furchtbar, wenn er zu zürnen beginnt.“ Da sprach die Königin: „Nun bringt mir mein Gewand. Ist Sigfrid hergekommen, daß er mich gewinne, so kostet es ihn das Leben. Ich kenne meine Stärke zu gut, als daß ich fürchten müßte, sein Weib zu werden.“

Von ihren Frauen und Recken umgeben, schritt Brünhild den Gästen entgegen. Sie sprach: „Seid willkommen, Sigfrid, was meint eure Reise?“ Der erwiderte: „Zu groß ist die Gnade, Frau Brünhild, daß ihr mich grüßt vor diesem Recken, der mein Herr ist. Er ist am Rheine König und kam, euch zu gewinnen. Gunther heißt der Hehre, der eurer Minne begehrt, er gebot mir herzufahren, und ich durfte es ihm nicht weigern.“ Da wunderte sie sich, daß Gunther der Herr und Sigfrid sein Mann sei, und sagte jenem die hohen Bedingungen des Waffenspiels, durch das er sie gewinnen oder sein Leben verlieren möge. Heimlich spornte Sigfrid des Königs Mut und versprach, ihn wohl zu behüten. Da willigte Gunther in die Bedingungen der Königin.

Während sie ihr Waffenhemd aus Seide anlegte, eilte Sigfrid zum Schiffe und schlüpfte in die Tarnkappe. Ungesehen kam er auf den Platz, wo Brünhild ihr Spiel ordnete. Wie zu schwerem Streit gerüstet trat die Hehre in den Ring. Mit Mühe trugen vier Kämmerer den gewaltigen Schild, der mit Buckeln beschlagen und drei Spannen dick war. Als Hagen ihn sah, sprach er: „Was nun, König Gunther? Wir verlieren Leib und Leben. Die ihr zur Minne begehrt, ist wohl des Teufels Weib.“ Dann brachte man einen gewaltigen eisernen Speer, stark und ungefüge, breit und scharf war er, und sein Anblick erfüllte Gunther mit Sorgen. „Wär ich lebend im Burgundenland,“ so dachte er, „so sollte Brünhild meiner Minne ledig sein.“ Hagen und Dankwart, voll Furcht,



daß ihr König vor einem Weibe erliege, forderten mit Ungestüm ihre Waffen, die man ihnen beim Eintritt in die Burg genommen hatte. Lächelnd über die Achsel blickend gewährte es ihnen Brünhild. Zum dritten brachte man der Königin in den Ring einen ungeheuren Stein, den trugen kaum zwölf Recken. Da wurde der Burgunden Sorge groß. Aber Sigfrid rührte heimlich Gunthers Hand und sprach, als er verwundert um sich schaute: „Ich bin's, dein treuer Freund. Sei ohne Sorge! Gib mir den Schild, daß ich ihn trage. Mache du die Gebärde im Kampfspiel, die Werke will ich tun. Doch hehle immer und vor allen meine List, so soll Brünhild an dir keinen Ruhm erjagen."

Da schoß die Maid den Ger auf den neuen und starken Schild, den Sigfrid hielt. Vom Stahl sprang das Feuer, als stieße der Wind in die Flammen, ganz wurde der Schild durchbrochen und lohend sprang das Feuer aus den Panzerringen. Beide Männer strauchelten, und wäre die Tarnkappe nicht gewesen, sie hätten beide tot gelegen. Doch schnell erholte sich Sigfrid, er griff den Ger und warf ihn zurück. Gewaltig stob das Feuer unter seinem Schuß. Solchem Anprall konnte die Maid nicht stehen. Doch schnell sprang sie wieder auf und rief zornig aus: „Dank für den Schuß, König Gunther!" Nun hob sie den Stein und schwang ihn kräftig aus der Hand, dem Wurfe sprang sie nach, daß ihr Waffenkleid erklang. Zwölf Klafter weit flog der Stein, doch weiter noch trug der Sprung die Jungfrau. Als Siegfried aber den Stein schleuderte, den Gunther in der Hand wog, da flog er weiter denn zuvor, und weiter auch sprang der Held, den König im Sprunge mit sich tragend. Da ward Brünhild rot vor Zorn, Sigfrid aber hatte den Tod vom Könige abgewehrt.

Zu ihrem Gesinde sprach die Königin: „Tretet näher, meine Magen und Mannen, alle sollt ihr dem König Gunther untertan sein." Da ergaben sich der Königin Untertanen dem Herrscher aus Burgundenland. Hagen und Dankwart aber waren voller Freuden.

Brünhild führte Gunther in die weite Halle, Sigfrid aber eilte zum Schiff, um die Tarnkappe wieder zu bergen. Zurückgekehrt, stellte er sich, als erwarte er noch den Beginn des Kampfspieles, und als Brünhild ihn argwöhnisch fragte, warum er das Spiel nicht gesehen habe, das Gunther gewonnen, sprach er: „Ich säumte bei den Schiffen, so entging mir das Spiel. Doch freut mich die Kunde, daß nun einer eures Hochmuts Meister ward. Nun müßt ihr uns folgen an den Rhein."

Traurig bestellte Brünhild ihr Land. Zwanzig Schreine ließ sie mit Gold füllen, daß sie zu Worms spenden könne, und zweitausend Mannen folgten ihr ins Burgundenland und viele Frauen. So räumte sie ihr eigen Land und verließ ihre Freunde. Nie sah sie ihr Vaterland wieder.

Unter mancherlei Kurzweil verging die Fahrt, doch wollte Brünhild ihren Herrn nicht minnen, ehe sie in sein Haus gekommen wäre.

Neun Tage hatte die Reise gewährt, da sandte der König Sigfrid nach Worms voraus, daß er den Frauen den Ausgang der Fahrt und die nahe Ankunft des Paares künde. Hocherfreut über das glückliche Ende der gefährlichen Fahrt empfing ihn Kriemhild, und fröhlich rüstete man den Empfang und das Hochzeitsfest, wie Gunther es begehrt hatte.

Am Ufer des Rheines stand die Schar der Burgunden festlich geschmückt, als die Schiffe landeten. Liebevoll empfing Kriemhild die hohe Frau und hieß sie im Burgundenland willkommen sein.

Unter schattigen Zelten saßen die Frauen, als das Kampfspiel anhob. In den Zelten aber war viel Kurzweil der Ritter und Frauen. Als der kühle Abend sank, begaben sich alle zum Palast, wo das Mahl gerichtet war. Brünhild trug die Krone, als sie mit Gunther zu Tische ging. Bevor aber der König das Mahl begann, trat Sigfrid zu ihm heran und sprach: „Gedenkt, was eure Hand mir schwor: wenn Frau Brünhild in euer Land käme, so gäbt ihr mir eure Schwester zum Weibe.

Vergaßt ihr eure Eide, nachdem ich eure Reise mit harter Mühe zu glücklichem Ende führte?" — „Nicht werde meine Hand meineidig", sprach Gunther. Er ließ Kriemhild rufen und sprach zu ihr: „Liebe Schwester, um deiner Tugend willen löse meinen Eid. Ich schwor dich einem Recken zu, ihn sollst du zum Manne nehmen." Kriemhild versprach zu tun, wie er gebiete. Da führte er Sigfrid zu ihr, und im Ringe der Burgunden gelobten sich Sigfrid und Kriemhild einander und befestigten den Bund mit Küssen.

Dem Königspaare gegenüber stellte man den Vermählten die Sessel. Als aber Brünhild Sigfrid den Helden vor sich mit Kriemhild sitzen sah, durchfuhr sie ein bitteres Weh, und sie begann heftig zu weinen, daß heiße Tränen über ihre Wangen flossen.

Da sprach Gunther: „Was ist euch, Herrin, was trübt eurer hellen Augen Schein? Freut euch, da mein Land und meine Burgen euch untertan sind." — „Wohl mag ich weinen", sprach die Maid, „um deine Schwester, die ich bei deinem Eigenholden sitzen sehe. Immer muß mich betrüben, daß sie so feil dahingegeben wurde." — „Schweigt still", sprach Gunther, „zu anderer Zeit will ich euch sagen, warum ich Sigfrid meine Schwester gab." — „Mich jammert ihre Schöne und Zucht", sprach Brünhild, „und wüßte ich wohin, so möchte ich von hier fliehen, daß ich euch nimmer meine Liebe genießen ließe, bis ich wüßte, warum Kriemhild Sigfrids Gattin sei." Da sprach Gunther: „So wisset: Sigfrid hat Burgen und weites Land gleich mir und ist ein mächtiger König, wohl geziemt ihm Kriemhilds Minne." Solche Rede erhellte der Königin nicht den trüben Sinn. Der König aber gedachte das Fest zu beenden, daß er endlich seines schönen Weibes froh werde.

Festlich geleitet begaben sich die beiden Paare in ihre Kammern. Sigfrid lag froh bei der schönen Kriemhild. Als aber Gunther die Brünhild liebend umfangen wollte, sprach sie zornig: „Laßt ab, edler Ritter, nicht soll euer Wunsch an

mir ergehen, ich will noch Jungfrau bleiben bis ich erfahre, wie es mit Sigfrid bewandt ist.“ Da rang Gunther mit ihr und zerriß ihr Gewand. Brünhild aber griff nach ihrem Gürtel und band dem König Hände und Füße, trug ihn zu einem Nagel und hing ihn an die Wand, daß er ihren Schlaf nicht störe. Unbekümmert um sein Flehen ließ sie ihn in Qualen hangen bis an den lichten Morgen. Dann löste sie ihn auf seine Bitten, daß nicht die Kämmerer ihn von Weiberhand gebunden fänden.

Gunther klagte Sigfrid am Tage die Schmach und Schande dieser Nacht. Da versprach der junge Held ihm seine Hilfe gegen den Trotz der Brünhild. „In meiner Tarnkappe will ich heute zu eurer Kemenate kommen. Wenn den Knaben die Lichter in der Hand erlöschen, so wisse, daß ich gekommen bin. Dann zwinge ich dir dein Weib.“ — „Gern bin ich damit zufrieden“, sprach Gunther, „nur nimm sie nicht zu eigen, sonst aber tu ihr nach deinem Willen — und nähmest du ihr das Leben, so wollt ich es verschmerzen.“ Und auf seine Treue versprach Siegfried, sie nicht zu berühren.

Abends trat er ungesehen in Gunthers Gemach und löschte die Lichter. Lieb und leid ward dem König, als nun Siegfried das wilde Spiel mit Brünhild begann. Lange währte der Kampf, und Sigfrid kam in schwere Not. Endlich aber erlahmte der Jungfrau die Kraft, er zwang sie so gewaltig, daß sie um Schonung bat und versprach, ihm zu Willen zu sein. Sigfrid zog ihr unvermerkt einen Ring vom Finger und nahm ihr im Übermut des Siegers ihren Gürtel. Beides gab er Kriemhild und erzählte ihr später das Abenteuer. Gunther aber nahm den Platz Sigfrids bei Brünhild ein, und die Jungfrau ergab sich ihm. Da schwand ihr die unbändige Kraft, und es blieb ihr nur die Stärke eines anderen Weibes.

Nachdem das Hochzeitsfest bis zum vierzehnten Tage gedauert hatte, reisten Sigfrid und Kriemhild heim nach Niederland, wo sie die Kronen trugen. Sigfrid war reicher und mächtiger als je ein Held. Zehn Jahre herrschte er



mit Kriemhild über die Länder, und sie gebar ihm einen Sohn.

Zu Worms grübelte Brünhild alle Zeit über dem Geheimnis, wie hoch sich Frau Kriemhild brüste, obwohl Sigfrid doch Gunthers Mann sei: „Wie mag es geschehen", sprach sie bei sich, „daß der Eigenholde König Gunthers sich so lange des Dienstes entschlägt?" Heimlich drang sie in Gunther, er möge Sigfrid zu sich entbieten, denn es verlange sie, die schöne Kriemhild wiederzusehen. Der sprach: „Zu fern sind unsere Lande, um so weite Fahrt darf ich sie nicht bitten." — „Muß denn nicht eines Königs Mann tun, was ihm sein Herr gebietet, wie mächtig er auch selber wäre?" sprach Brünhild. Über solche Reden lächelte Gunther, gedenkend, wie wenig Sigfrid ihm untertan sei. Doch Brünhild bat ihn so lange, daß er nach Sigfrid und Kriemhild sende, bis er einwilligte, sie zu einem Hoffeste gastlich zu laden. Er ließ das Königspaar zur Begehung des Sonnenwendfestes an den Rhein entbieten. Voll Freude empfing Kriemhild die Boten ihrer Brüder. Auch Sigfrid vernahm gern die Kunde, daß die Könige am Rheine nach ihm Verlangen trügen. Bald war die Reise beschlossen, und geleitet von tausend Recken brachen sie auf.

Ehrenvoll empfing Brünhild die Gäste, wie sie einst von Kriemhild empfangen ward, als Gunther sie ins Land führte, voll Freude grüßten die Könige Sigfrid. Unter Kampfspiel und festlichem Mahle verging der Tag. Brünhild gedachte, daß nie ein Eigenholder reicher und prächtiger sein könne als Sigfrid mit seinen tausend Recken. Da freute sie sich über Gunthers Macht und war den Gästen noch in ihrem Herzen gewogen.

Als aber am elften Tage die Königinnen zusammen dem Ritterspiele zuschauten, sprach Kriemhild: „So herrlich ist mein Gemahl, daß all diese Lande ihm untertan sein sollten." — „Wie könnte das sein", sprach Brünhild, „lebte niemand als du und er, so möchten ihm wohl die Lande gehören.

Nun aber lebt Gunther doch!" — „Sieh ihn an, wie er da steht", sprach Kriemhild, „wie er unter den Recken hervorleuchtet, so wie der lichte Mond vor den Sternen. Darum bin ich mit Recht so frohgemut." — „Dennoch gebührt Gunther vor allen Königen der Vorrang", sprach Brünhild, und als Kriemhild dem nicht beistimmte und Sigfrid Gunthers ebenbürtigen Genossen nannte, fuhr sie fort: „Verarge mir mein Wort nicht, denn damals, als mein Herr so ritterlich mir meine Minne abgewann, hörte ich Sigfrid selbst sich Gunthers Eigenmann nennen." — „So wäre mir übel geschehen", sprach Kriemhild, „wenn mich meine Brüder einem Eigenmanne gegeben hätten. Ich bitte dich Brünhild, laß solche Rede." — „Nicht lasse ich die Rede", entgegnete Brünhild, „und will nicht auf einen Ritter verzichten, der uns mit seinem Degen zu Dienst verpflichtet ist." — „Und doch wirst du auf seinen Dienst verzichten müssen", sprach Kriemhild, „denn edler ist er als Gunther, mein Bruder. Auch nimmt mich wunder, wenn Sigfrid dein Eigenmann ist, daß er dir so lange den Zins versagte." — „Zu hoch fliegt dein Sinn", sprach Brünhild, „nie werden dir solche Ehren zu teil wie mir." — „Da du meinen Gemahl dein Eigen nanntest", erwiderte Kriemhild, „so sollen heute beider Könige Mannen Zeugen sein, wie ich, die unfreie Magd, vor Gunthers Weibe in die Kirche schreite. So wirst du erkennen, daß ich von freiem Adel, mein Gemahl aber edler ist als deiner." In Zorn schieden die Frauen voneinander.

Zur Messe schritt Kriemhild nicht wie sie pflegte mit Brünhild, sondern allein mit der Schar ihrer Dienerinnen, die sie Brünhild zum Trotz herrlicher denn je zuvor geschmückt hatte. Vor dem Münster traf sie auf Brünhild und ihre Schar. Die Burgundenkönigin hieß Kriemhild stehenbleiben: „Vor eines Königs Weibe soll nicht die Eigenholde gehen." — „Hättest du geschwiegen", rief Kriemhild, „es wäre dir besser gewesen. Du selber hast dich selbst geschändet: wie konnte eines Mannes Kebse je eines Königs Weib werden?" —

„Schiltst du mich eine Kebse?“ sprach Brünhild. „Das tu ich“, erwiderte Kriemhild, „deinen schönen Leib erkannte als erster Sigfrid, mein Gemahl. Nicht Gunther war es, der dir dein Magdtum abgewann. Welcher Trug befing deine Sinne, daß du dem deinen Leib gewährtest, der dein Knecht ist?“ — „Fürwahr“, sprach Brünhild, „das will ich Gunther sagen.“ — „Was soll mich das verdrießen?“ sprach Kriemhild, „dein Übermut hat dich verblendet und meine Freundschaft hast du für immer verloren.“

Weinend stand Brünhild da, aber Kriemhild zögerte nicht länger und schritt vor ihr ins Münster.

Nach der Messe erwartete Brünhild ihre Widersacherin vor dem Münster, ihr war das Herz voll Leid und Trauer. Über die maßlose Beschimpfung, die sie ihr angetan, verlangte die Königin mehr von Kriemhild zu hören. Diese hob den goldenen Ring an ihrem Finger hoch, den einst Sigfrid von Brünhilds Hand streifte, und sprach: „Den brachte mir mein Liebster, als er damals von euch kam.“ Erbleichend erkannte die Königin den Ring, doch rief sie: „Nun kenne ich den Dieb, der mir einst meinen Ring stahl.“ — „Dieb sollst du mich nicht heißen“, sprach Kriemhild, „hier dieser Gürtel, den ich trage, bezeugt dir, daß ich nicht lüge: Sigfrid war einst dein Mann.“

Als die Königin den Gürtel erkannte, brach sie in Schluchzen aus, sie begann nach Gunther zu rufen und klagte ihm, wie Kriemhild sie geschmäht und sie Sigfrids Kebse genannt habe: „Hier trägt sie Gürtel und Ring, die ich längst verlor. Weh! daß ich geboren ward, wenn du König mich nicht von dieser Schande reinigst.“ — „Übel hat Kriemhild getan“, sprach Gunther, „von Sigfrid selber wollen wir hören, ob er sich solcher Tat gerühmt hat oder es leugnet.“ Als Sigfrid kam und Gunther ihm seines Weibes Klage gesagt hatte, rief der Held: „Hat Kriemhild das gesagt, so soll es ihr leid werden. Dir, Gunther, aber will ich es mit hohen Eiden vor deinen Mannen schwören, daß ich ihr solches nie sagte.“

Da schlossen die Burgunden den Ring. Darin hob Sigfrid zum Eide die Hand und bekräftigte sein Wort. Gunther sprach ihn vor den Mannen aller Schuld ledig, der ihn Kriemhild geziehen hatte.

In schwerer Trauer ging Brünhild dahin und weckte der Burgunden Mitleid. Zu seiner Herrin kam Hagen und fragte, was sie so sehr betrübe. Als er die Mär vernahm, gelobte er, daß Kriemhilds Gemahl diese Schande büßen solle, sonst wolle er nicht mehr fröhlich sein.

Er beriet mit Gunther den Tod des Helden. Zu diesem Rat kamen Ortwin und Gernot, zuletzt auch der junge Giselher. Der sprach: „Ihr guten Recken, wie mögt ihr solches tun? Nicht verdient Sigfrid solchen Haß, daß er darum das Leben verlieren sollte. Um Tand zürnen Weiber.“ — „Sollen wir Gäuche aufziehen“, rief da Hagen, „wenig Ehre brächte es uns. Daß er sich der Gunst meiner Herrin gerühmt hat, dafür setze ich mein Leben ein, oder es kostet ihn das seine.“ Gunther aber sprach: „Nur Heil und Ehre hat uns Sigfrid gebracht — wir wollen ihn leben lassen. Wie sollte ich dem Recken Haß tragen, der uns stets getreu war?“

Aber Hagen lag Gunther zu allen Stunden an, daß Sigfrids Macht sie alle in Schatten stelle: wenn Sigfrid nicht mehr lebe, so würden ihm großer Ruhm und der Reichtum der Nibelungen zufallen. Da begann Gunther zu trauern. „Laßt doch die Mordgier fahren“, sprach er, „zu Glück und Ehren ist uns Sigfrid geboren. Auch ist der Kühne von so grimmer Stärke, daß ihn niemand besteht.“ — „Seid ohne Sorgen“, sprach Hagen, „ich getraue mir es heimlich zu vollbringen. Brünhilds Weinen soll sein Verderben sein.“ — Hagen riet, man solle falsche Boten bestellen, die den Einfall feindliche-Könige meldeten, und Gunther solle eine Heerfahrt ber schließen, von der werde Sigfrid nicht zurückbleiben. „Dann will ich“, rief er, „von Kriemhild die Kunde erlangen, deren ich bedarf.“ Zu schlimmem Geschick folgte Gunther dem

Rate Hagens. So ward zweier Frauen Zank manchem Helden zum Verderben.

Am vierten Morgen danach ritten Boten in Worms ein, die kündigten Gunther von Lüdeger Fehde an. Sigfrid erriet den Meinrat nicht, den man ersonnen. Er fand Gunther und seine Mannen raunend gehen. Auf seine freundliche Frage meldete ihm der König seine Sorge vor dem Einfall der Feinde. Gleich erbot sich Sigfrid, mit seinen tausend Recken allein den Feinden entgegenzureiten und diesmal nicht abzulassen, bis deren Burgen und Lande wüste lägen. Dafür setzte er sein Haupt zum Pfande. Der König stellte sich hocherfreut über solches Erbieten. Tief neigte sich voll Falschheit der Ungetreue.

Nun rüstete Sigfrid voll Eifer die Heerfahrt. Am Tage vor dem Ausritt ging Hagen zu Kriemhild. „Wohl mir", sprach da Kriemhild, „daß ich einen so tapferen Mann gewann, der meine Freunde zu schützen vermag. Stets diente ich euch gern, Freund Hagen, nie trug ich euch Haß. Dessen gedenket nun und schützet meinen Gemahl. Laßt ihn nicht entgelten, was ich Brünhilden tat, längst gereute es mich." — „Wie aber kann ich eurem Manne dienen?" sprach da Hagen, „besorgt ihr, daß man ihn verwunde, so laßt mich wissen, wie ich ihn hüte." Da erzählte Kriemhild dem Falschen, wie einst, als Sigfrid den Linddrachen erschlug und er in seinem Blut sich badete, um sich zu hörnen, ein Lindenblatt ihm zwischen die Schultern fiel. „Die Stelle blieb verwundbar, das schafft mir schwere Sorge. Mit solchem Wort ergeb ich mich in deine Gnade, Hagen, nun halte mir deine Treue." Der bat, daß Kriemhild ein kleines Zeichen auf Sigfrids Gewand nähe, damit er wisse wo die verwundbare Stelle sei, die er im Sturme beschützen wolle. Das sagte sie zu. So ward Sigfrid durch Hagens Untreue verraten. Nie wieder wird ein Recke solche Meintat begehen, wie Hagen tat, als sich Kriemhild seiner Treue versah.

Am andern Morgen brach Sigfrid mit seinen Recken auf.



Als Hagen das Zeichen auf Sigfrids Rücken erspäht hatte, sandte er Boten, die Gunther den Frieden des feindlichen Königs ansagen sollten. Da dankte Gunther mit freundlichem Wort Sigfrid für seinen bereiten Willen. Immer wolle er ihm dienen und vor allen Freunden ihn ehren. Auf Hagens Rat lud der König, da sie nun der Heerfahrt ledig waren, seine Mannen zu einer Jagd im Wasgenwalde, und Sigfrid war gern bereit, mit den Burgunden zu reiten. Giselher und Gernot blieben daheim, doch warnten sie den Helden nicht.

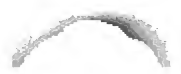
Vom Schall der Jagd erhallte nun Wald und Berg, und viel Tiere mußten das Leben lassen. Als Gunther die Jagd verblasen ließ, sammelten sich die Jäger auf einem vorbestimmten Wiesenplan.

Beim Mahle riefen die Jäger nach Wein. Hagen aber hatte den Wein in den Spessart gesandt, als habe er geglaubt, dort solle das Pirschen sein. Doch wies er den Durstigen am Waldrand einen kalten Bronnen, der unter einer schattigen Linde aus dem Berg floß. Er riet, daß man durch einen Wettlauf zum Quell der Recken Schnelligkeit erprobe. Dazu war Sigfrid gleich bereit. Keinen Verrat argwöhnte der Kühne, dessen Tod schon beschlossen war. Im vollen Pirschgewand, beschwert mit allen Waffen, rüstete er sich zum Lauf, während Gunther und Hagen sich der Waffen und der Gewande entledigten. Wie wilde Pardel liefen sie durch den Klee, dennoch erreichte Sigfrid in seiner schweren Waffenrüstung den Quell früher als die Ledigen. Die Waffen tat er von sich und lehnte sie an den Stamm der Linde, doch ließ er Gunther den ersten Trunk. Als dieser sich ersättigt hatte und Sigfrid sich zur Quelle neigte, trug Hagen des Helden Waffen abseits, dann ergriff er den Speer, ersah das Zeichen an Sigfrids Gewand und stieß ihm den Speer hinterrücks in das Herz, daß das Blut hoch aufsprang. In wildem Laufe floh Hagen von dannen, wie er noch nie vor einem Manne floh, als Sigfrid, den Speerschaft im Rücken, vom

Quell wild aufsprang und nach seinem Schwerte griff. Als er es nicht fand, eilte er mit dem Schilde dem Fliehenden nach, und, obgleich zum Tode wund, schlug er ihn zu Boden, daß das Gestein vom Schilde sprang und der Plan vom Schall erdröhnte. Doch mit dem Tod auf dem Antlitz sank der Held in die Blumen und sprach zu seinen Mördern: „Weh, ihr feigen Gesellen, nun habt ihr mich, euren Schwertbruder, erschlagen, der euch so treu gedient hat. Übel tatet ihr an euren Freunden, die durch solchen Verrat für immer in Schande leben. Geschieden seid ihr nun von allen guten Recken."

Da liefen die Mannen herbei und beklagten den Gefällten. Auch Gunther bejammerte Sigfrids Tod. Der aber sprach: „Es tut nicht not, daß der über den Schaden weint, der ihn selbst getan." Hagen aber sprach: „Nicht weiß ich, warum ihr klagt, da nun all unsere Sorge und Leid ein Ende hat. Niemand gibt es nunmehr auf Erden, der uns besteht. Wohl mir, daß ich seiner Übermacht ein Ende setzte." — „Leicht rühmt ihr euch," sprach Sigfrid, „doch hätte ich euern Mordsinn erkannt, so hätte ich vor euch wohl mein Leben gewahrt. Erbarm es Gott, daß ich je einen Sohn gewann! Dessen Ehre ist für immer dahin, da seine Verwandten einen Mann meuchlings erschlugen. Ihr aber, König Gunther, wollt ihr euch je auf der Welt noch jemandem treu bewähren, so laßt eurer Gnade mein Weib befohlen sein. Schweres Leid habt ihr der Armen getan."

Rot waren rings die Blumen vom Blute des Helden, der mit dem Tode rang. Als sein Leben entflohen war, legten ihn seine Mörder auf einen Schild und berieten, wie man Hagens Tat verhehle. Man riet, der Kriemhild zu sagen, den einsam Reitenden hätten im Walde Räuber erschlagen. Hagen aber sprach: „Ich bringe ihn nach Worms. Nicht kümmert mich, ob meine Tat der Kriemhild bekannt wird, die Brünhild so schwer kränkte. Mag sie weinen, das achte ich gering."



Nachts fuhren sie mit ihrer grimmen Jagdbeute heim. Ihr wilder Übermut hieß sie noch gräßlichere Rache nehmen: Hagen befahl, den Erschlagenen vor Kriemhilds Kemenate zu legen. Als vor Tagesgrauen der Kämmerer kam, die Königin zur Messe zu führen, sah er den Toten liegen, doch erkannte er ihn nicht. Er sagte ihr, daß vor ihrer Tür ein erschlagener Ritter liege. Gleich gedachte sie der verräterischen Frage Hagens. Wortlos sank sie zu Boden, dann drang ein Schrei aus ihrem Munde, daß die Kemenate erdröhnte. Sie rief: „Das ist Sigfrid, mein Gemahl! Brünhild riet die Tat und Hagen vollbrachte sie.“ Sie schritt zum Leichnam und hob sein Haupt. Sie erkannte es, ob es gleich blutberonnen war, und rief voll Jammer: „Weh meines Leides! Nicht ist dein Schild von Schwertern zerhauen. Du liegst meuchlings erschlagen. Bin ich gewiß, wer es tat, so sinne ich ihm den Tod.“

Mit Tagesanbruch ließ sie Sigfrid zum Münster bringen. Umringt von klagendem Volke und weinenden Mannen stand die Leidvolle an der Bahre, als Gunther und Hagen nahten. Der König sprach zu Kriemhild: „Vielliebe Schwester, weh deines Leides! Immer müssen wir Sigfrids Tod beklagen.“ — „Trügt ihr darum Leid“, sprach Kriemhild, „so wäre es nimmer geschehen. Besser wäre mir, ich läge selber tot, als daß ich so grausam von meinem Herrn geschieden ward.“ Gunther und Hagen leugneten den Mord. Da gebot ihnen Kriemhild, zur Bahre zu treten. Als Hagen herantrat, begann die Wunde von neuem zu fließen. Dennoch sprach Gunther: „Ihn erschlugen Räuber, Hagen hat es nicht getan.“ — „Wohlbekannt sind mir die Räuber“, sprach das Weib, „Gott gewähre seinen Freunden Rache: Gunther und Hagen, ihr seid die Mörder.“ Da kamen Gernot und Giselher, beklagten aufrichtig den Toten und suchten die gramvolle Königin zu trösten, sie aber konnte niemand trösten.

Man legte Sigfrid in einen reichgeschmückten Sarg. Vier Tage saß Kriemhild mit ihren Getreuen bei der Leiche.

Als man Sigfrid zu Grabe getragen hatte, lag Kriemhild drei Tage gleich einer Toten und wies Speise und Trank von sich.

Dennoch ließ sie sich von ihren Brüdern Gernot und Giselher bereden, am Hofe zu Worms zu bleiben. Als Sigfrids Recken vernahmen, daß ihre Königin nicht in ihr Land zurückkehren wolle, ritten sie in traurigem Zuge von dannen. Brünhild aber genoß übermütig ihre Rache. Nicht grämten sie Kriemhilds Tränen.

Vier Jahre saß Kriemhild freudelos zu Worms, sie sprach mit Gunther kein Wort und sah Hagen nie. Da riet Hagen dem König, sich mit seiner Schwester zu versöhnen, damit man den Goldhort der Nibelungen ins Land brächte. Lange verweigerte Kriemhild die Versöhnung: „Hätte der Mörder mich nicht überlistet, daß ich selbst ihm die Stelle verriet, wo Sigfrid verwundbar war", sprach sie, „so ließe ich wohl mein Weinen. Nun werde ich Gunther und Hagen nimmer hold." Auf Gernots Bitten aber war sie endlich bereit, König Gunther zu grüßen. Unter Tränen ward die Sühne vollzogen. Allen verzieh Kriemhild, nur Hagen, dem Mörder, nicht.

Danach ließ Kriemhild den Nibelungenhort ins Land holen. Gernot und Giselher ritten zu der Stelle, wo er unter Alberichs Schutz verborgen lag. Alberich enthielt ihnen den Schatz nicht vor, den Sigfrid seiner Gemahlin zur Morgengabe geschenkt hatte, und sie führten ihn nach Worms.

Als Kriemhild den Hort in Händen hatte, lockte der Ruf ihres Reichtums manchen guten Recken herbei, und ihre Milde schuf ihr viele Freunde. Da fürchtete Hagen, sie werde mit dem Hort sich so viel Mannen werben, daß ihnen Gefahr daraus erwachse. „Nicht soll ein weiser Mann", so sprach er zu Gunther, „einem Weibe so große Schätze lassen. Es mag die Burgunden sonst gereuen." Gunther aber sprach: „Ich schwor ihr, nie wolle ich ihr wieder ein Leid tun. Den Eid will ich nicht brechen." Hagen aber sprach: „So will ich der Schuldige sein."

So nahmen sie der Freudelosen ihr Gut, und Hagen ergriff Besitz vom Horte. Während die drei Könige auf Heerfahrt zogen, ließ er heimlich den ganzen Schatz in den Rhein versenken. Das erregte der heimkehrenden Könige Zorn. Nachdem sich aber der Grimm gelegt hatte, schworen sie alle einenunverbrüchlichen Eid, der Hort solle verhohlen bleiben, solange ihrer einer am Leben sei.

Der Raub aber verdoppelte Kriemhilds Leid. Nie ließ sie von der Klage um Sigfrid.

12. UNTERGANG DER BURGUNDEN

Nach Sigfrids Tod trauerte Kriemhild manches Jahr um ihren Helden am Hofe ihrer Brüder zu Worms und konnte ihr Leid nicht vergessen.

Helche, die Gemahlin König Etzels von Hunnenland, war gestorben. Da gedachte Etzel, Kriemhild zum Weibe zu gewinnen. Unter all seinen Mannen wählte er zum Brautwerber den Markgrafen Rüdiger von Bechelaren, denn der kannte von Jugend auf Kriemhild und war der Burgundenkönige Freund. In prächtigem Zuge brach Rüdiger von Bechelaren auf. Als die Schar an den Rhein gelangte, sandte König Gunther nach Hagen, daß er Namen und Herkunft der Gäste melde. Der erkannte bald den edlen Markgrafen, eilte ihm entgegen und hieß ihn mit seinen Mannen willkommen. Dann führte er ihn in den Saal, wo die Könige weilten. Gunther und seine Brüder empfingen den Gast mit edlem Anstand. Auf Gunthers Frage nach Etzel und Helche erhob sich Rüdiger mit allen seinen Mannen und brachte die Werbung des Hunnenkönigs vor: Etzels Land sei verwaist und ohne Freude, seit Helche daraus geschieden sei. Die edle Kriemhild aber sei ohne Mann. Um sie für Etzel zu werben, sei er ins Land gekommen. Gunther versprach, in drei Tagen dem Boten Kriemhilds Antwort zu sagen.

Er beriet mit seinen Mannen und Verwandten die ehrenvolle Botschaft. Allen schien es wohlgetan, daß man Kriem-

6*

hild dem Hunnenkönige gäbe, nur Hagen, der die Macht König Etzels wohl kannte und die Rache der Königin fürchtete, widerriet voll Eifer den Plan. Die Brüder jedoch gönnten der Schwester alles Liebe nach ihrem langen Gram und baten sie, die Werbung des mächtigen Königs anzunehmen. Sie aber glaubte nur Spott aus ihren Worten zu hören und rief: „Was soll ich armes Weib einem Manne, der je eines guten Weibes Liebe erfuhr?" Doch gestattete sie auf ihrer Brüder Bitten, daß Rüdiger vor ihr erscheine. Während alles Gesinde in reichgeschmückten Kleidern sie umstand, empfing sie ihn am nächsten Morgen und erwiderte auf seine Botschaft: „Wäre jemand, der die Schärfe meines Schmerzes kennte, er würde mich nicht bitten, je wieder einen Mann zu umarmen. Denn ich verlor einen besseren, als je ein Weib gewann. Der Tod des einen hat mir solches Weh geschaffen, daß ich unfroh bleiben muß bis an mein Ende." Auch Rüdigers Versprechen, daß Etzel sie unermeßlich reich machen und ihr Gewalt über dreißig Fürstentümer und zahllose Mannen geben werde, vermochte nicht ihren Willen zu wenden. Doch verschob sie ihre Entscheidung auf den nächsten Tag. Mit vielen Gedanken durchwachte sie die Nacht, und nie trockneten ihre Augen von Tränen. Auch am andern Morgen erwiderte sie standhaft auf alle Bitten ihrer Freunde: „Nichts ziemt mir denn Weinen!" Erst als Rüdiger in geheimer Zwiesprache ihr geschworen hatte, er wolle mit allen seinen Mannen rächen, was je ihr angetan werde, regte sich in ihr neue Hoffnung, daß ihr doch noch Rache für Sigfrids Tod werde. „Viel Mannen hat Etzel", sagte sie sich, „denen mein Wille gebieten wird, viel Schätze deren ich bedarf, seit Hagen mich meines Gutes beraubte." So willigte sie endlich ein, Rüdiger ins Hunnenland zu folgen. Mit reichem Geleit zog sie in das Reich König Etzels.

Von vierundzwanzig Fürsten umgeben ritt Etzel ihr entgegen. Mit großer Pracht wurde die Hochzeit gefeiert, und Kriemhilde wurde eine mächtige und geliebte Königin. Drei-

zehn Jahre ließ sie im Hunnenlande ihr Ansehen wachsen, doch stets gedachte sie des Leides, das ihr daheim durch Hagens Hand geschehen war, und ob sie ihm das noch vergelten werde. „Könnte ich ihn in dieses Land bringen“, so sprach sie zu sich, „so würde es wohl geschehen.“ Ihr Racheverlangen wuchs mit ihrer Macht, bis sie ihre Versöhnung mit Gunther vergaß. Sie bat ihren Gemahl, er möge ihre Verwandten in sein Land laden, daß man sie nicht länger für freundlos halte. Gern gewährte ihr Etzel die Bitte. Als die Boten aufbrachen, die Burgunden zum Sonnenwendfeste zu laden, gab Kriemhild ihnen heimliche Weisung: nie dürften sie verraten, daß sie ihre Königin betrübt gesehen. Hagen aber müsse als Wegweiser seine Herren begleiten: ihm allein seien von Kind an die Wege ins Hunnenland bekannt.

Zu Worms meldeten die Boten den Wunsch ihres Herrn. Gunther rief seine Verwandten und Mannen zu Rate, ob man der wohlgemeinten Bitte willfahren solle. Alle rieten zur Fahrt, nur Hagen warnte heimlich den König: „Künde dir nicht selber Fehde, du weißt, was wir taten, immer droht uns von Kriemhild Gefahr: ich schlug ihren Gemahl mit dieser Hand zu Tode, wie dürften wir uns getrauen in Etzels Land zu reiten?“ Doch Gunther erwiderte: „Meine Schwester ließ den Zorn fahren, mit Freundeskuß verzieh sie unsere Tat, ehe sie von hinnen ritt.“ Hagen warnte vor Kriemhilds Unversöhnlichkeit. Als aber Gernot und Giselher ihm Furcht vorwarfen und ihm rieten, daheim zu bleiben, während sie zu ihrer Schwester führen, wallte in dem Helden der Zorn auf: er versprach, die Könige zu führen. Doch bewog er den König, ein Heer zusammenzurufen, das sie auf ihrer Reise begleite. Aus der Zahl der Recken, die Gunther, Dankwart und Volker entboten, erlas Hagen tausend erprobte Krieger. Etzels Boten ließ er erst heimkehren, als alles zur Reise gerüstet war, damit nicht Kriemhild ihnen vorher Böses bereite. Als diese von den heimkehrenden Boten vernahm, daß die Könige und Hagen die Fahrt zugesagt hätten, war ihre Freude groß.

So ritten die Helden vom Rheine: tausend und sechzig Mannen und Recken, dazu neuntausend Knechte brachen fröhlich auf, von Hagens derben Worten angefeuert, der die ängstlichen Träume der alten Königin, daß alles Gevögel im Lande tot sei, mit hartem Spotte von sich wies. Als sie, von Hagen geführt, zur Donau gelangten, fanden sie den Fluß reißend angeschwollen und die Schiffe vor der Flut geborgen. Hagen ging in schimmerndem Waffenschmuck, den Fergen zu suchen, einsam am Strom entlang. Da hörte er Wasserrauschen und gewahrte horchend Wasserfrauen, die in einem schönen Quell badeten. Heimlich schlich er näher, als sie ihn aber gewahrten, eilten sie davon und schwebten gleich Vögeln vor ihm auf der Flut. Hagen nahm ihnen ihr Gewand. Eine der Frauen erbot sich, ihm zu künden, wie es ihnen auf der Reise gehen werde, wenn er die Gewänder wiedergäbe. Glück und Ehre sagte sie den Helden voraus. Dessen ward Hagen froh. Kaum aber hatte er die Gewänder zurückgegeben, da kündete eine andere der Frauen ihm das wahre Geschick: „Kehr um, Hagen“, warnte sie, „denn zum Tode ist euch die Ladung in Etzels Land gemeint. Wer hinreitet, hat den Tod an der Hand.“ Solchem Schicksal werde niemand entgehen, als des Königs Kapellan. Zornig beschloß Hagen, die Schicksalskündung in sich zu verschließen. Er ging zum Strome und fand am andern Ufer des Fergen Herberge stehen. Mit lauter Stimme bot er ihm einen roten Goldring für die Überfahrt. Der aber schützte hier des Markgrafen Else Land und war mit Golde nicht zu gewinnen. Da rief Hagen, er sei Amelrich, des Markgrafen landflüchtiger Mann — das war des Fergen leiblicher Bruder — und bot ihm hoch an der Schwertspitze einen lichten Goldring. Nun ergriff der Ferge die Ruder. Drüben erkannte er bald den Trug. Zornig forderte er, daß Hagen sogleich das Schiff wieder räume, und schlug ergrimmt mit seinem breiten Ruder auf den Helden ein. Doch das geriet ihm übel, denn der zog sein Schwert und schlug ihm das Haupt vom Rumpfe. Mit

Mühe brachte der Starke das Schiff, das bei dem Kampfe in den Strom getrieben war, in seine Gewalt, er ruderte, daß das Ruder barst. So kam er zu den Fürsten. Gernot sprach: „Wozu dient uns das Schiff, da wir keine Schiffer haben?“ Doch Hagen rief: „Lagert euch ins Gras, ihr Knechte. Ich bin der beste Ferge, den man am Rheine fand. Euch alle getraue ich mich hinüberzubringen.“ Die Pferde trieb man in den Strom, so schwammen sie hinüber. Hagen aber führte unverdrossen den Tag über sich mühend das ganze Heer ans andere Ufer. Danach gedachte Hagen der Unheilskündung der Flußweiber. Den Kapellan, der sich gerade über das Heiligtum lehnte, schwang er aus dem Schiffe in den Strom und stieß ihn, der zornigen Rufe der Fürsten nicht achtend, in den Grund. Dennoch gelangte der Priester heil zum Ufer zurück, und Hagen erkannte nun die Unabwendbarkeit des ihm gekündeten Geschicks. In wildem Mute zerschlug er das Schiff und ließ die Trümmer treiben. „Wie kommen wir nun über den Strom zurück?“ sprach Dankwart. „Daß kein Zager uns entrinne, wenn einer unter uns ist, darum zerschlug ich das Schiff“, erwiderte Hagen.

Ehe aber der Zug durch das Bayernland begann, enthüllte Hagen den Mannen die ungefüge Mär der Wasserfrauen, daß keiner von ihnen heimkehre in das Burgundenland. Allen befahl er, sich zu waffnen, denn starke Feinde seien ringsum. Als diese Kunde von Schar zu Schar flog, erbleichte mancher Held.

Hagen ordnete den Heerzug. Im Ritt durch das Bayernland zerrann ihnen der Tag, auch die ganze Nacht ritten sie im lichten Mondschein, bis sie am Morgen zur Mark des Grafen Rüdiger kamen. Der empfing voll Freude seiner Herrin Brüder. Vier Tage bewirtete er seine Gäste mit allem Überfluß, seine schöne Tochter verlobte er dem jungen Giselher, und beim Abschied wurden die Helden mit köstlichen Gaben beschenkt. Gunther empfing eine schimmernde Rüstung, Gernot ein Schwert, Hagen aus der Hand der Mark-



gräfin den edelsteinglänzenden Schild Nudungs, ihres Verwandten, der von Witeges Hand einst fiel. Nicht ahnte dem Spender, wie hartes Geschick seine Gaben ihm bringen sollten.

Rüdiger selbst geleitete seine fürstlichen Gäste an den Hunnenhof, damit sie sicher durch die Lande führen. Als Kriemhild die Kunde vernahm, daß die Burgunden ins Land kämen, wurde ihr Herz leicht, und sie sprach bei sich: „Nun mag geschehen, daß der Leid empfange, der mich all meiner Freude beraubt hat. Ich will sorgen, daß an diesem Freudenfeste meine Rache volles Genügen findet."

Dem Dietrich von Bern brachte der alte Hildebrand die Kunde vom Nahen der Burgunden. Da ritt er mit seinen Mannen den Gästen entgegen. Trüber Ahnung voll sprach er: „Seid willkommen, ihr Herren! Ist euch nicht bekannt, daß Kriemhild noch immer den Helden Sigfrid sehr beweint?" Da antwortete Hagen: „Mag sie lange weinen! Erschlagen liegt er schon manches Jahr. Nun soll sie den Hunnenkönig lieben: Sigfrid kehrt nicht wieder, der ist lange begraben!" Dietrich erwiderte: „Lassen wir Sigfrids Wunden: Kriemhild lebt — Gunther, Trost der Nibelungen, hüte dich!" Doch der sprach: „Wovor soll ich mich hüten? Etzel lud uns in sein Land, und gute Botschaft sandte uns Kriemhild." Nun offenbarte Dietrich in heimlicher Zwiesprache den Königen, wie er jeden Morgen die Königin in tiefer Trauer und heißen Tränen den starken Sigfrid beklagen höre. Doch Volker sprach: „Unabwendbar ist nun einmal unser Geschick — laßt uns zu Hofe reiten!"

Als sie am Hunnenhof einritten, erregte die ungeheure Gestalt Hagens, des Sigfridtöters, Staunen und Verwunderung. Gewaltig war seine Brust, sein Haar war grau gesprenkelt, hoch ragte seine Gestalt, Grausen erregte sein Gesicht. In stolzem Gang schritt er einher. Kriemhild empfing die Nibelungen mit falschem Herzen. Zuerst küßte und umarmte sie den jungen Giselher. Als Hagen das sah, band er sich den Helm fester und sprach: „Man pflegt vor allem die Könige

und ihre Vornehmen zu grüßen — eine böse Reise haben wir getan!" Kriemhild sprach: „Seid dem willkommen, der euch gerne sieht. Um eure Freundschaft grüße ich euch nicht. Sagt, Hagen, was bringt ihr mir vom Rheine, daß ich euch willkommen heißen sollte?" Der erwiderte: „Hätt ich gewußt, daß ihr von euren Gästen Gaben erwartet: reich genug bin ich, euch zu beschenken!" „So sagt mir", sprach Frau Kriemhild, „wo ließet ihr den Nibelungenhort? Er war mein eigen. Den solltet ihr herführen in Etzels Land." — „Schon manchen Tag bin ich um ihn der Sorge ledig", sprach Hagen, „meine Herren hießen mich ihn in den Rhein senken. Dort mag er liegen bis an den jüngsten Tag." — „Trauer schafft mir", sprach Kriemhild, „daß ihr mir mein Eigen nicht bringt." — „Den Teufel bringe ich euch", erwiderte Hagen, „ich habe genug an meinem Schild, Helm und Brünne zu tragen."

Da forderte die Königin, daß die Gäste ihre Waffen in Verwahrung gäben. Hagen wies solches Ansinnen mit Hohn von sich. „Weh meinem Leide", rief da Kriemhild, „sie sind gewarnt. Wüßte ich, wer das tat, dem wollte ich Tod sinnen." Zornig entgegnete Dietrich: „Ich bins, der die Fürsten und Hagen warnte. Räche dich denn, Verruchte!" Voll Scham und Furcht vor Dietrich ging Kriemhild davon.

Hand in Hand standen Dietrich und Hagen. „Leid ist mir eure Fahrt zu den Hunnen, da Kriemhild solches redete", sprach Dietrich. „Dagegen wird wohl Rat werden", erwiderte Hagen.

Da ließ Hagen die Helden auf dem Hofe stehen. Mit Volker, dem Spielmann, setzte er sich auf eine Bank gegenüber dem Saale der Kriemhild. Die mahnte der Anblick des Feindes an ihren Schmerz, und wieder flossen ihre Tränen. Die hunnischen Mannen flehte sie an, ihr Leid zu rächen. Sechzig erboten sich, und als die Schar sie zu klein dünkte, den grimmen Feind zu besiegen, vierhundert. Mit diesem Gefolge stieg sie im Schmucke der Krone die Stiege hinab. Als

Volker die Bewaffneten nahen sah, sprach er zu Hagen: „Freund, da kommt, die uns treulos geladen hat, mit kampfmutigem Gefolge. Euch gilt es, den sie haßt." Der antwortete: „Wohl weiß ich, daß sie meinethalb Waffen tragen. Die dort kommen aber werden mir wohl die Heimkehr ins Burgundenland nicht wehren." Volker gelobte Hagen Hilfe im Kampf, riet aber, Kriemhild, die Königin, durch Erheben zu ehren. Dies verweigerte Hagen: „Diese Hunnen könnten denken, aus Furcht erhöbe ich mich vom Sitze. Wie sollte ich den ehren, der mich haßt?" Er legte auf seine Knie ein Schwert, an dessen Knauf ein lichtgrüner Jaspis funkelte: Sigfrids Schwert Balmung, so gemahnte er von neuem Kriemhild an ihr Leid. Volker aber zog einen Fiedelbogen, lang und groß wie ein Schwert, an sich. So saßen die Helden furchtlos und kühn, als ihnen die Königin feindlichen Gruß bot: „Wer hat nach euch gesandt, Hagen, daß ihr euch erdreistet in dieses Land zu reiten — oder habt ihr vergessen, was ihr mir getan habt?" — „Nach mir sandte niemand", sprach Hagen, „doch lud man drei Könige, meine Herren, denen folgte ich, ihr Mann, noch auf jeder Reise." Sie sprach: „Ihr schlugt Sigfrid, meinen Gemahl, das erwarb euch meinen Haß." — „Genug der Rede", erwiderte Hagen, „ich, Hagen, bin es, der Sigfrid erschlug. Damit vergalt ich, daß Frau Kriemhild die schöne Brünhild schalt. Leid genug hab ich euch getan, das räche nun, wer es wolle." Vor so vermessenem Mute entsank den Hunnen die Kraft. Nicht für Türme roten Goldes hätten sie sich an die Recken gewagt. Manche unter den Hunnen kannten Hagen noch aus der Zeit, da er in jungen Tagen mit Walther am Hunnenhofe lebte und manchen Streit dem Könige zu Ehren ausfocht. Damals war er noch fast ein Kind, nun aber sahen sie ihn als einen grauen grimmen Mann wieder, und in seiner Hand Balmung, Sigfrids Schwert, das er übel gewann. Rückwärts wandten sie ihre Schritte. „Nun wissen wir", sprach Volker, „daß wir hier Feinde finden."

Sie kehrten zu den Königen zurück, die noch mit Etzels Helden im Gespräch standen, und geleiteten sie in den Palast. Dort empfing sie König Etzel voll Freude, hieß sie aus freundlichem Herzen willkommen und ehrte sie hoch durch ein festliches Gastmahl.

Abends wurden die Helden in einen schönen Schlafsaal geführt. Ahnungsvoll sprach der junge Giselher: „Weh der Herberge und weh den Freunden, die mit uns kamen! Ich fürchte nun, um Kriemhilds willen müssen wir alle tot liegen.“ Hagen aber hieß sie die Sorgen fahren lassen, er selbst wolle die Nacht durch Schildwache halten. Ihm schloß sich Volker an. Beide stellten sich gewaffnet vor die Tür, und während die Helden sich zur Ruhe legten, strich der Fiedler die Saiten, daß das ganze Haus erscholl, und lockte mit süßen und sanften Tönen den Sorgenvollen den Schlaf herbei.

Um Mitternacht gewahrten die Wachenden den Schein von hunnischen Helmen. Es waren Kriemhilds Mannen. Da sie die Tür so gut behütet fanden, wandten sie sich voll Furcht, und Volker rief den Zagen nach: „Pfui über euch Wichte, die ihr Schlafende morden wollt.“ Kriemhild aber sann auf anderen Plan.

Als den wachenden Recken im nahenden Morgen die Harnischringe erkühlten, weckten sie die Schlummernden, daß sie zur Messe gingen. Die Festgewänder anzulegen wehrte ihnen Hagen: „Statt Rosen nehmet Schwerter in die Hand, statt edelsteingeschmückter Kränze setzt lichte Helme aufs Haupt, statt seidener Hemden hülle euch der Halsberg, statt der Mäntel der gute Schild, denn sicherlich sollt ihr wissen, daß uns der Tod nahe ist. Es ist die letzte Messe, die ihr hört.“

Als Etzel den gewaffneten Zug nahen sah, sprach er: „Warum sehe ich meine Freunde unter Helmen gehen? Leid täte mir, wär ihnen hier etwas zu nahe geschehen.“ Doch Hagen entgegnete: „Niemand tat uns Leid. Doch ist es Sitte meiner Herren, daß sie zu den Festzeiten drei Tage gewaffnet gehen.“ So übermütig stolzen Sinn hegten die



Helden, daß keiner Etzel den Haß der Königin melden mochte, sonst hätte er wohl abgewendet, was dann geschah.

Nach der Messe erhoben sich Kampfspiele, denen Kriemhild und Etzel zuschauten. Dietrich von Bern aber verbot seinen Mannen, sich mit den Burgunden zu messen, auch Rüdiger bat die Seinigen, davon abzulassen, denn zornmütig seien Gunthers Mannen. Nur Irnfrids und Hawards Mannen und die Hunnen Blödels, des Bruders Etzels, ritten den Burgunden entgegen. Da Volker einen hunnischen Fant, aufgeschmückt wie eines Ritters Braut reiten sah, verdroß ihn der Traut der Frauen, und daß endlich das Spiel mit den zagen Feinden Ernst werde, jagte er dem zieren Hunnen den Speer durch den Leib. Da wollte sich der Kampf erheben, Etzel aber eilte hinab, zornig wand er einem Verwandten des Erschlagenen das Schwert aus der Hand und gebot Frieden.

Gewaffnet begaben sich Hunnen und Burgunden zum Mahle, Kriemhild aber, voll Sorge, wie sie ihrer Rache fröne, sprach zu Dietrich: „Du Fürst von Bern, bei dir such ich Rat und Hilfe: schlecht steht meine Sache." Für Dietrich erwiderte Hildebrand: „Wer die Nibelunge erschlägt, der tut es ohne mich. Noch sind die Helden unbezwungen." Dietrich aber sprach: „Verschone mich, Königin, mit solcher Bitte, kein Leid erlitt ich von deinen Brüdern." Da gewann Kriemhild durch hohe Versprechungen Blödel, des Königs Bruder, daß er den Streit begönne. Der waffnete sich mit seinen Mannen und führte sie zur Herberge, wo Dankwart mit dem Trosse speiste. Kriemhild aber begab sich zum festlichen Mahle. Sie ließ ihren jungen Sohn Ortlieb hineintragen, daß ihn seine Verwandten vom Rheine sähen.

In der Herberge trat Blödel vor Dankwart hin. Auf seinen freundlichen Gruß erwiderte er: „Nicht sollst du mich grüßen, denn mein Kommen ist dein Tod. Du und viele Degen müssen nun entgelten, daß Hagen Sigfrid erschlug." Dankwart flehte, den Frieden nicht zu brechen. Als aber Blödel dessen nicht achtete, schlug er ihm mit gewaltigem Schwertstreich

das Haupt ab. Nun erhob sich ein wilder Kampf. Die Knechte der Burgunden wehrten sich und fällten zahllose Hunnen. Endlich mußten sie doch der Überzahl erliegen. Dankwart allein schlug sich durch den Haufen der ihn Bedrängenden, Schritt für Schritt sich Boden erkämpfend, bis zur Halle, wo die Helden festlich saßen.

Blutberonnen trat der Held unter die Tür und rief: „Allzulange sitzt ihr, Bruder Hagen! Gott sei unsere Not geklagt, Ritter und Knechte liegen in der Herberge tot!“ Hagen rief: „Wer hat das getan?“ — „Das tat Blödel“, sagte Dankwart, „doch mit seinem Leben entgalt er es.“ — „Hütet uns die Tür“, sprach Hagen zu Dankwart, „daß kein Hunne hinauskomme. Nun will ich mit den Recken reden, wie die Not uns zwingt.“ — „Gern will ich als Kämmerer so mächtigen Königen dienen“, sprach Dankwart, „die Stiege hüte ich nach meiner Ehre.“ Da schlug Hagen dem jungen Ortlieb das Haupt ab, daß es der Mutter in den Schoß sprang, und begann unter den Hunnen im Saale zu wüten. Volker fiedelte ungefüge und zog mit dem Bogen gar rote Striche. Als Gunther sah, daß er den Streit nicht scheiden könne, griffen auch er und seine Brüder zu den Waffen. Getümmel der lichten Schwerter erhob sich in des Königs Saal. Den Türhüter Dankwart drängten an der Pforte von draußen und drinnen die Hunnen, bis Volker ihm zur Hilfe sprang. Von beiden war die Tür fest verwahrt, und Hagen begann das Rachewerk, daß keiner seiner Feinde auf Rettung hoffen durfte.

Voll Angst saß Etzel im Gedräng, was half ihm, daß er König war? Kriemhild aber rief Dietrich an: „Nun hilf mir, edler Ritter, um aller Fürsten Tugend. Erreicht mich Hagen, so halte ich den Tod an der Hand.“ — „Wie soll ich euch helfen, Königin“, sprach der, „sorge ich doch um mich selbst. Dies ist die Stunde, da ich niemanden friedigen kann.“ — „Nein, Herr Dietrich, beweise heute deinen tugendlichen Sinn, hilf mir von hinnen, oder es ist mein Tod.“ Da begann Dietrich zu rufen, daß seine Stimme dröhnte wie ein Wisenthorn und

die weite Burg erschallte. Gunther, der die Stimme durch das Getümmel vernahm, schwichtigte den Sturm und fragte Dietrich, was ihm Leides geschehen sei. Der sprach: „Laßt mich mit eurem Frieden samt den Meinen aus dem Hause gehn, um unserer Freundschaft willen." Das gewährte ihm Gunther, und daß er hinausführe, wen er wolle, nur der Burgunden Feinde nicht. Da umschloß Dietrich mit dem Arm die Königin und führte an der anderen Hand den König Etzel mit sich, und in seinem Gefolge seine sechshundert Mannen. Da sprach Rüdiger, der edle Markgraf: „Kann aus dem Hause noch jemand kommen, der euch freund ist?" Ihm und seinen Mannen gewährte Giselher Frieden und freien Abzug. Dann fiedelte Volker drinnen den Hunnen so üble Weisen, daß von allen keiner aus dem Saale entrann. Gleich einem wilden Eber focht er, und schrecklicher Schall hob sich von seinen roten Strichen.

Ehe sich die kampfmüden Helden setzten, um auszuruhen, warfen sie die Gefällten die Stiege hinab, daß sich unter den Hunnen, die dicht gedrängt im Hofe standen, lautes Wehklagen erhub. Volker und Hagen aber gingen vor den Saal, und auf den Schild gelehnt höhnten sie voll Übermut Etzel, Kriemhild und die Hunnen. „Wohl ziemt es dem Herrn, dem Trost seines Volkes, als der Vorderste zu fechten, wie es meine Herren tun", sprach Hagen, „doch ferne Sippschaft ist es, die Etzel und Sigfrid verbindet." Mit Mühe vermochten die Hunnen, Etzel vom Kampfe abzuhalten, daß er nicht von Hagens Hand falle. Kriemhild aber, durch Hagens Hohn zur Wut gereizt, bot dem einen Schild voll Gold, Burgen und Land, der ihr Hagens Haupt brächte. „Nie", sprach Volker, „sah ich so zage Helden stehen, da man so hohen Sold bot, die hier mit Schande des Königs Brot essen, und ihn nun in der größten Not verlassen."

Solchen Hohn ertrug Iring nicht länger, der Markgraf von Dänemark. Er versprach, Hagen zu bestehen ohne seiner Mannen Hilfe. Im Sturme lief er die Stiege hinauf und focht

im Saale mit den Königen. Doch konnte er ihrer keinen bezwingen. Von Giselher zu Boden geschlagen, raffte er sich zu neuem Kampfe mit Hagen auf und schlug ihm durch den Helm eine Wunde. Da erwachte des Helden Zorn, und schwer bedrängt mußte Iring zu den Seinen entweichen. Doch Kriemhilds Dank und Hagens Hohn spornten ihn zu neuem Kampf. Nun aber eilte ihm Hagen bis an den Fuß der Stiege entgegen und fällte ihn mit Schwert und Speer. Den Todwunden zu rächen, eilten Irnfrid und Haward mit tausend Helden heran, doch Irnfrid fiel von des Spielmanns Schwert, und Haward ward von Hagen erschlagen. Die Mannen aber, die Volker in den Saal dringen ließ, ereilte das Geschick ihrer Herren. Dann verhallte das Getümmel. Die Burgundenhelden setzten sich zur Ruhe, indes das Blut durch die Lücken und Riegelsteine aus dem Saale floß und die Hunnen Klage erhoben.

In kurzer Ruhe banden die Heimatlosen die Helme los und ließen sich auf die Gefällten nieder. Noch vor dem Abend aber sandte Etzel neue Mannen, zwanzigtausend an der Zahl, wider sie in den Streit. In hartem Sturm bestanden die Helden auch sie den sommerlangen Tag hindurch bis an die sinkende Nacht der Sonnenwende.

Der Tag war zerronnen. Da dachten die Helden, daß ein kurzer Tod besser wäre als so lange Qual und ungefüges Leid. Blutgerötet und harnischfarben traten sie aus dem Hause, daß König Etzel ihnen Rede stehe. Der sprach: „Frieden wollt ihr gewinnen? Der sei euch versagt. Mein Kind schlugt ihr und viele meiner Freunde." Gunther erwiderte: „Uns zwang die Not, da unser Gesinde erschlagen ward. Wie hatte ich das verdient, da ich zu dir auf Treue kam? Wollt ihr den wilden Haß zur Sühne wenden, so ist es beiden gut. Nicht unser ist die Schuld." Das verweigerte Etzel. Als aber Gernot bat, die Hunnen möchten sie hinab ins Freie gehen lassen, daß in kurzem Kampfe ihr Schicksal sich entscheide, widerriet Kriemhild, den zögernden Mannen dies zu gewähren. „Lebte auch von den Helden niemand mehr, als

meine Brüder“, sprach sie zu den Hunnen, „und ließet ihr sie hinab, so wäret ihr alle verloren. Nie lebten kühnere Degen als sie.“ Da aber der junge Giselher die Gnade der Schwester erflehte, der er immer getreu gewesen, da versagte sie ihm die Gnade mit hartem Wort: „Alle müßt ihr entgelten das ungesühnte Leid, das mir Hagen tat. Wollt ihr mir aber Hagen als Geisel geben, so will ich euch das Leben gewähren und um die Sühne mit den Hunnen reden.“ Da sprach Gernot: „Das wolle Gott vom Himmel verhüten! Und wären unser Tausende, wir müßten alle tot liegen, ehe wir dir den einen Mann als Geisel gäben.“ Und Giselher sprach: „Müssen wir denn sterben, so scheide uns niemand von ritterlicher Wehr. Heran, wer mit uns zu fechten begehrt. Nie brach ich einem Freunde die Treue.“

Alsbald befahl Kriemhild, die Helden in den Saal zu treiben und das Haus an den vier Enden anzuzünden. In hellen Flammen loderte es empor. Da wünschte mancher Held, lieber im Sturme tot zu liegen, als solche Qual zu leiden. Die der Durst brannte, lehrte Hagen aus den Wunden der Gefallenen trinken. Und mancher meinte, nie besseren Wein getrunken zu haben. Gegen das niederfallende Feuer schützten sie sich mit emporgehaltenen Schilden und traten an die Wände gelehnt die rauchenden Brände in das Blut.

In solchen Nöten zerrann die Nacht, während Hagen und Volker, auf ihre Schilde gelehnt, vor dem Hause Wache hielten. Als der kühle Morgenwind aufsprang, da gingen sie in den Saal, damit die Hunnen sie alle im Feuer verendet glaubten. Drinnen lebten noch sechshundert Mannen. Die Nachricht empfing Kriemhild voll Staunen.

Noch wären die Fürsten mit den Mannen der Not gern entronnen, hätte jemand ihnen Gnade gewährt. Die konnten sie bei den Hunnen nicht finden. So rächten sie entschlossen ihren Tod.

Mit dem neuen Tag hob sich neuer Kampf. Befehl und reiche Gabe trieb die Hunnen gegen den Saal heran. Wilder



Mut erwachte neu in den Burgunden. Zwölfhundert Hunnen, die sich stellten, streckten ihre erbarmungslosen Schwerter mit Todeswunden nieder.

Schwer hatten die Heimatfernen am Morgen gerungen, als Rüdiger, der getreue Markgraf, zu Hofe kam. Mit tiefem Schmerz sah er auf beiden Seiten die grausige Not und klagte, daß keine Sühne mehr möglich sei. Den Trauernden höhnte ein Hunne, wie jemand so tatlos und ohne Schwertstreich seines Herrn Leid sehen möge, dem Etzel Land und Burgen und alle Gewalt verliehen habe. „Er gilt für den kühnsten Recken, aber in diesen Stürmen hat sein Ruf sich schlimm bewährt.“ Solchen Hohn vergalt der Markgraf mit schnellem Todesstreich und rief: „Leid und Jammer bedrückt mich genug — wie darfst du mir mein Zögern vorwerfen? Wohl wäre ich den Gästen mit Recht feind, wohl müßte ich ihnen antun, was irgend ich vermöchte, hätte ich nicht die Recken hierher in meines Herrn Land geführt. So soll sich meine unselige Hand nicht wider sie erheben!“

Da sprach Kriemhild: „Edler Rüdiger, wie mehrt ihr durch solche Tat unser Leid? Gelobtet ihr nicht, für uns Ehre und Leben zu wagen? Nun mahne ich euch an die Huld, die ihr mir schwurt, als ihr mir rietet, Etzels Werbung zu willfahren: daß ihr mir dienen wolltet bis an unser eines Tod.“ — „Wohl schwur ich euch, Ehre und Leib um euch zu wagen, die Seele zu verlieren, das schwur ich euch nicht“, erwiderte ihr Rüdiger. Doch dringender mahnte ihn die Königin: „Gedenket eures Treugelübdes und eurer Eide, daß ihr immer meinen Schaden und all mein Leid rächen wollet.“ Mit Etzel warf sie sich flehend dem Markgrafen zu Füßen. Der klagte: „Weh mir, daß ich dies erleben muß. Aller meiner Ehre muß ich nun absagen und aller Zucht und Treue. Weh, daß der Tod mir das nicht wendet! Was ich auch tue und was ich auch lasse, das ist von mir ehrlos und übel getan. Lasse ich aber beides, so schilt mich jedermann. Der weise mich, der mich leben hieß.“

Von solchem Zwiespalt zerrissen, bot Rüdiger dem Könige sein Land und seine Burgen und allen Besitz: auf nackten Füßen wollte er ins Elend gehen. Der aber wollte seiner Hilfe nicht entraten und versprach, ihn neben sich zu einem gewaltigen Könige zu machen, wenn er ihn an seinen Feinden rächte. „Wie könnte ich das vollbringen?“ sprach Rüdiger. „In mein Haus lud ich sie als Gäste, Speise und Trank bot ich ihnen und gab ihnen meine Gabe — wie sollte ich ihnen Tod sinnen? Mag man wähnen, ich sei verzagt! Mut bewies ich ehemals. Nun aber gab ich Giselher mein Kind.“ Doch Kriemhild ließ nicht ab zu flehen. Da sprach Rüdiger: „So muß ich denn heute sterben um deswillen, was ihr und mein Herr Liebes an mir getan habt. Weib und Kind, Mann und Burg befehle ich in eure Gnade.“

Traurig ging er hinweg und befahl seinen fünfhundert Mannen, sich zu waffnen. Giselher frohlockte, als er Rüdiger unterm Helme sah: „Nun werden wir der Freunde froh, die wir auf der Reise gewannen. Wohl mir, daß diese Heirat geschah.“ Den Trost nahm ihm bald der Spielmann: „Wo saht ihr je so viel Helden mit aufgebundenen Helmen und bloßen Schwertern die Versöhnung bringen? Nein: an uns will Rüdiger seine Burgen und Lande verdienen.“

Den Schild vor dem Fuße stand Rüdiger. Zum Saale rief er: „Nun wehrt euch, ihr kühnen Nibelungen! Einst waren wir Freunde: des Treugelübdes will ich nun entbunden sein.“ Vor dieser Kunde erschraken die Nothaften. Genug des Leides ertrugen sie von Feinden, nun kam mit ihnen zu streiten, dem sie hold gesinnt waren. Da mahnte ihn Gunther an ihre Freundschaft und Gelübde und seine freundlichen Gaben. Er aber bestand auf seiner Treupflicht gegen Kriemhild: „Wollte Gott, ihr wäret daheim am Rheine und ich wäre tot mit Ehren, da ich wider euch streiten muß.“ Gernot gemahnte ihn an das treffliche Schwert, Rüdigers Gabe. Noch nie habe es versagt in all dieser Not. Wenn aber Rüdiger ihm seiner Freunde einen erschlage, so müsse er mit

diesem Schwerte ihn fällen. Vergeblich auch mahnte Giselher ihn an seine schöne Tochter, die nun so früh zur Witwe werde. Rüdiger bat den jungen König, seines Treugelübdes zu gedenken, und sende ihn Gott von hier, die Jungfrau nicht entgelten zu lassen, wozu seine Pflicht ihn treibe. „Das täte ich gern", sagte Giselher, „doch wenn einer meiner Brüder von deiner Hand fällt, so ist meine Freundschaft zu dir und deiner Tochter zerbrochen."

Schon hoben sie die Schilde zum Streit in Kriemhilds Saal, da rief Hagen: „Harret noch, edler Rüdiger, enden wir noch nicht die Zwiesprache! Mich drängt große Gefahr: zerhauen vor der Hand ist mir von den Hunnen der Schild, den mir Frau Gotelind gab. Der Himmel gewähre mir, noch einmal so guten Schild zu tragen, wie du in der Hand hältst, dann bedürfte ich in diesen Stürmen keiner Halsberge mehr." Da gab Rüdiger seinen Schild dem Hagen: „Mögest du den führen in der Burgunden Land", sprach er dabei. Ob so edler Tat ward manches Auge von Tränen rot. Das war Rüdigers letzte Gabe.

Wie hartgemut der grimme Hagen war, doch erbarmte ihn die Gabe des Helden, der seinem Ende so nahe war. „Das lohn euch Gott", rief er, „euch gleich an Edelmut wird keiner je auf Erden geboren. So will ich eure Gabe lohnen: ob ihr im Streite mit denen aus Burgundenland gleich alle erschlügt, soll doch meine Hand euch nicht berühren." Gleich Hagen gelobte Volker dem Markgrafen Frieden, und hoch die roten Ringe hebend, die ihm Frau Gotelind geschenkt, bat er Rüdiger, seiner Trauten zu melden, wie er den Schmuck auf diesem Hoffest getragen.

Als Rüdiger das gelobt, brandete sein Mut empor. Der Streit hob an. Hagen und Volker aber wichen weit zurück. Gunther und Gernot ließen den Markgrafen in den Saal. Auch Giselher wich ihm aus: noch hoffte er auf das Leben. Wie die Mannen Rüdigers in den Saal gekommen waren, erschlugen Hagen und Volker und die Könige deren viele, während

7*

Rüdiger unter den burgundischen Mannen wütete. Endlich rief ihn Gernot an: „Wollt ihr keinen meiner Mannen entrinnen lassen? das ertrag ich nicht länger. Nun mag euch eure Gabe zum Schaden werden! Verdienen will ich sie, so hoch ich kann.“ Da eilten zueinander die ehrbegierigen Helden. Mit scharfem Schwert schlug Rüdiger durch Gernots kieselharten Helm. Doch schon todwund ließ dieser sein Schwert auf Schild und Helm des Markgrafen niederfallen, daß dem das Leben entfloh. So fielen beide, Gernot und Rüdiger, im Sturme einer von des andern Hand. Hagen rief: „Für diesen Schaden sind uns Friedlosen Rüdigers Helden zum Pfand.“ Da erlas sich der Tod sein Gesinde, daß derer von Bechelaren nicht einer sich barg.

So verebbte der Schall. Die Helden aber saßen und lehnten sturmmüde umher. Die Stille verdroß Etzel, und schlecht, wähnte Kriemhild, diene ihr Rüdiger, sie glaubte, er schlichte den Streit und sinne darauf, die Burgunden heimzubringen, statt sie an ihnen zu rächen. Ihr antwortete Volker: „Eure Rede geht fehl, edle Königin. Rüdiger und die Seinen sind um die Sühne betrogen. Sie alle liegen hier tot, die willig des Königs Befehl folgten. Schaut um euch, Kriemhild, wem ihr nun den Streit gebieten wollt. Rüdiger diente euch bis an sein Ende.“ Man trug den erschlagenen Helden hin, wo ihn der König sehen konnte. Darüber erhob sich unermeßlicher Jammer.

Diese Klage drang auch zur Herberge, wo Dietrich mit seinen Helden weilte. Wolfhart, Hildebrands Neffe, ein Held kühn und schnell zu Wort und Tat, erbot sich, zum Saale zu gehen, um des Klagens Grund zu erforschen. Dietrich aber warnte seine Getreuen vor zu hastigem Tun und ungestümem Fragen. Drum verbot er Wolfhart die Erkundung, damit dieser die notbedrängten Helden nicht reize. Denn er habe ihnen seinen Frieden gewährt. So sandte er Helferich zum Saale. Der brachte die Botschaft, daß Rüdiger erschlagen liege. Wolfhart mahnte Dietrich, das zu rächen. Der aber

befahl dem Meister Hildebrand, zu den Gästen zu gehen, damit er genau erfahre, wie solches geschehen sei. Er selbst setzte sich voll schwerer Trauer in ein Fenster. Hildebrand wollte waffenlos und allein zu den Burgunden gehen. Wolfhart aber, als fürchte er eine Kränkung seines Oheims durch die Helden, mahnte ihn, sich zu waffnen. Da folgte der Weise des Toren Rat. Ehe der greise Recke es recht gewahr wurde, folgten ihm alle Mannen Dietrichs kampfgerüstet zum Saale, damit Hagen nicht des Alten zu spotten wage.

Als Volker die Amelungenhelden unterm Helme nahen sah, sprach er zu den Burgunden: „Dort nahen feindlich Dietrichs Mannen. Nun ist uns Fremdlingen das Ende nahe.“ Auf den Schild gestützt fragte Hildebrand die Recken, ob von ihrer Hand der edle Rüdiger erschlagen liege. Hagen erwiderte: „Der Bote hat nicht gelogen, wie sehr ich euch auch gönnte, daß er noch lebte.“ Als sich Dietrichs Helden in Klagen ergingen, sprach Hildebrand: „Nun gewährt, ihr Helden, wonach uns Dietrich hergesandt: gebt uns den toten Rüdiger, daß wir dem im Tode dienen, dem wir lieber im Leben gedient hätten.“ — „Das heiße ich wahre Treue“, sprach Gunther, „und wie ein Freund am Freunde handeln.“ — „So eilt“, rief Wolfhart „und laßt uns länger nicht flehen.“ Volker aber weigerte die Herausgabe. Selber möchten sie den Gefällten aus dem Saale holen. Wolfhart sprach: „Nicht dürft ihr uns noch reizen. Leid genug habt ihr uns getan. Dürfte ich es vor meinem Herrn, so kämt ihr in Not, Herr Spielmann.“ Der erwiderte: „Furcht ist in dem, der alles läßt, was man ihm verbietet. Das heiße ich keinen Heldenmut.“ Mit solchen Reden erhitzten sich die beiden, bis Wolfhart sich zum Sprunge rüstete. Noch einmal hielt ihn Hildebrand zurück: „Willst du wüten in deinem törichten Zorn, daß wir für immer unseres Herrn Gnade verlieren?“ Doch weiter reizte Volker die Berner auf. Da lief Wolfhart wie ein wilder Löwe zur Stiege. Aber noch schneller eilte Hildebrand und setzte sich an die Spitze seiner vorstürmenden

Mannen. Er rannte Hagen an, daß von den Schwertern eine feuerrote Lohe ging. Doch wurden sie bald im Kampfe getrennt. Von Wolfharts und Volkers Helmen stoben die Funken und sprangen die Spangen, doch wurden sie geschieden. Was Gunther, Giselher und Dankwart zuvor im Streite getan, das war nur ein Wind: nun erst erstrahlte ihr Heldentum. Da wüteten Hildebrand und Wolfhart unter den Burgunden, bis Volker ihnen entgegentrat. Den erkor sich der alte Hildebrand: er schlug den kühnen Spielmann, daß rings die Helmbänder und Schildstücke stoben. So mußte der Fiedler sein Ende gewinnen. Als Hagen seinen treusten Heergesellen tot sah, erwachte ihm wildes Racheverlangen: er schwor, ihn an Hildebrand zu rächen. Dankwart fiel von Helferichs Schwert. Wolfhart aber, nachdem er in dreimaligem Rundgang im Saale alle burgundischen Mannen erschlagen hatte, mußte dem jungen Giselher stehen. Von ihm empfing er die Todeswunde, doch, schon sterbend, ließ er den Schild fallen und erschlug, hoch das Schwert schwingend, den jungen Giselher. Beide zugleich stürzten die Helden in den grimmen Tod.

Nun waren Gunthers und Dietrichs Mannen alle tot. Hildebrand beugte sich trauernd zu Wolfhart, um ihn fortzutragen. Das vermochte er nicht. Da sprach zu ihm der Todwunde: „Nichts nützt mir, Oheim, deine Hilfe mehr. Du aber hüte dich vor Hagen. Um mich sollt ihr nicht klagen: von Königshänden fand ich hier herrlichen Tod. Auch habe ich meinen Fall im voraus an vielen Recken vergolten.“

Da gedachte Hagen des Spielmanns Tod an Hildebrand zu rächen. Mit Balmung, Sigfrids erlauchtem Schwert, fiel er ihn gewaltig an und verwundete ihn nach kurzem Kampf. Da warf Hildebrand den Schild auf den Rücken und entrann dem grimmen Hagen mit schwerer Wunde.

Im weiten Saale war nun niemand mehr am Leben als Gunther und Hagen. Hildebrand aber eilte hin, wo er seinen Herrn trauernd sitzen fand. Da der seinen Waffenmeister

in der Brünne rot sah, fragte er ihn, wer das getan und ob er gegen sein Gebot mit den Gästen gestritten habe. „Hagen tat es“, sprach Hildebrand, „mit Mühe entrann ich ihm lebend.“ „So geschah euch recht, da ihr Freundschaft und Frieden bracht, die ich den Gästen bot. Mit dem Leben solltet ihr das büßen, wie ihr mich in Schande gebracht.“ — „Scheltet nicht, Herr Dietrich“, sprach Hildebrand, „allzu groß ist mein Schade. Wir wollten Rüdiger von dannen tragen, das vergönnten uns Gunthers Mannen nicht.“ — „Also ist Rüdiger doch tot“, klagte Dietrich, „wer tat das?“ — „Das tat Gernot“, sprach Hildebrand, „doch nahm ihn Rüdiger mit in den Tod.“ — „Nun saget meinen Mannen, daß sie sich waffnen“, sprach Dietrich, „und bringt mir mein lichtes Streitgewand. Ich selber will die Burgunden fragen.“ Da sprach Hildebrand: „Wer soll mit euch gehen? Die von den euren am Leben blieben, die stehen hier bei euch. Das bin ich allein. Die andern sind alle tot.“ Scharfer Schmerz durchfuhr da den heimatlosen Dietrich: „Sind alle meine Helden tot, so hat Gott mein vergessen, ich armer Dietrich. Gewesen bin ich ein hehrer König, machtvoll und reich. Weh, daß ich Wolfhart verlor und alle Helden! Wer soll mir nun heimhelfen in das Amelungenland? — Wie konnte es geschehen, daß die Helden alle den nothaften Streitmüden erliegen mußten? Das geschah um mein unseliges Geschick. Weh, daß man vor Leid nicht sterben kann.“ Dann fragte er, ob noch einer der Gäste dem Tode entronnen sei. „Niemand als Hagen und Gunther“, sprach Hildebrand.

Da waffnete sich Dietrich allein mit Hildebrands Hilfe. Er klagte, daß von seiner Stimme das Haus erdröhnte. Dann aber gewann er seinen grimmen Heldenmut, mit Hildebrand ging er zum Saale. Als Hagen ihn nahen sah, sprach er: „Dort naht Dietrich, sein Leid an uns zu rächen. Nun fällt das Los, wen man den größten Helden nenne. Ist Dietrich noch so furchtbar, ich getraue mich ihn zu bestehen.“

Gunther und Hagen standen vor dem Hause an den Saal



gelehnt, als Dietrich seinen Schild niedersetzte. Leidvoll hub er an: „Gunther, du großer König, was habt ihr wider mich Heimatlosen vollbracht. Meiner Hoffnung beraubt, stehe ich einsam da. War es nicht des Leides genug, daß ihr uns Rüdiger erschlugt? Nun raubtet ihr mir all meine Getreuen. Nie hätte ich euch solch Leid getan. Ermeßt meinen Schmerz um Rüdiger und meine erschlagenen Mannen an eurem Jammer um den Tod eurer Freunde." — „So schuldig sind wir nicht", sprach Hagen, „gewaffnet kamen eure Helden, eine breite Schar uns zum Trotze zum Hause." Und Gunther: „Sie wollten Rüdiger von hinnen tragen. Das versagte ich Etzel, nicht deinen Mannen, zuleide. Darob schalt uns Wolfhart." — „Nun Gunther", sprach Dietrich, „vergilt mir all das Herzeleid, das mir von dir geschah, sühne es, Ritter, daß ich es nicht rächen muß. Ergib dich mir als Geisel, du und dein Mann, so will ich euch aufs allerbeste behüten. Dann sollt ihr an mir nichts denn getreuen und guten Willen finden." — „Das verhüte Gott", sprach Hagen, „daß sich dir zwei Recken ergeben, die noch in Wehr und Waffen dir entgegenstehen und die noch kein Feind bezwungen hat." — „Versagt es mir nicht", sprach Dietrich, „billig ist es, daß ihr mir das Leid vergütet, womit ihr mich beschwert habt. Ich gelobe euch mit Hand und Mund, daß ich mit euch heim in euer Land reiten will. Ehrenvoll will ich euch geleiten, um euretwillen will ich all meine Not vergessen." — „Steht ab", sprach Hagen, „nie ergeben sich zwei Degen in eure Hand." — „Hörte ich euch nicht sagen", sprach da Dietrich, „daß ihr allein, Herr Hagen, mich zu bestehen mutig wäret?" — „Dessen erkühne ich mich", sprach er, „es zerbreche mir denn Nibelungs Schwert."

Da sprangen die Helden einander an. Laut erklang Balmung auf Dietrich. Der deckte sich vorsichtig: wohl kannte er Hagens grimmen Mut und Balmungs Schärfe. Nur unterweilen hieb er kunstreich dawider, bis er Hagen eine tiefe Wunde schlug. Da dachte er: „Durch lange Not bist du matt.

Wenig Ehre wäre es mir, lägst du vor mir tot. Besser wäre es, ich erzwänge dich mir zur Geisel." Den Schild ließ er fallen, mit gewaltiger Stärke umschloß er Hagen, er band ihn und führte ihn zu Kriemhild. Ihr gab er den kühnsten Recken, der je ein Schwert trug. All ihr tiefes Leid schwand der Königin, als sie ihren Feind gefesselt vor sich sah. Dietrich aber sprach: „Laßt ihn am Leben, Königin. Wohl mag noch geschehen, daß er für alles getane Leid euch Sühne gibt. Laßt es ihn nicht entgelten, daß er gebunden vor euch steht." Da ließ die Königin ihn in eine Zelle schließen.

Dietrich aber kehrte zum Saale zurück, wo Gunther, der letzte seiner Schar, ihn kampfgierig erwartete. In tobendem Zorn ließ er nach so viel Nöten sein Schwert auf Dietrich fallen, daß der nur mit Mühe entrann. Doch zwang er endlich Gunther, wie er Hagen gezwungen hatte. Blutberonnen und gebunden führte er den Burgundenkönig an der Hand zu Kriemhild. Höhnenden Willkommgruß bot sie dem Bruder. Dietrich aber sprach: „So edle Geiseln gab es nie, als ich euch, Königin, brachte. Nun sollt ihr die Landfremden meinen Frieden genießen lassen." Das versprach Kriemhild, und traurig ging Dietrich davon.

Kriemhild verschloß jeden ihrer Geiseln in ein besonderes Gemach. Dann ging sie zu Hagen. Feindlich sprach sie ihn an: „Wollt ihr mir wiedergeben, was ihr mir genommen habt, so mögt ihr noch heil heimkehren." Hagen antwortete: „Verloren ist eure Rede. Ich schwor, den Hort nicht zu weisen, solange meiner Herren einer lebt." „Nun bring ich's zu Ende", sprach die Königin. Ihren Bruder hieß sie töten, sein Haupt trug sie an den Haaren vor Hagen. Der sprach: „Nach deinem Willen hast du es zu Ende gebracht. Nun sind die Könige alle tot, Gunther, der edle, und Gernot und der junge Giselher. Nun weiß niemand das Geheimnis des Schatzes mehr als ich allein. Ewig soll er dir, Unholdin, verhohlen bleiben." Kriemhild erwiderte: „Üble Sühne gewährt ihr mir. So will ich wenigstens Sigfrids Schwert behalten. Das

trug mein holder Liebster als ich ihn zuletzt sah." Sie zog dem Gefesselten das Schwert Balmung aus der Scheide, hob es auf und hieb ihm das Haupt vom Rumpfe.

Als König Etzel das sah, rief er aus: „Weh, von eines Weibes Händen ist der beste Recke gefällt, der je im Sturme den Schild trug! Wie sehr ich sein Feind war, das ist mir weh und leid." Hildebrand aber sprach: „Dessen soll sie nicht froh werden, was mir auch geschehe. Brächte es mich selbst in schwere Not, so will ich doch des Kühnen Tod rächen." Und mit sausendem Hiebe schlug er der Königin das Haupt ab.

Da lag die ganze Ehre der Ritterschaft tot. Dietrich und Etzel begannen zu weinen. Mit Leid war geendet des Königs Freudenfest. Hier endet die Mär von der Nibelungen Not.

13. WOLFDIETRICH.

Zu Reims herrschte ein gewaltiger König, der hieß Hugdietrich. Zwei Söhne hatte ihm seine Gemahlin, die Schwester des Hunnenkönigs Botelung, geboren.

Einst ritt er auf Heerfahrt wider König Frute von Dänemark mit Berchtung von Meran, seinem getreuen Dienstmann und Berater. Land und Burgen befahl er dem Herzog Saben, daß er sie und die Königin während der Heerfahrt hüte. Saben war ein landfremder Mann, der am Hunnenhofe aufgewachsen war. Doch Hugdietrich liebte ihn wegen seines schönen Leibes und seiner klugen Rede. Er war aber ein ungetreuer Mann und sann seines Herrn Verderben. Als der König mit dem Heer das Land verlassen hatte, nahte er der Königin mit verführerischen Worten. Da diese ihn aber voll Zorn von sich wies, fürchtete der Ungetreue, die Gekränkte möchte dem Könige seine Schandtat melden, und spann finstere Pläne.

Die Königin ging damals mit ihrem dritten Kinde, ohne daß Hugdietrich es wußte, und während er also auf Heerfahrt war, gebar sie einen schönen Sohn. Der Knabe wuchs früh

zu großer Stärke und Wildheit. Als sein Vater heimkehrte, sah er, wie das Kind zwei Hunde gegen die Mauer warf, die sein Brot aus der Hand zu schnappen suchten, und er erschrak über des Kindes Kraft. Saben aber glaubte, nun die Königin verderben zu können. Er beredete seinen Herrn, sie habe den Knaben mit einem Alben gezeugt. Da fiel des Königs Zorn auf seinen Sohn, und er beschloß, ihn töten zu lassen. Auf Sabens Rat gab er Berchtung von Meran den Befehl zur heimlichen Tötung des Knaben. Lange weigerte sich der Treue, doch als Hugdietrich drohte, ihn samt seinem Weibe und seinen sechzehn Söhnen umzubringen, wenn er dem Befehl nicht folge, entschloß er sich voll Trauer zur Tat.

In der Nacht übergab der König dem Berchtung das Kind in aller Heimlichkeit. Der trug es auf seinen Armen aus der Burg. Im Morgengrauen erwachte das Kind an des Ritters Brust. Lachend griff es an die glänzenden Ringe seiner Brünne. Das rührte den Alten, und er dachte: „Nimmer geht es mir wohl, wenn ich das Kindlein töte.“ Er trug es auf einen grünen Anger, dort war ein Brunnen, in dessen Mitte schöne Seerosen wuchsen. Damit des Königs Wille geschehe, aber er nicht zum Mörder werde, setzte Berchtung das Kind an den Rand des Brunnens, daß es, nach den Rosen greifend, im Wasser ertrinke. Doch war dem Knaben solcher Tod nicht bestimmt: ungefährdet spielte er auf dem Anger den ganzen Tag. Am Abend kamen die Tiere des Waldes, um sich am Brunnen zu tränken. Doch weder Bär noch Wildsau taten dem Knaben ein Leid. In der Nacht kamen die Wölfe. Sie setzten sich rings um das verlassene Kind, aber wie groß ihr Hunger war, sie berührten es nicht. Ihre Augen brannten vor Gier wie Kerzen, der Knabe aber fürchtete sie nicht: er griff mit der Hand nach den lohenden Augen der Wölfe und trieb mit den wilden Tieren bis zum Morgen sein Spiel.

Als Berchtung in seinem Versteck das seltsame Wunder sah, ward er inne, daß dem Knaben nicht bestimmt sei zu sterben, und glaubte, daß Sabens Beschuldigung aus verräte-

rischem Herzen entsprungen sei. Er beschloß, das unschuldige Kind zu retten, wenn er auch sein und der Seinigen Leben gefährde, hob den Knaben wieder auf seine Arme und sprach: „Ein gutes Vorzeichen deucht mir, daß du unversehrt unter Wölfen saßest. Wolfdietrich sollst du heißen und wirst einst ein mächtiger König auch gegen deines Vaters Willen.“ Er brachte das Kind zu einem Wildschütz, der im Walde eine Jagdhütte hatte. Seiner Treue und der Pflege seines Weibes empfahl er es und beredete ihn, es für sein eigen auszugeben.

Als die Königin ihren Sohn nicht mehr fand, zieh sie den König des Mordes. Der sah seines Weibes Verzweiflung und Zorn und verlangte Sabens Rat, wie er sich vor der Königin von der Schuld reinige. Saben sprach: „Berchtung tat übel an dem Kinde und mordete dir den Sohn. Nimmer darfst du ihm das vergeben.“ — „Weh mir“, sprach Hugdietrich, „mit Mühe erlangte ich von ihm, daß er meinen Willen tat. Wie sollte ich ihn deshalb hassen? Das brächte mir wenig Ehre.“ Saben aber vergiftete seinen Sinn: „Leicht hätte Berchtung“, sprach er, „den Knaben schonen können, aber er ist dein Feind. Nicht ungern tötete er den Knaben. Er wird nicht ruhen, bis ihm dein Königreich zufällt.“ So erregte der Tückische des Königs Zorn wider Berchtung. Er riet ihm, den Alten mit seinen Söhnen an den Hof zu laden unter dem Vorwande festlichen Ritterschlages.

Als Berchtung am Hofe angekommen war, sprach Saben zum Könige: „Laß die Waffen der Gäste aus dem Saale entfernen. Danach, wenn Berchtung zu Tische geht, so berede die Königin, daß sie Mord über ihn schreie und den Versammelten kundtue, daß er das Kind getötet habe.“ So geschah es. Lange sträubte die Königin sich. Sie sah in dem Anschlag nur Sabens bösen Rat, und nur durch schwere Drohung zwang sie der König zu seinem Plan. Mit verwirrtem Gewand und zerzaustem Haar trat die Königin mit ihrem Gemahl zur Tafel. Dreimal riefen beide laut: „Wehe über Berchtung, er hat unser Kind gemordet!“ Dann ließ der

König den Waffenlosen fangen und fesseln. Berchtung sprach: „Übel ergeht es mir um meinen Dienst. Um Treue muß ich leiden, was mir nun geschieht. Doch bricht Hugdietrich die Treue an mir, will ich sie drum an ihm nicht brechen. Mögen die Leute wähnen, ich habe meinen Herren erschlagen: ich schweige."

Nach vier Monaten berief der König seine Mannen zum Gericht über Berchtung. Als Richter setzte Hugdietrich den ungetreuen Saben an seine Stelle und verlieh ihm als dem königlichen Richter seine Krone. Auf Sabens Rat verbot er all seinen Mannen, für Berchtung im Gericht zu sprechen und einzutreten. Berchtung ward gebunden vor die Richter geführt. Wieder schrieen sie Mord über ihn. Saben als des Königs Vormund fragte ihn, ob er leugne oder bekenne. Er erwiderte: „Weh, Geselle Saben, wenn ihr zum König geworden seid, so gebt mir Gnade, denn ich bin unschuldig. Gebt mir einen Mann, der als mein Friedeschild für mich spreche." Doch keiner von allen Mannen wagte, für den Gebundenen einzutreten. So stand er allein wie ein Heimatloser vor dem Gerichte, und niemand wollte ihn anhören.

Da drang plötzlich Baltram, Berchtungs Verwandter, mit hundert gewappneten Rittern durch die Rotte zu Berchtung in den Ring. Dem hilfelosen Mann, der gleich einem Diebe gebunden vor dem Richter stand, zerschnitt er die Bande und schalt die Feigen, die ihm in der Not den Beistand weigerten, schalt das ungerechte Königsgericht und Saben, den treulosen Richter. Er verlangte, daß man im Zweikampf das Gottesurteil sprechen lasse, und forderte Hugdietrich, den Kläger und Saben auf, dem Beschrieenen mit dem Schwert genugzutun. Heimlich fragte der König Saben, ob er sich zum Zweikampf stellen wolle. Der aber schob den Kampf dem Könige zu. Da fuhr Hugdietrich zornig auf: „Wo sind nun deine Ratschläge? Ich hieß ihn das Kind töten, wie könnte ich da seine Schuld im Gottesurteil erweisen." Zu Berchtung aber sprach er: „Mir ist leid, daß ich dich in dieses

Ungemach führte. Ich weiß nicht, ob du schuldig bist, darum sollst du ledig aus dem Gerichte gehen. Was hülfe es auch — das Kind ist doch verloren.“ Da rief Berchtung: „Nein, es lebt und selbst die wilden Tiere schonten es.“ Und er erzählte alles, was sich mit Wolfdietrich zugetragen hatte.

Der König aber sprach: „Zu Unrecht fing ich dich, und selber bin ich schuldig an meinem Sohne, Saben riet es mir. Nun räche es wie du willst.“

Er überantwortete Berchtung den Verräter, damit er alle Schandtaten an ihm räche und ihm die Todesart bestimme. Da beweinten manche Saben um seiner Schöne willen, doch wagte niemand, für ihn einzutreten. Sabens beredte Bitten wußten auch Berchtungs edles Herz zu bewegen: und obwohl die Königin ihn vor der Tücke des Verführers warnte, schenkte Berchtung ihm das Leben, aber verbannte ihn aus dem Lande.

Berchtung zog heim nach Lilienport, seiner festen Burg. Er holte seine sechzehn Söhne und Wolfdietrich und kehrte mit ihnen an den Hof zurück. Da freute sich die Königin des wiedergefundenen Sohnes, der Berchtungs Söhne an Größe überragte, obwohl sie an Jahren weit älter waren. Der König bat den treuen Berchtung, Wolfdietrich weiter mit seinen Söhnen aufzuziehen, da er an ihm schon so viel Treue bewiesen habe, und sprach zu ihm: „Gern gäbe ich ihm sein Erbteil an Land und Burgen, doch verschwor ich es, als seine Mutter einst sprach, er sei stark genug, sich selbst ein Königreich zu erfechten. Den Eid darf ich nicht brechen. Doch nimm von mir Harnisch, Schwert und Roß und gib sie ihm, wenn er zu Jahren kommt und nach Streit verlangt. Geben ihm dann seine Brüder nicht sein rechtes Drittel, so nimmt er es, und wehren sie es ihm, so nimmt er auch noch ihre Drittel. Hilf du ihm zu seinem Rechte.“ Berchtung versprach es und gab dem landlosen Königssohne, wenn er zum Manne erwüchse, sich selbst und seine sechzehn Söhne zu Gefolgsmannen. Dann nahm er ihn mit sich heim auf seine Burg.

Nicht lange danach starb Hugdietrich. Kaum war er verschieden, so warb der schöne Saben wieder um die Gunst der Königin. Berchtung widerriet ihr zornig, ihn zu Gnaden aufzunehmen, denn er werde sie, ihre Kinder und ihre Getreuen verderben. Dennoch ließ sich die Königin von dem Falschen umgarnen, schenkte ihm wieder ihre Huld und gab seinem bösen Rat Gehör. Berchtung, der das Unheil nahen sah, bereute bitter, den Verräter geschont zu haben. Bevor er noch das Erbe ordnen konnte, wurde er vom Hofe verbannt, und Saben ergriff die Vormundschaft. Bald beredete er die jungen Könige, Wolfdietrich sei ihr Bruder nicht. „Eure Mutter aber", sprach er, „trachtet Tag und Nacht, euch zu verderben. Verstoßt sie und nehmt ihr das Erbe, das ihr der König ließ. Ein Kebskind hat sie geboren und eures Vaters Ehe zerstört." So wurden bald auch die Königin und Wolfdietrich verstoßen. Die jungen Könige schalten ihre Mutter eine Metze, Wolfdietrich ein Kebskind und nahmen ihnen Erbe und Land. Nichts ließen sie der königlichen Mutter als Roß und Gewand, so arm und beraubt ritt sie zu Berchtung nach Lilienport.

Unmutig empfing Berchtung die wankelmütige Königin, doch erbarmte er sich der Verlassenen und nahm sie bei sich auf. Von ihr erfuhr Wolfdietrich, wie treu Berchtung ihn in seiner frühen Jugend behütet habe. Da kniete er vor seinem alten Meister, küßte ihm die Hände und sprach: „Gott vergelte dir, Fürst von Meran, was du an mir tatest: dir verdanke ich Ehre und Leben, darum gebe ich mich in deine Huld. Saben aber soll mir entgelten, daß er mich und meine Mutter verstoßen hat. Mein Erbteil will ich selbst gewinnen."

Mit seinen Söhnen und all seinen Mannen versprach Berchtung ihm beizustehen. Von Lilienport zog Wolfdietrich mit seinem Heer nach Reims, und während das Heer verborgen vor der Stadt lagerte, begaben sich Wolfdietrich und Berchtung zu den Königen. Da forderte der Alte mit kühnem Wort Wolfdietrichs Erbteil. Doch die Könige schalten ihren Bruder



ein Kebskind und versagten ihm sein Teil. Als sie aber den alten Berchtung beschimpften und bedrohten, rief Wolfdietrich: „Wer meinen Meister berührt, muß von meinem Schwerte fallen, oder ich will nicht leben.“ Nach solchem Wort wichen die Brüder aus der Tür des Saales, um sich zu rüsten, denn sie wollten ihren Bruder verderben. Während aber Wolfdietrich die Tür hütete, daß keiner den Saal beträte, eilte Berchtung hinaus, setzte ein goldrotes Horn an den Mund und rief mit seinem Schalle seine Söhne und Mannen herbei. Da erhob sich in der Burg Kampfgetöse, und einen langen Tag wurde gestritten. Am Abend waren alle Mannen Berchtungs erschlagen, nur er selbst und seine Söhne waren noch am Leben. Da wollte Wolfdietrich das Feld räumen, damit doch seine Getreuen gerettet würden. Berchtung aber sprach: „Solange meine Söhne am Leben sind, weichen wir nicht.“ Von neuem drangen sie auf die Feinde ein. Da wurden sechs von Berchtungs Söhnen erschlagen. So oft einer fiel, lächelte der Alte Wolfdietrich an und grüßte ihn freundlich, damit er es nicht merke. Endlich wurde Wolfdietrich von den Seinen im Kampfe geschieden und geriet, wie tapfer er auch kämpfte, in schwere Bedrängnis. Ehe seine Gefolgschaft ihm zur Hilfe eilen konnte, empfing er durch den Helm eine Wunde, so daß er niederfiel. Doch schon sprang Berchtung über ihn, hob ihn auf, und während die Söhne ihn deckten, eilte er mit dem Ohnmächtigen zu den Pferden. Von vielen Feinden verfolgt, jagten Berchtung und seine Söhne mit Wolfdietrich dem nahen Walde zu. So kamen sie nach Lilienport.

Als Wolfdietrich aus seiner Wundnot erwachte, weinte der junge Held vor Zorn und wollte sogleich wider die Feinde reiten, um den Verräter Saben zu töten. Doch Berchtung enthüllte ihm die Wahrheit: alle Recken, die er mit seinen Söhnen in den Kampf geführt, waren erschlagen, von seinen sechzehn Söhnen lagen sechs gefällt. So hatte Wolfdietrich keine Recken mehr, als nur seine elf Getreuen. Jammer befiel ihn.

Weinend beklagte er die toten Berchtungssöhne. Der Alte aber vergaß um seines Herren willen den Tod seiner Kinder. Er sprach zu seinem klagenden Herrn: „Genug des Jammers! Laß die Frauen um die Toten klagen."

Von Klagen über die Gefallenen hallte die Burg wider. Doch zu seinem Weibe sprach Berchtung: „Vergiß der gefallenen Söhne. Was wir zwei auch klagen mögen, das klagt Wolfdietrich allein. Tröste meinen Herrn! Wir müssen sorgen, daß er unserer Söhne Tod vergesse. Ich ertrage seinen Jammer nicht."

Am fünften Morgen hob sich in der Burg großer Schall: Tal und Berg rings um die Burg füllten sich mit den heranrückenden Feinden.

Den Versuch Sabens, Berchtung zum Verrat an seinem Herrn zu bewegen, wies der Alte mit Hohn von sich. In kühnen Ausfällen bewiesen die Belagerten ihren Mut. Die Könige aber wichen nicht, sie hatten geschworen, das Feld nicht zu räumen, bis die Burg gefallen sei. Schon bis ins vierte Jahr hatte die Belagerung gewährt, der Hunger bedrohte die Tapferen und es schmerzte Wolfdietrich sehr, daß er mit seinen Mannen so elend umkommen sollte. Von Sorgen war der Jüngling weise geworden. Er sprach zu Berchtung: „Mit Untätigkeit erwirbt niemand ein Königreich. Gehe es wie es wolle: ich will von dannen fahren. Statt daß ich bei dir verderbe, will ich suchen, dich und deine Söhne zu lösen, die ihr durch mich ins Mißgeschick gekommen seid. Alle Lande will ich durchreiten, bis ich einen König finde, der so stark ist, daß er mir wider meine Brüder zu meinem Rechte verhelfe." Da der treue Berchtung des Jünglings Willen nicht wenden konnte, riet er ihm, zu König Ortnid in Lamparten zu reiten. Der sei so gewaltig, daß er Wolfdietrichs Brüder zu bestehen und seine Mannen zu lösen vermöge. Denn er wußte noch nicht, daß König Ortnid dem Drachen im Kampfe erlegen war.

Wolfdietrich rüstete zur Fahrt, und Berchtung gab ihm die Waffen seines Vaters Hugdietrich: Helm und Brünne, sein



gutes Schwert und Falke, sein Roß. Tief trauerten seine elf Getreuen, als sie ihren Herrn scheiden sahen. Berchtung sprach zu ihm: „Bedenke mein Alter, vergiß unser nicht auf deinen Fahrten. Ich fürchte, daß du bei deiner Jugend von Weibesliebe bestrickt werdest, dann achtest du alles gering, und wir gehen zugrunde.“ — „Schlechtes Vertrauen hegst du zu mir“, sprach Wolfdietrich. „Gäbe mir einer das schönste Weib und tausend Königreiche mit Land und Burgen: nimmer will ich ein Weib gewinnen, ehe ich dich und deine Söhne gelöst habe.“ Das Gelübde beschwor Wolfdietrich auf das Schwert des Alten. Voll Herzeleid sahen ihn die Seinen scheiden, als er auf Falke vom Hofe ritt.

Als er zu den feindlichen Wachen kam, fragte man ihn, wer er wäre. Da nannte er sich einen Wächter vor der Burg und sprach: „Seid auf der Hut, eben ward die Burg aufgetan. Wolfdietrich will entrinnen mit seinen elf Getreuen.“ So ritt er unerkannt durch die Feinde. Wer sich ihm aber entgegenstellte, den legte er in den Staub. Bis an den Morgen ritt er durch das Heer. Als die Feinde inne wurden, wer bei Nacht ihre Mannen erschlagen habe, sprach Saben: „Lästerlich haben wir gewacht, da uns Wolfdietrich entronnen ist. Nun mag es doch geschehen, daß er sein Königreich gewinnt.“ Wolfdietrich aber ritt die Straße gen Lamparten.

Berchtung und seine Söhne erkannten bald, daß sie sich in der Burg nicht länger halten könnten. So beschlossen sie, sich den Belagerern zu ergeben. Berchtung trat vor die Könige. „Wo hast du deinen Herrn“, fragten sie. „Er ist von uns gegangen“, antwortete der Alte. Da sprachen die jungen Fürsten: „Willst du uns beiden Treue schwören und dienen, wie du Wolfdietrich dientest, so sollst du Land und Burgen behalten.“ — „Ich will euch schwören“, sprach Berchtung, „euch mit meinen Söhnen zu dienen wider alle Welt. Kommt aber Wolfdietrich wieder, so wollen wir ohne Schande unserer Eide ledig sein. Unserem lieben Herrn brechen wir die Treue nicht.“ — „Ist das eure Bedingung“,

antworteten die Könige, „so seid ihr unsere Gefangenen.“ Sie ließen die Berchtunge in Fesseln schließen und nach Reims bringen. Dort mußten sie auf der Mauer bei Tag und Nacht gezwungen Schildwacht halten.

Wolfdietrich ritt viele Tage durch wilden Wald und einsame Wüste, ohne einen Menschen zu treffen. Wilde Tiere brachten ihm Gefahr, und Hunger und Durst entkräfteten ihn und sein Roß. Unbekannt waren ihm Steige und Straßen, doch erreichte er nach vielen Mühsalen und Abenteuern König Ortnids Land. Da wurde er bald gewahr, daß das Land ohne Friede war und daß keine starke Hand mit Macht und Recht es schirme. Wem er auf den Straßen begegnete, der schien ihm betrübt und voll Sorge. So ritt er, ohne jemanden zu fragen und ohne von jemandem gefragt zu werden. Als er endlich zur Nacht in einem finstern Walde von seiner Wanderung erschöpft einen rodenden Bauern fand, bat er ihn um Speise und Behausung. Der führte ihn in seine Hütte, und auf Wolfdietrichs Befragen, wie Ortnids Land in solche Not geraten sei, erzählte der Bauer ihm die traurige Mär.

Als König Ortnid an der Seite seiner Gemahlin Liebgart glücklich zu Garten herrschte, begann einst ein schrecklicher Drache das Land zu verheeren. Menschen und Tiere fielen dem Ungetüm zum Opfer, so daß kaum einer wagte, den Acker zu bestellen, die Wiesen zu mähen oder dem Wilde nachzugehen, und die Straßen wurden öde und verlassen. Bis vor die Burg zu Garten dehnte der Drache seine Raubzüge aus. Ortnid erkannte, daß nur er das Land von dem Gewürm reinigen könne, denn niemand wagte, den Kampf mit ihm aufzunehmen, und er gelobte, das Land vom Drachen zu erlösen.

Niemandem als der Königin enthüllte er seinen Plan. Sie wurde von großem Schmerz ergriffen, als sie hörte, in welche Gefahr ihr Herr sich stürzen wollte, und flehte ihn an zu bleiben. Ortnid aber sprach: „Sippenlos muß ich dich zurücklassen, niemandem kann ich dich befehlen, als Gott. Nun zeige deinen Schmerz nicht, damit man meinen Plan nicht merke, denn

8*

niemand als du darf ihn wissen." Liebgart sagte ihm ihre Ahnung, daß die Reise schlimm enden müsse: „Mit allzu großem Eifer strebst du nach deinem Tode." Doch der König blieb fest. „Sollte ich dem Wurme erliegen, wird einer mich rächen mit meinem Schwert. Gib mir deinen Fingerring, wer ihn dir wiederbringt, dem glaube, daß ich tot bin. Er allein ist deiner würdig. Versprich mir, keinen anderen zum Gatten zu nehmen, als der den Wurm erschlug."

Voll Kampfzorn hüllte sich Ortnid in sein Sturmgewand und umgürtete sich mit seinem Schwerte Rose, das einst Alberich geschmiedet hatte, er rief seinem treuen Bracken, schwang sich auf sein Roß und ritt aus der Burg. Er ritt den ganzen Tag und die folgende Nacht, ohne den Wurm zu finden. Im Morgenlicht kam er auf einen Anger, der von Rosen überblüht war. Müde und ohne Nahrung legte er sich unter eine grüne Linde, um eine Weile zu ruhen. Da bezwang ihn der duftschwere Zauberbaum, sein Haupt sank auf den grünen Anger, und er fiel in tiefen Schlaf. Der Bracke aber legte sich wachend in seinen Schoß.

Während er schlummerte, brach der Drache durch das dichte Laub. Der Bracke erhob seine Stimme, biß dem Schläfer in die Brünne und mühte sich, ihn zu wecken. Ortnid aber schlief fest. Da strich der Wurm heran, ergriff ihn mit seinem ungeheuren Maul und trug ihn schnell in seine Felsenhöhle zu seinen gefräßigen Jungen. Die Festigkeit seiner Brünne hinderte sie, ihn zu zerfleischen, darum saugten sie ihn durch die Panzerringe. So verlor König Ortnid sein Leben.

Der Bracke war dem Drachen bis zur Höhle gefolgt, und als er gesehen, wohin der Wurm seinen Herrn trug, schnell heimgelaufen. Als die Königin den Hund kommen sah, dachte sie: „Nun ist mein Herr erschlagen." Sie verkündete den Edlen auf der Burg, wohin der König geritten sei: die klagten um ihren erschlagenen Herrn, doch niemand wagte den Kampfplatz aufzusuchen. Nur ein Knecht folgte dem Hunde, der nicht abließ, die Mannen am Rocke zu zerren,

um sie auf die rechte Spur zu führen. Der fand die Höhle, in die des Untiers blutige Spuren führten. Er wandte sich voll Schrecken und brachte die böse Mär zurück, daß sein Herr vom Drachen getötet sei.

Bis ins dritte Jahr lebte die Königin in Trauer und Leid, und wie sehr die Edlen sie auch bedrängten, daß sie sich von neuem vermähle und dem Lande einen Herrn und Schirmer gäbe — sie weigerte sich stets, einem anderen als dem Rächer Ortnids, dem Töter des Drachen, die Hand zu geben. Endlich verstießen die Großen des Reiches die Königin. Zwar blieb sie auf der Burg, doch nahm man ihr die Schlüssel zu Ortnids Schatzkammer und gab ihr kaum den ärmlichsten Unterhalt, sie mußte selbst mit den Mägden ihre Kleider wirken und mit ihren weißen Händen grobe Arbeit tun. Land und Volk aber gerieten in schwere Trübsal, da niemand sie schirmte: keiner der Großen wagte sich an den verheerenden Drachen. Nur Graf Wildung wollte gern Liebgarts Hand gewinnen und rühmte sich oft, den Drachen bestehen zu wollen. Doch war ihm der Sommer zu heiß und der Winter zu kalt zum Kampfe.

So erzählte der Bauer. Dann geleitete er Wolfdietrich auf sein Begehren noch den Abend auf den Weg nach Garten. Der führte ihn zu Ortnids Burg, noch in finsterer Nacht gelangte er hin, und als er am Rande des Grabens von seinem Rosse gestiegen war, hörte er oben auf der Mauer den treuen Wächter und die Königin um Ortnids Tod klagen. Die Königin sprach: „Aller Freuden bin ich bar, seit ich von meinem Herrn geschieden bin. Sippenlos, von den Edlen des Reiches bedrängt und aller meiner Lande und Schätze beraubt, muß ich mühselig mein Leben fristen. Grafen und Vasallen dienen mir nicht mehr, ich Freundlose bin vom Erbe gestoßen. Nur Weinen und Seufzen ziemt mir, seit ich Ortnid, meinen liebsten Freund, verloren habe.“ Diese Klagen bewegten Wolfdietrichs Herz. Er beschloß, der Königin zu helfen, und um seine Stärke zu erkennen zu geben, ergriff er einen fuderschweren Stein, der im Burggraben lag, und schleu-

derte ihn mit Wucht gegen die Mauer, daß die ganze Burg schütterte. Der Block rollte dem Wächter vor die Füße, und vor Schreck stürzte die Königin nieder. „Niemand lebt", sprach sie, „der diesen Stein hätte schleudern können, als Ortnid, mein Herr. Der hatte die Stärke von zwölf Männern. Wenn du zurückgekehrt bist, Ortnid", rief sie hinab, „so scheide mich von meinem Jammer. Versuche mich nicht länger. Deiner Untertanen einer fordert mich zum Weibe, niemand ist, der mich berät. Nun denke meiner Liebe. Antworte mir Ortnid, wenn du es warst, der den großen Block schleuderte." Da antwortete Wolfdietrich: „Ich bin nicht euer Herr, sondern ein heimatlos irrender und von seinem Erbe vertriebener Mann. Nichts besitze ich als Schild, Speer und Roß. Den Stein aber schleuderte ich, damit ihr meine Kraft ermesset." — „Heimatloser", sprach die Königin, „wer hat euch in dies Land gesandt oder welch Abenteuer führte euch her?" — „Durch manches Abenteuer bin ich hergekommen", antwortete Wolfdietrich, „nun aber, da ich eure Klage vernahm, will ich euch an dem Wurme rächen oder ich will gleich Ortnid untergehen." — „Tut es nicht", sprach Liebgart, „zu groß ist die Gefahr. Womit hätte ich verdient, daß ihr um meinetwillen euer Leben wagtet. Wollt ihr euch aber nicht halten lassen, so verspreche ich euch meine Lande und mich selbst, wenn ihr siegreich zurückkehrt." — „Ich räche Ortnid an dem Drachen oder kehre nie zurück", rief Wolfdietrich. — „So nennt mir doch euren Namen", bat die Königin. „Nein", antwortete der Held, „ich muß nun im Tann sterben oder kehre heil zurück." Gewappnet schwang er sich ohne Stegreif in den Sattel und spornte sein Roß, das in mächtigem Sprunge davoneilte.

Im Walde fand Wolfdietrich rings Zerstörung und Leichen, die Spuren des verderblichen Wurmes. Gegen Morgen kam er durch das Gefälle einer Steinwand zu dem rosenüberblühten Grund und legte sich dort unter die grüne blühende Linde nieder. Da überfiel auch ihn der Schlaf, er bedeckte

sich mit dem Schilde, und sein Haupt sank auf den grünen Anger. Bald kam der Drache durch das Holz gefahren. Wolfdietrichs Roß aber zerriß den Zaum, lief das Untier an und trieb es von seinem Herrn zurück. Dann schlug es mit dem Hufe auf den Schild, unter dem der Held schlummerte, und weckte ihn so. Als Wolfdietrich sah, daß der Wurm dagewesen sei, schwang er sich auf das Roß und ritt seiner ungefügen Spur voll Kampflust nach. Er kam zu dem Felsenloch, worin der Wurm hauste, und rief: „Böser Wurm, nun wehre dich, denn hier kam der dich bestehen und dir deine Untaten vergelten will.“ Der Wurm aber war nicht in seiner Höhle, sondern suchte Atzung für seine fünf Jungen. In den Wald zurückreitend, hörte Wolfdietrich sein Schnauben und sah, wie er eben aus dem dichten Holz in eine Lichtung brach. Mit eingelegter Lanze rannte er den Wurm an, doch zersplitterte der Schaft in tausend Stücke. Er sprang vom Roß und griff zum Schwerte und hieb damit auf das Haupt des Drachen, daß ein Feuernebel daraus fuhr, doch wollte das Schwert nicht in die Hornhaut beißen, die hart und licht wie Glas war und über eine Spanne dick. Bis zum Abend bekämpfte er das Untier vergebens, endlich, als er auf dem schuppigen Rücken stehend mit beiden Händen zu gewaltigem Schlage ausholte, zersprang ihm das Schwert in drei Stücke. Da rief er: „Nun berate mir Gott meine elf Getreuen! Liebgart, ich kann dich nicht rächen und dein Reich erwerben.“ Noch kämpfte Falke, sein Roß, mit den Hufen gegen das Untier, bis seine Kraft erlahmte. Bald schleuderte der Wurm es zur Erde, daß es tot liegenblieb. Wolfdietrich wollte enteilen, um sich ins Dickicht zu retten. Aber der Wurm faßte ihn mit dem Schwanze, nahm das tote Pferd ins Maul und trug beide eilends zu seiner Höhle, wo er sie seinen gierig aufheulenden Jungen vorwarf. Die fanden aber an dem gepanzerten Ritter keine verwundbare Stelle, denn ihn schützte die Dichtigkeit der väterlichen Brünne, und taten sich an dem Pferde gütlich.

Als der Drache eingeschlafen war, erhob sich Wolfdietrich leise und tastete in der Höhle umher. Da fand er Rose, König Ortnids Schwert, in glänzender Scheide, und bald auch Helm und Brünne, darin Ortnids Gebeine noch verschlossen waren. Er erprobte des Schwertes Festigkeit am Felsen, daß leuchtende Funken die Höhle erhellten, und es hielt. Da fiel Wolfdietrich die schlafenden Drachen an: Wildes Getümmel erscholl in der Höhle, doch Rose durchschnitt der Drachen Panzer. In schwerem Ringen, das bis zum Morgen währte, besiegte der Held den alten Wurm und danach auch die Jungen. Nach dem Kampfe schnitt er den toten Ungetümen die Zungen heraus und steckte sie zu sich. Dann trug er Ortnids Gebeine aus der Höhle und bestattete den Helden in seiner Rüstung. Bei dem Schilde des Königs fand er das goldene Ringelein, das einst die Königin beim Abschied ihrem Herrn gegeben hatte. Das nahm er zu sich, häufte dem König ein Grabmal und ging davon.

Von dem furchtbaren Kampfe erschöpft schlief Wolfdietrich im Walde ein und lag drei Tage wie ein Toter. Währenddessen hatte sich in Garten die Mär verbreitet, daß ein fremder Ritter ausgegangen sei, den Drachen zu bestehen und Liebgarts Hand zu gewinnen. Da hatte sich Graf Wildung endlich aufgemacht, um selbst das Abenteuer zu versuchen. Er fand aber im Walde die Ungetüme schon erschlagen, hieb noch gewaltig auf die toten Leiber ein, daß der Wald erdröhnte, und schnitt ihnen die Köpfe ab. Dann kehrte er nach Garten heim und brüstete sich, die Ungeheuer erschlagen zu haben. Da rühmte ihn alles Volk, und die Großen mußten ihm auf sein Verlangen Liebgart zum Weibe geben.

Mit großem Gepränge wurde die Hochzeit gerüstet, Liebgart aber war voll Trauer, daß sie dem eitlen Wildung Hand und Krone geben sollte. Denn sie traute seinen Worten nicht. Am Abend des Hochzeitfestes kam Wolfdietrich aus dem Walde nach Garten. Er sah die Burg von Lichtern festlich schimmern, und auf seine Frage erzählten ihm die Leute voll

Jubel, daß die Königin sich heute Graf Wildung, dem Drachentöter, vermähle. Das erzürnte Wolfdietrich, und er beschloß, den Lügner zu entlarven. Er schritt zur Halle, in der die Königin mit dem verräterischen Grafen beim festlichen Mahle saß. Doch setzte er sich gleich einem Fahrenden zu den Spielleuten nahe der Tür. Dem hochragenden fremden Ankömmling sandte die Königin einen Becher Weins. Wolfdietrich trank ihn und ließ dann heimlich Ortnids Ring hineinfallen. Als die Fürstin den Ring im Becher fand, erkannte sie ihn sogleich und gedachte der Worte, die Ortnid beim Abschied zu ihr gesprochen hatte. Sie ließ Wolfdrietrich zu sich rufen und fragte ihn, wer ihm den Ring gegeben habe. „Den gab mir einer im Walde“, sprach der Held, „der nannte sich Wolfdietrich.“ — „Wohl hörte ich von Wolfdietrich und seinen elf Getreuen“, sprach die Königin, „doch nie, daß er in unser Land gekommen sei.“ — „Ihr vernahmt seine Stimme“, erwiderte der Fremdling, „als ihr auf der Mauer euer Leid klagtet und sein Wurf euch glauben machte, Ortnid sei wiedergekehrt.“ — „Nun sagt mir, kühner Held“, rief da die Königin, „seid ihr Wolfdietrich? Bei der Treue eurer elf Gefährten frage ich euch!“ „Ihr sollt nicht länger fragen“, erwiderte er, „ich bin Wolfdietrich und habe eures Herrn Tod mit eures Herrn Schwerte gerächt. Ich erschlug den Drachen und seine Brut.“ Da erhob sich großer Lärm im Saale. Graf Wildung sprang auf und hieß den Fremdling fangen. Frau Liebgart aber sprach: „Wenn ihr den Drachen tötetet, so zeigt die Wahrzeichen eurer Tat. Seht hier die Drachenhäupter, die Graf Wildung als die seinen brachte.“ Da riß der Held den Häuptern die Mäuler auf und rief: „Herbei ihr Frauen und edlen Herren! Wo saht ihr je ein Haupt ohne Zunge?“ Er zog die Zungen hervor, wies sie den Staunenden und erzählte ihnen den furchtbaren Drachenkampf mit Ortnids Schwert. Da erkannten alle die Wahrheit seiner Worte und jubelten ihm zu. Wildung aber ward gefangen und das Haupt ihm abgeschlagen.

Liebgart war voll Freude, erwählte den Rächer ihres Herrn zu ihrem Gemahl und übergab ihm Burg und Reich. Wolfdietrich vermählte sich mit Liebgart. Aber er berührte sie nicht, denn immer gedachte er in großer Sorge seiner elf Gefolgsmannen und wollte weder Reich noch Weib behalten, ehe er seine Treuen aus Feindeshaft befreit hätte. Er beschloß, sie zu lösen oder Reich und Weib nie wiederzusehen. Gern hätte ihn Liebgart zurückgehalten. „Was willst du dich um elf Dienstmannen sorgen?“ sprach sie. „Ich gebe dir für jeden von ihnen elftausend.“ Doch Wolfdietrich erwiderte: „Wären alle Königreiche dein eigen, ich nähme sie nicht für einen meiner treuen Mannen, die nun so lange unerlöst schmachten.“

Mit zahlreichem Heer brach der Held nach Reims auf. Vor der Stadt verbarg er es in einem Walde. Er selbst aber ging allein in die Stadt, um seine Getreuen zu suchen. Auf seinen Hornruf sollte ihm sein Heer zu Hilfe eilen.

Abends kam er an den Burggraben. Während er sich unter der Mauer barg, hörte er seine Mannen ihr schweres Geschick beklagen und den Himmel anflehen, daß er ihren Herrn Wolfdietrich schütze und ihnen zur Rettung sende. Da rief Wolfdietrich hinauf: „Ihr Wächter auf der Mauer, was gebt ihr dem, der euch Wolfdietrich heil und gesund zeigt?“ Voll Freude riefen die Mannen: „Woher kommt ihr und wo habt ihr ihn gesehen?“ — „Wolfdietrich herrscht als gewaltiger König über ein weites Reich, Land und Leute sind ihm untertan“, antwortete er. Da klagten die Mannen, daß sie nichts hätten, womit sie dem Boten lohnen könnten: „Große Not leiden wir. Zu zwei und zweien sind wir zusammengeschmiedet. Zu zweien gibt man uns ein halbes Brot und einen Trunk Wasser für jeden Tag.“ Wolfdietrich sprach: „Euch bittet ein irrender Recke um ein Viertel Brot. Weither bin ich gewandert, und mich bedrängt der Hunger.“ Ihm erwiderte Herbrand, einer der Mannen: „Verspräche mir einer, mir Vater und Mutter vom Tode zu erwecken, ich gäbe ihm

darum nicht von meinem kargen Brot. Doch um einer Seele willen wollen wir es dir geben: das ist Wolfdietrich, unser Herr." Da warfen sie ihm das Brot über die Mauer hinab. Doch fing er es nicht. Vor Schmerz über die Leiden seiner Mannen und von ihrer Treue erschüttert fiel er wie tot hin. Bald aber ermannte er sich und rief: „Ihr Wächter auf der Mauer, seid guten Mutes, bald kommt der getreue Wolfdietrich." Als sie aber traurig wurden und zweifelten, ob er noch lebe oder sie lebend träfe, rief er hinauf: „Ich bin Wolfdietrich, euer getreuer Herr!" Da reckten die Mannen ihre Hände gen Himmel, und im Eifer, ihren lange ersehnten Herrn zu umarmen, zerbrachen sie ihre Bande, sprangen über die Mauer in den tiefen Burggraben und kannten ihrer Freude kein Maß. Wolfdietrich aber sprach, nachdem er sie alle geküßt hatte: „Wo ist mein Meister Berchtung? Ich sehe ihn nicht." — „Ach lieber Herr", erwiderten sie, „der ist schon lange tot." Weinend fragte Wolfdietrich: „Wo habt ihr ihn begraben?" Sie führten ihn hin, wo der Alte ruhte, er grub seine Hand in die Erde des Hügels, als ob er des Meisters Hand noch fassen könnte, und klagte, daß er den treuesten Mann nicht lebend wiedersähe.

Als es ruchbar wurde, daß die Wächter von der Mauer entronnen und Wolfdietrich ins Land gekommen sei, sammelte sich in der Stadt eine große Schar, den Ankömmling zu bestehen. Er allein (denn die zehn Mannen waren waffenlos) fällte ihrer viele und düngte die Heide mit Toten. Die Berchtunge nahmen der Gefallenen Waffen und standen ihrem Herrn bei. Als aber Wolfdietrichs Bruder mit einem neuen Heer geritten kam und sie in arge Not gerieten, setzte Wolfdietrich sein Horn an den Mund und rief sein Heer herbei. Das überwand bald der Könige Mannen. Sie selbst nahm Wolfdietrich gefangen und eroberte das ganze Reich. Der schöne Saben aber war zu den Hunnen geflohen. Land und Leute verlieh der Held seinen zehn Getreuen. Dann kehrte er nach Garten zurück und herrschte mit Liebgart über Lamparten.

II. ALAMANNEN

14. WALTHARI UND HILTIGUND

Attila, der König des mächtigen und tapferen Hunnenvolkes, zog einst mit gewaltigem Heer gegen die Länder am Rhein, um sie zu unterwerfen und sich zinsbar zu machen. Zu Worms auf dem Thron der Burgundenkönige saß König Gibicho. Als das dröhende Heer heranzog, beschloß er, dem Kampfe mit einem so mächtigen Gegner Unterwerfung und Bündnis vorzuziehen und bot dem Hunnenkönig Geiseln und Zins. Nicht lange zuvor war ihm ein Sohn namens Gunthari geboren worden, der war noch zu jung, um als Geisel zu den Hunnen gesandt zu werden. Darum mußte Hagano, ein Knabe aus edelstem Burgundengeschlecht, dem Überwinder folgen.

Weiter zog die Hunnenmacht nach Westen und kam in das Land des Königs Hererich. Als der vernahm, daß die Wormser den Frieden gewählt hätten, verschmähte auch er den Kampf, denn schreckenerregend war der Schwarm der hunnischen Rosse, unter deren Stampfen die Erde erseufzte, und das Dröhnen der Schilde, das die Luft erschütterte, und der eiserne Wald der Speere, der über die Gemarken schimmerte. Darum gab Hererich dem Attila seine Tochter Hiltigund als Geisel, versprach, ihm Zins zu geben, und schloß ein Bündnis mit ihm. Attila war es wohlzufrieden und sprach: „Lieber sind mir Verträge als blutige Schlachten. Im Frieden will der Hunne herrschen und nur wider die Empörer die Waffen führen."

Wieder zog das Heer westwärts. Über die Westgoten in Aquitanien herrschte damals König Alphari. Ihm erwuchs

in schimmernder Jugendblüte ein Sohn, der Walthari hieß. Schon früh hatten sich die Könige Hererich und Alphari gelobt, einst ihre Kinder einander zu vermählen. Als nun der Gotenkönig vernahm, wie die Burgunden und Franken den Kampf verschmäht hätten, wählte auch er das Bündnis mit dem mächtigen Feinde, gab Zins und als Geisel seinen Sohn Walthari.

Daheim in seiner Burg nahm sich Attila der vergeiselten Knaben und Ospirin, sein Weib, der jungen Hiltigund voll Liebe an, und alle drei wurden wie die eignen Kinder des Herrscherpaares gehalten. Unter den Augen des Königs erlernten Hagano und Walthari die Kunst der Waffen, und bald überragten sie alle Hunnen an Kraft und Mut. Attila machte sie zu Heerführern, und sie zeichneten sich durch solche herrlichen Siege aus, daß sie die höchste Gunst des Herrschers erwarben. Auch Hiltigund wußte die Liebe der Königin zu erringen, der königliche Schatz wurde ihrer Hut anvertraut, und bald war sie so mächtig am Hofe, daß jedem ihrer Wünsche Erfüllung ward.

Unterdessen war Gibicho gestorben, Gunthari, sein Sohn, löste sogleich das Bündnis mit den Hunnen und weigerte den Zins. Als Hagano davon Kunde erhielt, entfloh er von Attilas Hof in die Heimat.

Die Königin voll Sorge, es möge auch Walthari, die Säule des Hunnenheeres, entfliehen, riet Attila, den Gotenhelden durch die Hand einer Hunnenfürstin und reiche Güter zu fesseln, doch Walthari sprach auf des Königs Antrag hin: „Nähme ich ein Weib, so würde ich lässiger, König, in deinem Dienst durch die Sorge um Mehrung meiner Güter und die Liebe zu meinem Weibe. Nur wenn ich unvermählt bleibe, bin ich zu jeder Stunde zu deinem Dienst bereit und keine Sorge um Weib noch Kind schwächt mich im Kampfe.“ Solche Worte schwichtigten die Bedenken des Königs.

Bald darauf brach Krieg mit abtrünnigen Völkern aus, und Walthari wurde von Attila ausersehen, das Hunnenheer zu führen. In mächtiger Reiterschlacht errang seine Tapferkeit



und Stärke den Sieg, und festlich geschmückt kehrte das Hunnenheer in die Heimat zurück.

Gleich begab sich der Sieger in Attilas Gemach, doch fand er dort nur Hiltigund einsam sitzen. Sie reichte dem Kampfmüden auf seine Bitten einen Trunk: er ergriff den Becher, hielt aber ihre Hand umschlossen, und während er trank, blickte sie ihm stumm ins Antlitz. Beide wußten, daß einst ihre Väter sie einander bestimmt hatten. Nun gab Walthari ihr die leere Schale zurück und sprach: „Schon lange erdulden wir zusammen das Elend der Fremde — warum sprachen wir nie vom Lose, das unsere Väter einst für uns bestimmten?" Und die Jungfrau erwiderte: „Ist dir Ernst, was du geredet, so höre, wie ich gesinnt bin. Wozu du, mein Herr, mich auch rufst, immer will ich dir folgen, und nichts soll mir lieber sein als dein Wille." — „So laß uns fliehen", sprach Walthari, „ich will die Landfremde nicht länger ertragen. Längst hätte ich den Plan vollführt, schmerzte es mich nicht, dich allein zurückzulassen." Gern war die Maid zur Flucht bereit. Da befahl Walthari ihr heimlich: „Da du des Schatzes Hüterin bist, so höre: Nimm daraus vor allem des Königs Helm und die Rüstung, die dreifach geflochtene, Wielands Gewirk, die der Meister der Schmiede mit Hammer und Zange zeichnete. Dann nimm zwei Schreine von mäßiger Größe und fülle sie mit Spangen, bis du jeden nur mühsam heben kannst. Des Goldes werden wir bedürfen, und mehr als das sandten unsere Väter den Hunnen als Zins. Dann verfertige mir vier Paar Schuhe und dir die nämliche Zahl und sorge für gebogene Angelhaken, denn Fische und Vögel müssen unterwegs unsere Nahrung sein. Nach sieben Tagen will ich dem König und seinen Mannen ein Mahl rüsten, und wenn alle trunken sind, wollen wir gen Westen eilen."

Zur festgesetzten Zeit lud Walthari den König und seine Mannen zum Mahle. Er führte ihn in der teppichbehangenen Halle zum Hochsitz, der Herrscher wählte sich zwei Genossen zur Rechten und Linken, dann wurden längs den Wänden

die Gäste gereiht und die Tische, mit Speisen beladen, hineingebracht. Goldenes Geschirr war ausgebreitet und süßer Wein in Fülle lockte zum Trinken. Das Gelage begann, und nicht lange währte es, bis wilder Rausch den König und alle Gäste umfing. Endlich in tiefer Nacht waren alle zu Boden gesunken, und leicht wäre es Walthari gewesen, das Haus mit allen Mannen des Königs der Flamme preiszugeben. Nun rief er die Jungfrau herbei, zog das herrlichste Roß aus dem Stall, das Löwe genannt war, behängte es mit den Schatztruhen und gab Hiltigund die Zügel in die Hand. Er selbst waffnete sich mit dem Helm und der Brünne, gürtete die Linke mit dem gewaltigen Doppelschwert, die Rechte aber mit dem kurzen Saxschwert, dann ergriff er den wuchtigen Speer und den Schild und entfloh der Geiselhaft. Die Jungfrau führte das schätzebeladene Roß, in der Hand die Haselrute haltend, deren der Fischer bedarf. Eilig zogen sie in dunkler Nacht. Bei Tage aber bargen sie sich in der Tiefe der Wälder. Sie mieden die Siedlungen und die bebauten Gehege und suchten gewundene Pfade im wilden Waldgebirge.

Am nächsten Tage erwachten in Attilas Burg die Hunnen aus tiefem Schlafe. Vergebens suchte man Walthari und Hiltigund, und bald ward kund, daß beide entflohen waren. Da überfiel Attila wilder Schmerz, trübe Sorge bewegte sein Herz und verdunkelte sein Antlitz. Er mied Schlaf und Speise, wortlos lag er Tag und Nacht. Doch endlich brach Zorn und Grimm aus seinem Herzen, er berief seine Mannen und sprach: „Wer mir Walthari in Fesseln brächte wie einen erbärmlichen Wolfshund, den will ich mit lauterem Golde bedecken, ihn, wenn er steht, von allen Seiten so mit Gold belasten, daß ihm die Menge der Schätze gänzlich den Weg versperren soll.“ Doch keiner der Mannen wollte den herrlichen Schatz erwerben, keiner wagte, Walthari, dem Unbesiegten als Feind entgegenzutreten.

Schon vierzig Nächte waren Walthari und Hiltigund gewandert, ihren Hunger mit Vögeln und Fischen stillend, die



Walthari fing. Da gelangten sie abends an den Rhein, nicht weit von Worms, ließen sich von dem Fergen übersetzen, bezahlten ihm den Fährlohn mit Fischen, die sie früher gefangen hatten, und eilten weiter. Der Ferge aber brachte die Fische nach Worms an den Hof König Guntharis. Als sie ihm aufgetragen wurden, rief er verwundert aus: „Solche Fische bergen die burgundischen Ströme nicht. Wer brachte sie zum Verkaufe?" Der Ferge ward gerufen und sprach: „Ich saß gestern abend am Ufer des Rheins. Da sah ich einen Wandrer nahen, der war wie zum Kampfe an allen Gliedern gerüstet, ganz war er in Erz gehüllt und trug den schimmernden Speer in der Hand. Heldenhaft war sein Gang. Ihm folgte eine Jungfrau von unbeschreiblicher Schönheit, dicht hing sie an seiner Ferse. Ein stolzes Roß führte sie am Zügel, das trug auf dem Rücken zwei Schreine, und wenn es den mächtigen Nacken schüttelte, so klang es in den Truhen, wie wenn Gold und Edelgestein aneinander ertönen. Dieser gab mir die Fische als Fährlohn."

Als Hagano, der bei dem Königе saß, diese Kunde vernahm, rief er fröhlich aus: „Heil mir, daß ich dieses erfuhr: Walthari, mein Blutsfreund, ist wiedergekehrt von den Hunnen." Doch Gunthari rief voll übermütigen Stolzes: „Heil mir, daß ich dieses erfahre, der Schatz, den Gibicho, mein Vater, dem König im Osten sandte, kehrt heim von den Hunnen." Auf sprang er, rief nach Roß und Waffen, wählte zwölf Mannen aus seiner Gefolgschaft, durch Mut und Kraft berühmt, und befahl Hagano, mit auszuziehen wider Walthari. Vergebens widerriet dieser, eingedenk seiner Treue gegen den Gesellen seiner Geiselschaft, Guntharis Plan. Eilig, vom König getrieben, zog die Schar hinaus, dem Wanderer den Schatz zu entreißen. Denn allezeit lockte die Burgunden das glänzende Gold.

Weiterziehend war Walthari in ein Waldgebirg gelangt, das der Wasgenwald heißt. Tief und düster war der Forst und barg viel wildes Getier. Dort ragen zwei Berggipfel dicht aneinander empor und bilden eine enge und liebliche Schlucht.

Von zartem Kraute ist der Boden rings bedeckt. Dorthin lenkte Walthari die Schritte, um endlich nach so viel Tagen mühevollen Wanderns die müden Glieder durch Schlummer zu erquicken, denn keine andere Ruhe war ihm bisher geworden als des auf den Schild gelehnten Wächters. Er entledigte sich der Waffen, legte das Haupt in den Schoß der Jungfrau und sprach: „Blicke wachsam umher, Hiltigund, und siehst du dunklen Staub sich erheben, so wecke mich mit sanfter Berührung. Mag auch ein mächtiger Haufe nahen, so wecke mich doch nicht jäh aus dem Schlaf. Denn weithin können von hier deine leuchtenden Augen in die Ferne spähen." Dann schloß er die Augen und sank in tiefen Schlaf.

Kaum gewahrte Gunthari im Sand die Spuren der Heimwanderer, da trieb er die Seinen zu höchster Eile. Hagano aber sprach: „Weniger würdest du zum Streite mit Walthari eilen, hättest du wie ich ihn im Kampfe wüten gesehen. Wer immer ihn zu bestehen wagte, sah bald das Tor der Hel. Unüberwindlich ist der Held im Speerkampf." Doch keine Warnung vermochte den Wahn des Betörten zu wenden.

Bald sah Hiltigund von ihrer Warte im aufwirbelnden Staub die Nahenden. Mit sanfter Berührung weckte sie den Schlummernden und sprach: „Fernher fährt eine Schar." Walthari hob das Haupt, sah die Reiter nahen, schüttelte die Müdigkeit von sich ab und legte die Waffen an. Als Hiltigund die Speerspitzen leuchten sah, rief sie erschreckt: „Da kommen die Hunnen!" Und sich zur Erde werfend, flehte sie Walthari an: „Herr, ich beschwöre dich, schlage mir mit dem Schwerte das Haupt ab, daß ich nicht von neuem schlimme Knechtschaft erdulde, und mich kein anderer Mann berühre, wenn ich nicht dir gehören darf." Doch Walthari sprach: „Soll mich unschuldig Blut beflecken? Und wie sollte mein Schwert vermögen, die Feinde zu fällen, wenn es die treue Freundin nicht schonte? Fern sei von mir, was du bittest. Verbanne nur alle Trübsal, denn in manchem Kampf habe ich vordem Helme und Brünnen zerhauen und Männer hauptlos vom



Rosse gestürzt: so werde ich auch diese Feinde bestehen. Doch sieh", rief er, „nicht Hunnen sind es, die uns nahen, sondern burgundische Nibelungen, die Herren dieses Landes."

Bald erkannte er auch Haganos Helm und sprach fröhlich lachend: „Dort kommt auch Hagano, mein alter Gesell. Das will ich geloben: keiner der Burgunden soll daheim seinem Weibe melden, daß er ungestraft von meinem Schatze nahm." Dann fuhr er, die Nahenden musternd, fort: „Keiner von diesen schreckt mich, als nur Hagano, denn der kennt meine Weise im Streit und weiß viel schlaue Listen. Kann ich nur ihm entgehen, so bleib ich dir heil im Kampfe, Hiltigund."

Als aber Hagano den Recken am Eingang der schmalen Schlucht wie in einem Felsentor geborgen stehen sah, warnte er noch einmal seinen übermütigen Herrn: „Laß ab, diesen Mann zum Kampfe zu reizen! Erst sende Boten, die nach seiner Sippe, nach Herkunft und Ziel ihn fragen. Vielleicht, daß er Frieden erbittet und ohne daß Blut fließt, den Schatz uns läßt. Ist es Walthari, der dort drüben hält, so wird er vielleicht eurer Königswürde weichen, denn als weise und maßvoll kenne ich ihn."

Gunthari sandte einen seiner Mannen, Gamalo war sein Name. Stürmisch sprengte er auf seinem Rosse gegen den Harrenden heran und rief: „Sage mir Mann, wer du bist, von wannen du kommst und welches das Ziel deines Weges ist." — „Erst tu mir kund", erwiderte Walthari, „wer dich sandte." — „Gunthari, der mächtige König des Landes, hieß mich dich fragen", sprach Gamalo. „So wisse denn", antwortete der Held, „Walthari bin ich genannt, und zu Aquitanien ward ich geboren. Frühe wurde ich den Hunnen vergeiselt, nun kehre ich heim zu meiner Sippe." Darauf sprach der Bote: „Durch mich befiehlt dir Gunthari: Gib die Schatztruhen heraus, dazu auch Mähre und Maid. Tust du so, gewährt er dir Leib und Leben." Zornig erwiderte Walthari: „Nie vernahm ich so törichte Rede. Verspricht mir dein Herr doch, was er nicht hat und nimmer besitzen wird. Ist er ein

Gott, daß er mir das Leben gewährt? Rührte mich schon seine Hand? Band mich schon seine Haft? Sind auf dem Rücken mir schon die Hände gefesselt? Dennoch höre, wie ich ihn bescheide: Erläßt er mir den Kampf, so gebe ich ihm hundert goldgeschmiedete Spangen, seinem königlichen Namen zur Ehre." Mit der Antwort eilte der Bote zurück. Wieder mahnte Hagano den König: „Nimm den gebotenen Schatz, dienen wird er dir, in der Halle die Mannen zu schmücken. Aber meide den Kampf, denn du kennst nicht des Helden Stärke. Schlimmer Traum ängstigte mich heute Nacht: du rangst mit einem Bären, der riß dir den Schenkel ab, mir aber, da ich dir zur Hilfe eilte, riß er ein Auge aus." Da rief der König hochmütig aus: „Wahrlich, Hagano, du gleichst deinem Vater. Auch er trug ein zages Herz in der Brust und weigerte nach vielen Worten den Kampf." In gewaltigem Zorn entbrannte Hagano, als ihm sein Herr Feigheit vorwarf. „So zeigt ihr euren Mut: dort steht er, den ihr sucht. Ich aber will von ferne des Ausgangs erwarten. Teil am Raube begehre ich nicht." Er ritt zum nahen Hügel, stieg vom Roß und schaute zu.

Wieder sandte Gunthari den Gamalo zu Walthari, den ganzen Schatz zu fordern, oder wenn er es weigere, mit ihm zu kämpfen. Schon von ferne rief der laut: „Auf, Freund, willst du dein Leben wahren, so sende schnell dem Könige den Schatz." Schweigend stand der Held, bis Gamalo heran war, dann sprach er: „Hab ich denn dem König den Schatz gestohlen, oder schädigte ich euer Land, daß er so großen Wegzins von mir fordert? Dennoch will ich mit 200 Ringen mir Frieden und Durchzug erkaufen." Da rief Gamalo: „Gib das Verlangte, oder fahre zur Hel!" Fest faßte er den Schild, schwang den klirrenden Speer, stemmte sich gewaltig und warf. Doch leicht vermied Walthari die Waffe. Er sprach: „Ans Werk denn, wenn es sein soll! Zugleich schleuderte er seinen Ger, der durchbohrte links den Schild des Gegners, faßte auch seine Rechte, die eben das Schwert zog, nagelte sie auf den Schenkel, den er durchdrang, den Reiter

9*

auf dem Rosse festheftend. Bäumend suchte das Roß sich des Reiters zu entledigen, ihn aber hielt der Ger. Darum ließ er den Schild fahren und griff mit der Linken nach dem feindlichen Speer, damit er die Rechte löse. Doch schon war Walthari heran. Er durchbohrte den Schildentblößten und zog dann den Speer zurück, so daß Roß und Reiter zusammenstürzten.

Skaramund, Gamalos Neffe, schaute voll Trauer den Fall. Er sprach: „Sterben will ich, oder den teuren Gesippen rächen." Allein sprengte er heran, denn nicht mehr als einem erlaubte die Enge des Kampfplatzes zu nahen. Er rief dem unerschrockenen Helden zu: „Ich fordere keinen Schatz von dir, sondern das Leben des toten Verwandten." Walthari erwiderte: „Überführe du mich, zu diesem Streite gereizt zu haben, so möge dein Speer mich durchbohren." Schnell nacheinander schleuderte Skaramund zwei Schäfte. Dem ersten wich der Recke aus, den andern schüttelte er leicht vom Schilde. Gierig, ihm mit dem Schwerte das Haupt zu spalten, sprengte der Angreifer heran, doch zu nah an den Gegner riß ihn sein unbändiges Roß, so daß statt der Klinge der Schwertgriff seinen Helm traf. Ehe er noch wenden konnte, traf ihn Waltharis Speer unter das Kinn, und todwund sank er vom Pferde. Dann trennte Walthari sein Haupt vom Rumpfe.

Sogleich trat ihm Werinhard entgegen, denn unablässig reizte Gunthari seine Mannen zum Kampfe, damit Walthari nicht Atem schöpfe und neue Kraft gewänne. Werinhard verließ sich auf Bogen und Pfeile, fernher sandte er die Geschosse, doch den Gegner schützte sein siebenfacher Schild, und kein Pfeil vermochte ihm zu schaden. Als alle Pfeile vergebens versendet waren, ritt Werinhard zum Schwertkampf näher. „Herbei", rief Walthari, „lange warte ich auf Kampf nach gleichem Recht." Mit sausendem Ger durchbohrte er die Brust des Rosses; das schleuderte den Reiter zur Erde und stürzte über ihn hin. Walthari eilte herbei, entwand ihm das Schwert, riß ihm den Helm herunter und hieb ihm das Haupt ab.

Der nächste, den Gunthari zum Kampfe reizte, hieß Egifrid. Er war ein Sachse, hatte im Streit einen mächtigen Mann erschlagen und war friedlos vor der Rache der Sippe aus dem Lande geflohen. Auf rotbraunem Schecken ritt er einher. Als der den Gegner kampfbereit stehen sah, rief er: „Sage mir, ist auch berührbar dein Leib, oder trägst du nur luftig Gebild, Unseliger? Ein Schrat scheinst du mir zu sein, wie die Waldschluchten sie bergen." Lachend gab Walthari zur Antwort: „Freund, dein Welsch verrät dich als Sprossen des scherzliebenden Volkes. Doch spüre nur erst meinen Arm, so wirst du daheim deinen Sachsen erzählen können, du habest im Wasgenwald einen Waldschrat erblickt." — „Versuchen will ich, was du bist", rief Egifrid, und schleuderte den wuchtigen Speer, doch der splitterte am Buckel des Schildes. Walthari entsandte seinen Ger, rufend: „Dies Geschenk schickt dir der Waldschrat zurück. Sieh, ob mein Geschoß besser durchdringe." Zerspalten war der hölzerne Schild samt der deckenden Stierhaut, durchschlagen die Brünne und durchstoßen die Brust des Sachsen, tot sank er zu Boden. Sein Roß trieb Walthari hinter sich auf die Weide.

Hadawart, der nächste, erbat sich übermütig von Gunthari des Gegners Schild als Beute. Den Freunden gab er scheidend den Speer, kühn wollte er allein seinem Schwerte vertrauen. Schon sperrten die Leichen der Gefallenen den schmalen Zugang zum Kampfplatz, so daß kein Roß hinüberkonnte. Darum stieg er vom Pferde und nahte dem Gegner zu Fuß. Der lobte den Franken, der zum Kampf mit gleichen Waffen schreite. Doch zornig sprach Hadawart: „Du listige, trügerisch schillernde Schlange, die du in der Ringhaut dich birgst und ringelnd dich windest und einrollst, dem Lindwurm gleich! Schamlos weichst du den runengeweihten Pfeilen aus und entgehst unverwundet allen Geschossen! Willst du nun auch durch List diesem Hiebe entgehen, den meine Rechte auf dich führt? Leg ab deinen Schild, den bunten! Ihn gab mir der König als Anteil der Beute, drum will ich ihn unbeschädigt.



Fällst du mich aber, so bedenke, daß hier noch viele Genossen harren, mich zu rächen. Darum wirst du nicht heil entkommen, wenn du auch auf Schwingen des Vogels dich von dannen höbest." Ruhig erwiderte Walthari: „Keine Erwiderung ist deine Rede mir wert. Meinen Schild aber will ich wohl verteidigen. Manche Wunde empfing er für mich, auch heute sahst du, was er mir frommt. Müßte ich ihn entbehren, sprächest du wohl mit Walthari nicht mehr." Darauf Egifrid: „Gezwungen wirst du tun, was du jetzt noch weigerst. Leg ab die Last, die du weite Wege von den Hunnen hertrugst. Nicht deinen Schild allein, nein auch das Roß und die Jungfrau und den Schatz gib mir heraus: so sollst du die Meintat büßen, daß du vier Genossen mir erschlugst." Damit riß er das Schwert aus der Scheide, und der Kampf begann. Von den Hieben hallte der Wald. Walthari, der bisher ohne Ruhe gekämpft hatte, wehrte sich mit dem vertrauten Ger. Gewaltig reckte sich der Wormser auf, mit einem Hiebe den Streit zu enden, doch der Jüngling fing ihn auf mit dem grauen Schaft, und aus der Hand fuhr dem Franken die Klinge — fern im Gestrüpp schimmerte sie. Der Waffe beraubt, wandte sich Hadawart zur Flucht, doch Alpharis Sohn eilte ihm nach und rief: „Wohin eilst du? Nimm den Schild doch mit!" Mit dem Speer schlug er den Fliehenden nieder, er stürzte vornüber, und auf ihm dröhnte der Schild. Walthari setzte ihm den Fuß auf den Hals und heftete ihn mit der Lanze an die Erde — so endete der Prahler.

Als sechster stürmte Patafrid heran. Der war Haganos Schwestersohn. Als dieser seinen liebsten Gesippen zum Kampfe schreiten sah, rief er: „Wohin eilst du? Das Ende des Fadens naht, den dir einst die Nornen webten. Laß ab, du kannst dich mit Waltharis Kräften nicht messen. Denke deines jungen Weibes, wem willst du sie lassen, der du des Erben noch entbehrst?" Auch zu Walthari drang der mahnende Ruf seines Blutsbruders, und er sprach zu dem kampfgierigen Jüngling: „Höre meinen Rat, du herrlicher Held!

Schone dich, laß ab, dich täuscht dein Vertrauen. Sieh, wie viele schon dahin sind. Fällst du auch, so wirst du mir noch mehr Feinde erwecken." Doch jener rief: „Was kümmert dich, Wilder, mein Tod? ficht und schwatze nicht!" Damit entsandte er den knotigen Speer, doch mit dem Schaft lenkte ihn Walthari zur Seite, daß er bis zu Hiltigunds Schlupfwinkel flog und ihr zu Füßen in die Erde sauste. Noch einmal mahnte der Held den Jüngling, abzulassen, der aber stürmte zum Schwertkampf heran. In grimmiger Wut knirschten Waltharis Zähne über des Feindes Torheit, die den Blutsbund mit Hagano zerreißen mußte. Patafrid beugte sich zu mächtigem Streiche vor, jener aber schmiegte sich duckend unter dem bergenden Schild, und der Hieb ging ins Leere. Vornüber stürzte der Wilde von der Wucht des Schwertes. Gleichzeitig erhoben sich die Kämpfer wieder, Walthari stieß den Speer in den Grund und zertrümmerte mit schnellen Hieben des Gegners Schild und Brünne, daß er sterbend zu Boden sank.

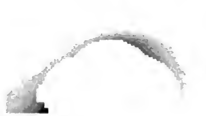
Den Gefallenen schwor Gerwit zu rächen. Sein kühnes Roß übersprang den Haufen der Leichen, der den schmalen Pfad sperrte, und während Walthari noch beschäftigt war, des Gefällten Haupt vom Rumpfe zu trennen, war Gerwit schon heran und hieb mit der zweischneidigen Streitaxt nach dem Haupt des Knienden. Schnell hielt ihm der den Schild entgegen, sprang auf und griff nach dem vertrauten Schaft. Lang und schwer war der Kampf, nur mit Mühe wehrte sich der Held des kühnen Gegners, der auf dem Roß ihn umkreisend den Ermüdeten zu täuschen suchte. Doch endlich gewann der Bedrängte mit seiner längeren Waffe Raum gegen den Axtschwinger, und während gewaltige Zornlast ihm immer mehr die Seele beschwerte, ersah er den Augenblick, fuhr mit dem Eisen unter des Gegners Schild und durchstieß ihm die Weichen. Rücklings sank er vom Roß, und Walthari hieb ihm das Haupt ab.

Nun erst begannen die Franken zu zaudern und baten ihren Herrn, von weiterem Kampfe zu lassen. Doch Gunthari

sprach: „Ihr tapferen Mannen, soll ich so schimpflich aus dem Wasgenwalde weichen? Lieber will ich sterben, als ruhmlos nach Worms zurückkehren, während jener heil in die Heimat gelangt. Branntet ihr zuvor, den Schatz zu erwerben, so brennt jetzt, das Blut der Gefallenen zu rächen. Sühnt Tod mit Tod und Blut mit Blut, die gefallenen Genossen mit dem Fall des Mörders." Solche Worte entzündeten den Mut der Mannen. Wie zum Spiel suchte jeder dem andern auf dem Todeswege vorauszueilen, doch der Engpaß gestattete nicht mehr als zwei Kämpfer.

Walthari hatte, während die Franken zögerten, seinen Helm vom Haupte genommen und an einen Baum gehängt, um sich zu kühlen und den Schweiß zu trocknen. So unbedeckt berannte ihn unversehens Rantolf und traf ihn mit dem Speer unter der Brust. Doch die Ringbrünne, Wielands Gewirk, hielt stand. Schnell faßte sich der Held und griff nach dem Schild, doch den Helm auch zu fassen, fand er nicht Zeit. Vom entblößten Haupt schnitt ihm Rantolfs Schwert zwei der wallenden Locken, doch ohne die Haut nur zu ritzen. Beim zweiten Hieb drang sein Schwert so tief in den Lindenschild, daß er die Klinge nicht mehr zu lösen vermochte. Da schnellte Alpharis Sohn wie der Blitz nach vorn und schleuderte mit dem Schild den rückgelehnten Franken rücklings vom Rosse zur Erde, trat über den Liegenden hin und sprach: „Da du den Kopf mir schorst, so will ich dich des Hauptes berauben, daß du dich vor deiner jungen Frau des Raubes nicht rühmest."

Als neunter nahte Helmnod. Er trug eine gewaltige Lanze mit dreifacher gebogener Spitze, die war an dreifachem Seile befestigt, das hinter ihm die Genossen hielten. Wenn die abgeschleuderte Waffe im Schilde haftete, sollte sie rückgezogen dem Helden den deckenden Rand entreißen und ihn zu Boden stürzen, dann wollten sie den Wehrlosen fällen. Helmnod entsandte den Dreizack und rief: „Dieses Eisen, Geschorener, wird dein Ende sein." Wie der Lindwurm durch



die Luft fährt, so sauste der ungefüge Dreizack heran. Er spaltete den Schildnagel und haftete fest. Gleich zogen die Franken mit aller Kraft, Helmnod, Trogo und Tanast, selbst der König verschmähte nicht, Hand anzulegen. Walthari aber stand unerschüttert wie die Eiche im Sturm. Endlich unter dem Toben der Zerrenden, die sich mühten, ihm den Schild zu entreißen, entbrannte des Helden Zorn. Fahren ließ er den Schild, stürzte helmlos auf Helmnod zu und spaltete ihm mit einem Hieb Helm und Haupt. Dann griff er Trogo an, der im Seile verwickelt voll Schrecken zu fliehen suchte, denn Speere und Schilde hatten die Seilzieher zu Boden gelegt. Doch Walthari holte ihn ein, lähmte ihn durch einen Hieb in die Waden und faßte des Eilenden Schild, ehe der ihn erreichte. Trogo aber voll Zorn ergriff einen ungefügen Stein und schleuderte ihn gegen den eigenen Schild, ihn von oben bis unten spaltend, doch hielt die Decke aus Fell das geborstene Holz. Dann, auf die Knie gestützt, entriß Trogo schnell der Scheide das Schwert und schwang es zornig durch die Luft. War er gleich wund und konnte durch die Tat sein Heldentum nicht mehr beweisen, bewies er es noch mit Herz und Mund. Noch sah er nicht das Tor der Hel, als er sprach: „Hätte ich doch noch meinen lieben Schild, ich wollte dir standhalten. Heran denn, hole dir zu dem Schilde auch das Schwert! Glück, nicht Tapferkeit, gab dir den Sieg." Lachend sprach der Recke: „Ich komme schon!" eilte hinzu und schlug ihm die geschwungene Rechte ab. Schon holte er zum Todesstreich aus, da nahte Tanast und deckte den Gesellen mit dem vorgehaltenen Schilde. Ihm trennte Walthari den Arm vom Leibe und durchstieß ihm die Seite. „Lebe wohl", murmelte der Sinkende. Doch Trogo, flehende Bitten verschmähend, reizte, als er den treuen Genossen sinken sah, des Siegers Wut noch weiter durch bittere Schmähungen. „Stirb", sprach Walthari, „und melde drunten bei Hel den Genossen, wie du ihren Tod gerächt hast", und erdrosselte ihn mit seiner goldenen Halskette.

Als König Gunthari den Fall seiner letzten Mannen sah, floh er davon, bestieg sein Roß und ritt zu Hagano, der grollend fern auf dem Hügel saß. Flehend bat er ihn, den Kampf zu erneuern, der aber sprach: „Mich hindert am Kampf die mit Feigheit bemakelte Sippe, frostiges Blut nahm mir den Kampfesmut. Erblich doch mein Vater, wenn er Speere sah und weigerte wortreich den Streit. Als du so unter deinem Gefolge prahltest, da war dir, König, meine Hilfe verächtlich." Doch weiter bestürmte ihn Gunthari: „Laß von dem Zorn, den ich dir erregte, sühnen will ich das unbedachte Wort. Schämst du dich nicht, dich deinem Herrn zu versagen, nachdem so viele der Genossen und Gesippen erschlagen liegen? Nicht mein Wort soll dir Zorn erregen, sondern die Meintat des Unholdes, der als einzelner wagt, mich, den König, zu beschimpfen. Zischend werden die unterworfenen Völker, die sonst die Furcht vor uns bannte, sich zurufen: „Seht die Schande! Ein Unbekannter allein fällte ungerächt Guntharis ganze Macht."

Noch erwog Hagano den Blutsbund, den er einst mit Walthari schloß, und was vor seinen Augen geschehen war. Endlich errötete er vor dem Blick des bittenden Königs, dessen Ehre durch seine Weigerung dahinzusinken drohte, und er rief aus: „Herr, wohin rufst du mich? Unmögliches fordert dein blinder Mut! Wer sprang je in das offene Grab? Schon im offenen Feld war Walthari immer unbesiegbar, dort aber in der Felsenburg steht er einem ganzen Heere. Doch deine Ehre, die zu verlieren dich tiefer schmerzt als der Mannen Verlust, zwingt mich allein, die sichere Gefahr zu suchen. Nicht um den treuen Gesippen, den Walthari mir fällte, wollte ich dem Blutsbruder die Treue brechen, nur die Treupflicht wider den Herrn zwingt mich, den Helden zu bestehen. Doch nicht hier will ich zum Kampfe mich stellen. Weichen wir von hier und belauern ihn von ferner Warte, bis er das sichere Lager verläßt im Glauben, daß wir von hinnen geeilt seien. Steht er dann in offenem Feld, so gehn wir ihn an, und du magst, König, dein Kampfgelüst an ihm stillen, denn

nimmer wendet sich Walthari zur Flucht." Dieser Rat gefiel dem König, er umarmte und küßte Hagano, und beide eilten davon, einen Hinterhalt zu suchen.

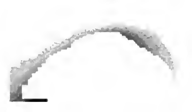
Die Nacht war hereingebrochen, da bedachte Walthari, der weise Held, ob er im sichern Lager stille verharre oder der offenen Flur sich vertraue. Niemand als Hagano weckte ihm Sorge, und jener Kuß, den ihm der König gegeben hatte. Sorgenvoll bedachte er, ob etwa die Feinde nachts heimkehrten, um mehr der Genossen zu holen, oder ob sie verhohlen im Hinterhalt lägen. Doch bald war sein Entschluß gefaßt. „Hier will ich bleiben, bis der Tag dämmert. Nicht soll der prahlende König sagen, ich sei aus dem Lande gewichen wie ein Dieb in nebelnder Nacht." Er fällte Gedörn und Sträucher und verschloß damit den engen Felsenpfad, verkoppelte die sechs erbeuteten Rosse, legte die Waffen ab, stärkte sich mit Speise und streckte sich zur Ruhe auf den Schild. Hiltigund sollte die erste Wache halten, wo die Gefahr am kleinsten ist. Sie saß ihm zu Häupten und hielt mit Gesang ihre müden Augen offen. Doch wenig Zeit war verronnen, da brach der Held seinen Schlaf, erhob sich und ließ die Jungfrau schlummern. Er stützte sich auf den Speer und verbrachte wachend den Rest der Nacht.

Als das kühle Morgenlicht die Erde betaute, schritt Walthari zu den Toten und nahm seine Beute: die Waffen, Helme, Brünnen und Spangen. Damit belud er vier der erbeuteten Rosse, hob auf das fünfte die Jungfrau und bestieg selber das sechste. Spähend beschritt er den Felsenpfad und horchte, ob er das Klirren der Zäume oder Hufschlag von Rossen vernehme. Alles schwieg. Da trieb er die beladenen Rosse hinüber, hieß die Jungfrau folgen und beschloß, das Pferd mit den Schatzschreinen führend, selbst den Zug. Kaum eine Rast hatten sie zurückgelegt, da erblickte Hiltigund zurückschauend zwei Männer, die vom Hügel mit verhängten Zügeln auf sie zusprengten. Sie erkannte die Feinde und das unausweichliche Geschick und rief dem Geliebten zu: „Freund,

rüste dich zum Kampf, denn die Entscheidung naht. Vertraue deinem guten Schwert! Oft schon sank schwertwund Krieger auf Krieger vor seiner Schärfe. Dir wird auch jetzt nicht dein tapferer Sinn entfallen, Attilas Heerwart, denn nun kam der Tag, da eines von zweien dir werden muß: daß du dein Leben verlierst oder lang dauernden Nachruhm auf Erden gewinnst. Nie vernahm ich, daß je du im Kampfe ängstlich feindliche Hiebe miedest oder zum Walle flohest, dich zu bergen, ob auch Kämpfer genug auf die Brünne dir hieben, sondern zum Schwertkampf drangst du unablässig in die Schar der Feinde. Ziere dich denn mit heldischer Tat. Mit deinem schönen Schwert wirst du Gunthari strafen, der frevelhaft den Streit begann und die gebotenen Ringe verschmähte. Nun soll er ohne Gewinn aus diesem Kampfe schimpflich heimziehen oder hier sterben." Walthari erwiderte: „Nicht will ich auch hier bewährtes Heldentum verlieren und am Ende Schande erwerben. Besser ist es, den schönen Wundentot zu suchen als durch die Flucht zu entrinnen nach Verlust der Schätze. Du nimm nun den Zaum des Rosses, das unsere Schätze trägt, und birg dich mit ihm im nahen Holze. Ich selber harre am Berghang und erwarte die Nahenden." So geschah es.

Heran sprengten König Gunthari und sein Mann. Er rief: „Wütender Feind, nun wird dein wildes Spiel zum Spott. Weit von hier ist deine sichere Höhle, aus der du dem Wolfshund gleich zähnefletschend belltest. Nun gilt es auf offenem Plane zu streiten. Doch ich weiß: um Lohn hast du das Glück gedungen, darum verachtest du Flucht und Ergebung."

Ihm erwiderte Walthari kein Wort, sondern als sei er taub, wandte er sich zu Hagano und sprach: „Dir Freund, gilt meine Rede, darum halte ein wenig. Denkst du des Bundes nicht mehr, den wir einst im fernen Hunnenlande mit Blut, in die Fußspur geträuft, besiegelten? Denkst du der Kämpfe nicht mehr, die wir Schulter an Schulter bestanden? Ich mahne dich an deine ersten Eide, die du mir schworst: bis an deinen Tod wolltest du mich nicht lassen in keiner Not.



Darum beginne nicht Streit und wahre unverbrüchlich die Eide. Dann will ich mit rotem Gold dir die Wölbung des Schildes füllen." Finster und zornig erwiderte Hagano: „Klüglich redest du, Walthari, nachdem du Gewalttat verübt hast, mir so viele Genossen, ja selbst den Gesippen erschlugest, ob du gleich mich an Waffen und Rüstung erkanntest. Du brachst zuerst den Bund, als du den teuersten Verwandten mir fälltest. Ihn zu rächen zwingt mich die Not, doch mehr noch die Treue, die ich meinem Herrn schulde. Soll ich mit Schande heimkehren, nachdem du den Genossen und Herrn mir fälltest? Keinen Schatz begehre ich zur Sühne, sondern im Kampf will ich dich erproben, von deiner Hand fordere ich das vergossene Blut." Damit schwang er sich vom Roß, und die andern taten ebenso. Da standen zwei wider einen. Unter den Schilden sich bergend standen die Kämpfer. Zuerst brach Hagano den Frieden. In wirbelndem Flug nahte sein schrecklicher Speer. Doch klug lenkte Walthari ihn zur Seite mit schräg gehaltenem Schild, er glitt unschädlich ab und fuhr bis zum Nagel in den Berg. Dann schleuderte Gunthari kühn, doch mit schwacher Kraft, seine Waffe. Sie haftete in des Helden Schild, doch leicht schüttelte er das matte Eisen ab. Zornig griffen nun die Burgunden zum Schwert und stürmten auf Walthari ein, doch mit dem mächtigen Ger trieb er die Andringenden zurück, und furchtbar drohte sein Auge. Da ihre kurzen Klingen den Speerschwinger nicht erreichten, sann Gunthari, seinen Speer, der zu des Gegners Füßen lag, heimlich aufzuraffen, darum winkte er Hagano zum Angriff. Während dieser Walthari von neuem bedrängte, barg der König sein Schwert in der Scheide und bückte sich nach dem Schafte. Schon hatte seine Hand ihn gefaßt, da ersah der Held sein heimliches, törichtes Tun. Hagano mit geschwungenem Speer zurücktreibend, stemmte er den wuchtigen Fuß auf die Lanze und schrie dem ertappten König so gewaltig entgegen, daß ihm die Knie zu wanken begannen. Und nun hätte er ihn zur Hel gesandt, hätte nicht



Hagano ihn mit dem Schild geschützt und wider Waltharis Haupt die schreckliche Klinge geschwungen. So entrann der zitternde König.

Weiter tobte der Kampf. Dem gehetzten Bären gleich, der von Hunden umstellt ist, wehrte sich Walthari nach allen Seiten. Schon waren Stunden vergangen, und er fürchtete, durch große Ermüdung doch endlich den Feinden zu erliegen. Darum rief er Hagano zu: „Hagedorn, wohl grünst du im Laub und könntest wohl stechen, doch suchst du listig springend mich zu täuschen. Nun sollst du mir näher heran, damit diese vergebliche Mühsal ende." Damit schleuderte er mit furchtbarer Kraft seinen mächtigen Speer, mit dem er sich bisher der Feinde erwehrt hatte, auf Hagano, durchschlug ihm den Schild, riß auch ein Stück des Panzers hinweg, doch streifte die Waffe nur leicht den Leib. Sogleich sprang er dem Speer nach, drang mit dem Schwert wütend auf Gunthari ein, schlug ihm den Schild zur Seite und hieb ihm mit einem Schlage Bein und Schenkel bis zur Hüfte durch. Nieder stürzte der König, doch Hagano, über des Herrn Fall erschrocken, fing mit dem eignen Haupte den Todesstoß auf, den Walthari dem Liegenden zu versetzen gedachte: sein trefflich geschmiedeter Helm hielt sprühend dem im Schwung gehemmten Hiebe stand, und die Klinge des Helden zersprang an der bügelbewehrten Wölbung. Tobend vor Zorn schleuderte Walthari das goldverzierte Heft weit von sich — einen kurzen Augenblick seiner Vorsicht vergessend. Den ersah Hagano und schlug ihm die Hand vom weitausgereckten Arme. Doch Walthari wich nicht, ob ihm gleich die mannhafte Rechte mangelte, einst der Schrecken vieler Fürsten und Völker. Mutig und ohne die Miene zu wechseln oder dem Schmerz der Wunde nachzugeben, schob er den Armstumpf unter den Schild, griff mit der Linken an die rechte Hüfte, wo ihm das kurze Saxschwert hing und stieß es in Haganos rechtes Auge, daß es die Schläfen und das Antlitz ihm ganz durchschnitt und ihm zweimal drei Zähne aus dem Munde riß.

Der Kampf war zu Ende, den zwei großmütige, an Kräften gleiche Helden gestritten hatten. Nun zwang die Ermattung und der Schmerz der Wunden zu enden. Hier lag Guntharis Fuß, dort Waltharis Hand, dort Haganos zuckendes Auge — so teilten sie die hunnische Beute! Zweie saßen, es lag der dritte, mit Kräutern stillten sie das rinnende Blut, und die Jungfrau verband ihre Wunden.

Walthari sprach zu Hiltigund: „Nun schenke uns Wein und reiche zuerst Hagano den Becher, denn ein guter Recke ist er, wenn er die Eide hält. Darauf reiche ihn mir, denn mehr als die andern habe ich ertragen. Gunthari aber soll zuletzt trinken, der lässig und lau unter großmütigen Männern dem Streite oblag.“ Hiltigund tat, wie ihr geheißen war, doch Hagano sprach: „Erst schenke Alpharis Sohn, deinem Herrn, Jungfrau, denn an Heldentum überragt er nicht mich allein, sondern alle Krieger.“ Nun scherzten Hagano, der dornige, und der Gotenheld, wie matt sie auch waren, doch unbesiegbar an Mut, nach tobendem Kampf in heiterem Streite beim Trunke. Hagano sprach: „Jage dir Hirsche, Freund, mach dir aus ihrem Felle endlose Fülle von Handschuhen und fülle den rechten mit weichen Daunen — so täuschest du Fremden eine unversehrte Hand vor. Wehe, den Brauch des Landes wirst du brechen, wenn du um die rechte Hüfte das Schwert gürtest. Linkshändig wirst du künftig sein.“ Ihm erwiderte Walthari: „Scheeläugiger Burgunder, muß ich Hirsche jagen, so mußt du Zahnloser künftig den Eberbraten meiden und wirst mit querem Blick die Schar der Helden grüßen. Doch um meiner alten Treue willen rat ich dir: lasse zu Hause dir Mehlbrei kochen, sanft mit Milch bereitet und lecker geschmälzt, das heilt das wunde Auge und ist dir Nahrung zugleich.“

So scherzten die Recken und erneuten den alten Bund; dann eilten die Burgunden nach Worms, Walthari aber mit Hiltigund der aquitanischen Heimat zu.

III. OSTGOTEN

ERMENRICH

15. JÖRMUNREK UND SWANHILD

Von Grimhild, die nach Sigurds Tode dem König Atli vermählt gewesen war, erzählen die Nordländer, daß sie in den Flammen der Halle nicht sterben konnte, nachdem sie den Tod ihrer Brüder Gunnar und Högni an Atli gerächt hatte. Sie ging an das Meer und stürzte sich von einem Felsen hinab, aber die Wellen wollten sie nicht begraben, sondern trugen sie über die weite Bucht in das Land des Königs Jonak. Dem Grimm der Nornen konnte die Leidvolle nicht entfliehen. Jonak nahm sie zum Weibe und sie gebar ihm zwei Söhne, Hamdir und Sörli. Erp aber, den dritten, gewann Jonak von einer Kebse.

Dort wuchs auch Swanhild auf, die Tochter Sigurds und Grimhilds. Sie war die schönste unter der Weltsonne und Grimhild, ihrer Mutter, lieber denn alle ihre anderen Kinder. Denn sie hatte die leuchtenden Augen Sigurds, und wenige nur wagten ihr in die Augen zu sehen. Sie saß in der Halle unter der Mägdeschar, allen schien sie ein leuchtender Sonnenstrahl. Gold und schimmernde Kleider gab ihr die Mutter und hegte sie mit aller Liebe.

Von Swanhilds hoher Schönheit hörte Jörmunrek, der Herrscher der Goten, der zu jener Zeit der mächtigste König war. Er sprach zu Randwer, seinem Sohne: „Fahre als mein Bote zu König Jonak, nimm Bikki, meinen Ratgeber, mit dir und wirb für mich um Swanhild, von der die Sage geht,

daß sie alle Frauen an Schönheit überrage, wie die Sonne die andern Gestirne des Himmels." Randwer antwortete: „Herr, ich bin dir schuldig, als Bote zu fahren."

Sie kamen zu Jonak, und Randwer warb für seinen Vater um Swanhild. Gern gewährte Jonak seine Tochter dem mächtigen Gotenkönige. Die Maid wurde dem Königssohne übergeben, damit er sie Jörmunrek zuführe. Mit reichem Gefolge bestiegen sie das Schiff und fuhren von dannen.

Unterwegs sprach Bikki zu Randwer: „Besser würde es dir ziemen als dem alten Manne, ein so schönes Weib zu besitzen. Nimm du sie zu eigen!" Solche Worte gefielen den beiden wohl: sie sprachen freundlich einer zum andern. Dann kamen sie heim und nahten dem Könige.

Bikki aber sprach zu Jörmunrek: „Herr, ich darf dir nicht bergen, was geschehen ist. Dein Sohn hat Swanhilds Liebe genossen, und sie ist seine Kebse. Laß solchen Verrat nicht ungerächt!" Der König, gewohnt den Ratschlägen Bikkis zu folgen und unfähig seinen Zorn zu meistern, befahl, Randwer zu greifen und an den Galgen zu hängen. Als der Königssohn zur Richtstätte geführt wurde, nahm er seinen Habicht, rupfte ihm die Federn aus und hieß ihn so seinem Vater bringen. Der König sah den Vogel an und sprach: „Ich sehe wohl, was dieses sagen will. So wie dieser Vogel seiner Federn beraubt und zum Fliegen unfähig ist, so ist nun mein Reich und meine Herrschaft ihrer Kraft beraubt, denn ich bin alt und ohne Söhne."

Danach sprach Bikki zu Jörmunrek: „Niemand hat deinen Zorn mehr verdient als Swanhild, denn sie ist die Anstifterin deines Unglücks. Laß sie einen schimpflichen Tod erleiden unter den Hufen deiner Rosse!" Der Rat gefiel dem Könige. Swanhild wurde gebunden in das Burgtor gelegt und die Rosse herbeigetrieben, damit sie die Herrliche mit ihren Hufen zerträten. Als Swanhild aber die Augen aufschlug, bäumten die Rosse auf und scheuten vor ihr zurück, denn Sigurds strahlender Blick leuchtete aus ihren Augen. Bikki aber

riet, das Haupt der Fürstin mit einem Tuche zu verhüllen, damit die Rosse ihr zu nahen wagten. So geschah es, und darauf endete sie ihr Leben unter dem stampfenden Huftritt der Tiere.

Als Grimhild die Kunde vom Tode ihrer Tochter vernahm, reizte sie ihre Söhne Hamdir und Sörli zur Rache wider Jörmunrek. Wilde Reden führte sie in bitterem Leid und grimmig sprach sie: „Was sitzet ihr da, schlaff euer Leben verträumend? Wie freut euch noch immer leeres Gespräch? Swanhild, eure Schwester, zertraten Jörmunreks Rosse unter dem Torbogen, schwarze und weiße, graue brausende Gotenrosse. Einsam bin ich worden wie die Espe im Wald, dahin sind meine Brüder und all meine Sippe. Aller Freude bin ich beraubt, wie die Birke der Zweige, wie der Baum des Laubes, den der Sturmwind zauste an schwülem Tag. Ihr allein lebt noch von meinem Geschlecht, doch entartet seid ihr vom Königsstamm. Wahrlich, nicht gleicht ihr Gunnars Sippe, nicht habt ihr Högnis unbeugsamen Sinn, sonst suchtet ihr Rache für eurer Schwester Tod, hättet ihr meiner Brüder Mut und den harten Sinn der Könige von ehemals.“ Und dies sprach Hamdir der Hochgemute: „Minder rühmtest du Högnis Tat, als deine Brüder Sigurd vom Schlummer weckten. Auf dem Lager saßest du, doch die Mörder lachten. Deine Bettlinnen, die blühend weißen, troffen vom Wundentau. Sigurd verschied, du aber saßest über dem Toten: da war deine Freude zerronnen — das schuf dir Gunnar! Atlis Herz wolltest du verwunden, dich selbst aber trafest du schlimmer damit. Andere, nicht sich selbst zu verderben, soll man das beißende Schwert gebrauchen.“ Und dies sprach Sörli, sein Sinn war weise: „Nicht mag ich mit der Mutter Streitworte wechseln. Eines blieb unter euch noch ungesprochen: was könntest du uns bitten, Grimhild, das dir nicht Leid brächte? Du klagst um deine Brüder und um blühender Söhne Schar, die Nahversippten, die du einst zum Kampfe reiztest. Uns beide, Grimhild, wirst du nun auch beweinen, bald finden wir in der Ferne den Tod.“ Da sprach

Hamdir der Hochgemute, entschlossen war er zur Fahrt: „Bring das Eisenkleid der alten Helden herbei. Zum Rachewerk hast du uns gereizt."

Lachend schritt Grimhild zur Kammer, aus dem Schrein nahm sie die Königshelme und lange Brünnen. Sie feite die Panzer, daß kein Eisen sie zu durchdringen vermochte und brachte sie den Brüdern. Die umhüllten sich mit dem Eisen, umgürteten sich mit den Schwertern, schüttelten die Mäntel und schmiegten sich in das Waffenkleid. Dann schritten sie vom Hofe, schnaubend vor Grimm. Am Tore fanden sie Erp, den verschlagenen Bruder, den dunkelbärtigen mit braunen Locken. Ihm rief Grimhild vom Söller herab: „Mach auch du dich auf mit deinen Brüdern, die zwei verheißen mehr als sie halten können. Wie sollen sie allein zehnhundert Goten binden oder töten in der hohen Burg? Ihr drei aber werdet das Werk vollbringen, schwerterfest sind eure Brünnen. Doch hütet euch, daß Jörmunrek den Mund nicht auftut: das bringt euch Verderben!" Da sprach Hamdir: „Wie soll der braune Knirps uns helfen?" Und Erp sprach zu den Brüdern: „So will ich euch beistehen, wie ein Fuß dem andern, wie eine sehnige Hand der andern." Doch Hamdir erwiderte verächtlich: „Was kann ein Fuß dem andern nützen oder die sehnige Hand der andern?" Schnell stiegen die drei Brüder zu Roß, Erp kannte die Wege. Über feuchtes Gebirg ließen sie die hunnischen Rosse rennen, den Mord zu rächen. Höhnende Reden führten Hamdir und Sörli, sie reizten Erp, bis er plötzlich sprach, auf dem Rücken des Rosses sich drehend: „Nicht ziemt es mir, Feigen den Weg zu weisen." Sie aber schalten den Kühnen einen Kebssohn. Aus der Scheide flogen die Schwerter, die Klingen blitzten: das freute die Hel. Um ein Dritteil minderten sie ihre Kraft: den jungen Helden schlugen sie in den Staub.

Weit dehnten sich die Straßen vor ihnen, sie fanden den Unheilsweg. Am Galgen vorüber ging der Pfad, da sahen sie Randwer, Swanhilds Stiefsohn, vom Speer durchbohrt am

10*



windkalten Wolfsbaum hangen, im Westen des Gehöftes schwankte im Winde der Raben Speise — schlimm war der Ort.

Lärm des Gelages erfüllte die Halle und bierfroh waren die Mannen, daß sie das Stampfen der Hengste nicht hörten, bis das Horn des mutigen Wächters erdröhnte. Die Boten meldeten Jörmunrek eilends, sie hätten Helden unterm Helme gesehen: „Sinnt schnell auf Rat und wahret euch! Gewaltige kommen! Mächtigen Männern habt ihr die Maid zerstampft." Da lachte Jörmunrek, er strich sich den Bart, vom Wein war er mutig, er schüttelte die braunen Locken, blickte auf den leuchtenden Schild und ließ in der Hand die Goldschale spielen: „Glücklich wollte ich mich nennen", rief er, „könnte ich Hamdir und Sörli hier in meiner Halle sehen. Mit Bogensehnen bände ich sie, am Galgen müßten sie mir hängen."

Lärm ward im Hause, die Trinkschalen fielen, als die Rächer in die Halle stürzten. Die Bänke stürzten, auf dem Estrich mischten sich Met und Blut, da standen die Helden im Herzblut der Goten. Kein Eisen ritzte ihre gefeiten Brünnen. Hamdir hieb dem Könige beide Hände ab und Sörli beide Füße. Prahlend rief Hamdir der Hochgemute: „Dich verlangte, Jörmunrek, Grimhilds Söhne in deiner Burg zu sehen. Nun sieh hier deine Füße und hier deine Hände abgehauen und ins heiße Feuer geworfen! Das taten Swanhilds Brüder." Da brüllte laut der Göttersproß, der Fürst in der Brünne, wie der Bär brüllt: „Werft Steine auf Jonaks Söhne, wenn der Ger sie nicht beißt, noch eiserne Schärfe!" Bald flogen die Steine dicht wie Hagel aus den Gotenfäusten, und Sörli sprach zum Bruder: „Schlimm tatest du, Bruder, daß du den Mund ihn auftun ließest, oft kam aus sterbendem Munde noch böser Rat. Kühnheit besitzest du, Hamdir: daß du auch Klugheit hättest! Viel fehlt dem Manne, dem es an Witz gebricht. Doch Hamdir sprach: „Gefallen wäre auch das Haupt, und nie wäre aus diesem Munde schlimmer Rat gekommen, wenn Erp noch lebte, unser kampfkühner Bruder. Weh, daß wir ihn auf dem Wege erschlugen! Uns reizten die Nornen,

den kampfberühmten, gefriedeten Helden zu morden. Gleich den Wölfen, den grauen Tieren der Nornen, haben wir gierig uns selbst zerfleischt. Doch heldengleich haben wir gekämpft, wir stehen auf dem Walle schwertmüder Goten, wie Adler auf Zweigen. Ewigen Ruhm erwarben wir uns, ob wir gleich heute unter den Steinen der Goten sterben müssen. Keiner erlebt den Abend, über den der Norne Spruch erging."

Da fiel Sörli an des Saales Giebel und Hamdir an des Hauses Rückwand.

16. ERMENRICH UND DIE HARLUNGE

Ermenrich, der König der Goten, war Herrscher über ein mächtiges Reich. Ihm gehorchten alle Könige und Fürsten südlich des Gebirges, und er gebot über alle Lande bis an das Südmeer. Sibich hieß sein Ratgeber, und ihm vertraute er in allen Dingen, doch der sann nichts als seines Herrn Verderben und wie er ihn und seine Sippe zugrunde richte.

Ermenrichs Bruder hatte sterbend zwei Söhne hinterlassen, die hießen Fritel und Embrik und wurden die Harlunge genannt. Im Breisgau lagen ihre Burgen. Die Jünglinge waren einem Pflegevater namens Eckehard anvertraut. Einst sprach Sibich zu Ermenrich: „Ich will dir nicht verhehlen, daß deine Brudersöhne der Königin, deiner Gemahlin, nachtrachten, um ihr die Ehre zu rauben. Darum will ich dir raten, daß du dich ihrer bemächtigst und ihre Burgen brichst. So gewinnst du auch ihren ungeheuren Schatz an Gold und Kleinodien." Da fuhr Ermenrich in gewaltigem Zorne auf und rief: „Soll die Königin vor ihnen nicht in Frieden sein, so sollen auch sie vor mir nicht Frieden haben, und das schwöre ich: nimmer will ich dort die zweite Nacht liegen, wo ich die erste lag, bis ich sie finde, und so hoch sollen sie hängen, wie noch nie ein Mann gehangen hat. Ihren Schatz aber will ich mir zu eigen nehmen." Eckehard, der Harlunge Trost, war zugegen, als der König also schwur und er sprach: „Ehe meine Pflegesöhne gehängt werden, soll mancher Helm zer-

hauen zur Erde fallen und das Haupt ihm nach, manche Brünne soll zerschlissen werden und mancher Schild zersplittern. So lange ich aufrecht stehe, sollen meine Augen nicht sehen, daß die Harlunge am Galgen hängen." Darauf schwang Eckehard sich auf sein Roß und ritt Tag und Nacht ohne Rast, bis er an den Rhein kam, wo die Burg der Harlunge stand. Dort sprang er von dem ermatteten Roß, warf sich, ohne des Fährmannes zu warten, in den Strom und schwamm hinüber. Fritel erblickte ihn von der Burg herab und sprach zu seinem Bruder: „Dort schwimmt unser getreuer Eckehard. Drohende Gefahr wird er uns melden, da er auf den Fährmann nicht warten mag." Die Brüder eilten ihm entgegen, doch schon von weitem rief Eckehard: „Euch droht Verderben! Rettet euch, denn König Ermenrich naht mit seinem Heer und will euch töten!" Doch Fritel sprach: „Wie sollten wir unseres Vaters Bruder fürchten?" Da erzählte Eckehard alles, wie es sich zugetragen hatte. Die Harlunge aber wollten nicht fliehen, sie entboten ihre Mannen und rüsteten die Burg zur Verteidigung.

Bald kam Ermenrich mit seinem Heere an die Burg. In vollem Lauf sprengte er an den Graben und schoß sein Banner hinein zum Zeichen, daß er die Burg nehmen wolle. Da rief Fritel: „Herr, wessen gibst du uns schuld, und weshalb willst du unsere Burg nehmen?" Der König antwortete: „Wessen immer ich euch schuld gebe: ihr sollt noch heute in dem höchsten Baume hängen, den ich finden kann." Embrik sprach: „Ehe wir unser Leben lassen, sollst du es mit manchem trefflichen Helden teuer erkaufen." Darauf beschossen sie einander. Bald aber befahl Ermenrich voll Ungeduld, Feuer in die Burg zu schleudern, da loderte sie in Flammen auf. Eckehard aber sprach zu den Harlungen: „Laßt uns hinausgehen und kämpfend mit Ehren sterben, ehe wir im Feuer umkommen." Sie schlugen sich durch, gelangten mit sechzig Mannen vor die Burg und erschlugen vierhundert von Ermenrichs Kriegern, doch endlich wurden

sie gefangen und gebunden und an hohem Baume aufgehängt. Der getreue Eckehard aber entkam und ritt zu König Dietrich von Bern.

DIETRICH VON BERN

17. KÖNIG DIETRICHS VERTREIBUNG

Amelung der Gotenkönig gewann ein mächtiges Reich. Er hinterließ seinem Sohne Ermenrich die süditalischen Lande, seinem jüngeren Sohne Dietmar Bern und die lombardischen Gebiete. Dietmar hatte zwei Söhne: Dietrich, den man den Berner nennt, und Diether. Dietmar war seinem Bruder Ermenrich in allem unähnlich: freigebig und tugendhaft herrschte er zu Bern, das er sich erbaut und zu seinem Sitze gewählt hatte, gewaltig und stark war er, und kein König wagte ihm zu widerstreiten. Als er starb, ließ er seine beiden Söhne in unmündigem Alter unter der Hut seines Waffenmeisters Hildebrand zurück. Da brachen böse Zeiten über Bern herein: öde und wüst wurde das Land, das keines starken Königs Hand beschützte.

Dies geschah aber so: Dietmar hatte bei seinem Tode seine Söhne und sein Land seinem Bruder Ermenrich befohlen. Der aber war voll Untreue, das hatte er schon an den Harlungen einst bewiesen. Er hatte einen Ratgeber, Sibich mit Namen, der seinen Herrn immer aufs neue zu treulosen Taten verleitete. Als Sibich damals hörte wie der junge Berner herrlich aufwuchs und allen ein Held zu werden däuchte, ging er zu König Ermenrich und sprach ihm ins Ohr: „Wahre dich, Herr, vor Dietrich, deinem Gesippen, denn wenn er ein Mann geworden ist, wird er dich in große Gefahr bringen. Darum rate ich dir: kannst du ihn vom Leben bringen, so vermag dir künftig niemand mehr zu schaden, und du wirst reicher und mächtiger sein als alle anderen Herrscher, und niemand darf sich dir vergleichen, wenn du Dietrichs Lande gewinnst, die dir als Amelungs Sohne mit Recht zugefallen



sind. Du bist vor ihm nicht sicher, solange er über Bern herrscht.“ Da sprach Ermenrich: „Gut ist dein Rat. Ich will tun wie du sprichst, damit ich mich vor Schaden wahre. Dietrich von Bern hat den Tod an der Hand, oder ich will ihn in solche Not bringen, daß er mir die Lande räumen muß. Sein Land besaß einst mein Vater, darum habe ich das bessere Recht daran. Du aber rate mir, wie es mir am besten zufalle.“ — „Sammle in Eile und insgeheim all deine Mannen“, sprach Sibich, „und falle schnell in sein Land mit großer Heeresmacht, so erzwingst du von ihm Mage und Mann, Gut und Geld.“ Eilig berief da der König seine Mannen zur Heerfahrt und brach mit einem gewaltigen Heere auf. Sie ritten Tag und Nacht so schnell sie nur vermochten, fielen in König Dietrichs Lande ein und verwüsteten sie mit Brennen und Sengen.

Erst als er von Bern nicht mehr fern war, sprach Sibich: „Nun sende einen Boten an König Dietrich, Herr, der ihm den Frieden aufsage.“ Da rief Ermenrich Heime, den treuen Dienstmann der Amelunge. Der war der Schildgeselle des jungen Königs Dietrich gewesen und hatte ihm Treueide geschworen, ehe er in Ermenrichs Dienste trat, und Gut, Ehre und Land von ihm empfangen. Ungern brach er seine Treue an König Dietrich, denn er hatte von Sibich erfahren, daß Dietrich getötet werden sollte. Darum stand er schweigend vor Ermenrich. Der sprach: „Wie, Heime, soll ich hier auf der Heide deiner Dienste entbehren? Willst du mir heute deine Treue nicht bewähren, so soll dir für immer meine Huld versagt sein und mein Zorn dich treffen.“ — „Zürne nicht, mein König“, sprach Heime, „mein Entschluß ist gefaßt. Ich will gen Bern reiten, dem Helden zu widersagen, doch tue ich es ungern, denn mich schmerzt so ungetreuer Rat.“ — „Mit reichem Gute will ich dir die Botschaft lohnen“, sprach Ermenrich.

Heime bestieg sein Roß und ritt eilig nach Bern. Grimm und Schmerz über den Frevel, den man gegen den jungen König plante, erfüllten sein Herz auf dem Ritte, und heimlich gedachte er, wie er König Dietrich vor dem Schicksal bewahre,

das ihm drohte. Als er in den Hof der Burg zu Bern einritt, wurde er von den Mannen Dietrichs freudig empfangen. Hildebrand der Recke hieß ihn willkommen und führte ihn vor den jungen König in den Saal. Der rief ihm entgegen: „Sag an, berühmter Held, welche Mär bringst du mir?“ Lange schwieg Heime, dann sprach er: „Diese Botschaft bringe ich dir: Ermenrich, dein Gesippe, läßt dir durch mich Fehde ansagen.“ — „Wessen zeiht mich mein Oheim?“ rief Dietrich, „will er mich von meinem Vatererbe treiben?“ — „Voll Schmerz muß ich dir die Botschaft künden“, sprach Heime, „doch ehe ich scheide, höre meine Warnung um meiner Treue willen, die ich dir schwur: hüte dich vor Ermenrich! So nahe ist der König schon, daß er morgen mit einem gewaltigen Heere vor Bern stehen wird. Fängt er dich, so hast du Gut und Leben verloren. Darum säume nicht, sondern flieh, sonst ist es dein Tod. Verraten bist du durch Sibichs Ränke. Ich aber will dir die Treue wahren und an ihrer Treulosigkeit nicht teil haben. Meine Gesippen, Gut und Weib will ich um dich lassen und mit Schande König Ermenrichs Reich verlassen. Nun aber will ich zu ihm zurückkehren und ihm Botschaft bringen, wie ich verhieß.“

Von dannen strich der Bote. Er eilte über Berg und Tal, bis er vor König Ermenrich stand. Er sprach: „Herr, deine Botschaft habe ich König Dietrich ausgerichtet und ihm Fehde angesagt. Das Band der Sippe ist zwischen euch zerrissen. Nun tu wie du willst. Ich fand ihn unverzagt.“ — „Übermütig trägt sich der Knabe“, sprach Ermenrich, „wider mein Reich will er sich setzen und sich mir an Macht vergleichen. Will er mir im Kampfe widerstehen, so muß er dennoch vor mir aus dem Lande weichen mitsamt dem alten Hildebrand und allen Wülfingen oder das Leben lassen. So wird man sehen, wer von uns der mächtigere ist.“ Doch Heime sprach: „Gott helfe König Dietrich! Schande wird dir bringen, wie du wider deinen unmündigen Gesippen verfährst. Höre meinen Rat: nie wirst du es verwinden, wenn



du deines Bruders Kinder aus dem Lande treibst. Ich aber will dein Mann nicht länger sein, denn manche Übeltat begingst du schon, und das alles tatest du auf den Rat Sibichs, des ungetreuen Mannes. Diese Untat aber wird von allen die größte sein.“ So sprach er und verließ den König.

Als Heime von Bern hinweggeritten war, berief König Dietrich all seine Mannen und Ratgeber in die Halle seiner Burg und sagte ihnen, welche Botschaft Heime von König Ermenrich gebracht hatte. „Mich will Ermenrich, mein Oheim, von meinem Vatererbe treiben. Und Sibichs Rat hat über ihn vermocht, daß er mir nach dem Leben trachtet. Nun versagt mir euren Rat nicht in meiner Not. Gedenkt meiner kindlichen Jugend und vergeltet an mir, was einst mein Vater Liebes an euch getan hat. Ihm schwurt ihr Treue und strecktet ihm eure Hände dar, dessen sollt ihr gedenken, solange ihr das Leben habt. Uns bleibt die Wahl, entweder mit König Ermenrich zu kämpfen: dann werden wir unser Leben verlieren, wie manchen Helden es Ermenrich auch kosten mag, denn gewaltig ist unserer Feinde Übermacht und schon sind sie ganz nahe. Die andere Wahl aber ist, daß wir uns eilig aufmachen und hinwegreiten und vor der Übermacht unser Land räumen, und dann mag Gott walten, wann wir es wieder erkämpfen können. Wir aber behalten Mannen und Leben. Und das ist mein Rat, wenn ihr wollt wie ich“. Da erhob sich Hildebrand, Dietrichs Waffenmeister und bester Freund, und sprach: „Herr, verzage nicht in dieser Bedrängnis. Es steht nun so, daß wir mit Schande unser Reich lassen müssen, damit deine Jugend gerettet werde. Darum mag denn jeder, der mit uns zu fliehen gedenkt, sich eilig rüsten, denn keine Zeit bleibt uns zum Reden. Von hinnen müssen wir diesmal reiten, doch ich vertraue, daß wir einst das Unsere wieder erlangen.“ Dietrichs Mannen aber traten nacheinander heran und schwuren, sie wollten eher Gut und Leben lassen als ihren Herrn. „Mit dir wollen wir sterben oder gerettet sein, mit dir leiden, was immer dich trifft.“

Als sie noch redeten, kam ein Bote auf schäumendem Roß vor die Burg gejagt. Der rief: „Leidvolle Mär bringe ich dir, König Dietrich. Ermenrichs Mannen liegen auf deiner Mark, hausen übel mit Brennen und Plündern. Viel tausend Recken zählt sein Heer, schon sind sie nahe vor Bern." — „Allzuwenig sind unserer Mannen", sprach grimmig Hildebrand, „allzu jung ist unser Herr. Darum bleibt uns keine Wahl als Flucht. Einst aber wird Ermenrich den Schimpf büßen, den er jetzt uns antut."

Schnell verbreitete sich das Wort über die ganze Stadt, daß Hildebrand seinem jungen Herrn die Flucht geraten, und daß sich die Mannen zum Aufbruch rüsteten. Da erscholl Klagen und Weinen überall. Die Frauen und Kinder voll Leid um die Helden gingen jammernd vor die Burg und riefen: „Wem wollt ihr uns lassen, da ihr von hinnen reitet?" Da erhob sich Dietrich und rief: „Mit Leid muß ich euch lassen und von dannen ziehen. Und nicht weiß ich, ob ihr mich je wiederschaut. Mit Schmerzen muß ich leben bis an den Tag, da ich mein Leid an Ermenrich räche und euren Jammer tilge." Da faßte mancher Recke sein Weib bei der Hand, ehe er mit seinem Herrn ins Elend zog, und tröstete sie mit freundlichem Wort. Dann nahmen sie traurigen Urlaub von ihren Frauen.

Hildebrand der Alte aber ergriff König Dietrichs Bannerstange, sprang auf sein Roß und befahl allen, ihm zu folgen. Dietrich mit seinen fünfzig Getreuen ritt hinaus ins Land, nordwärts wandten sie sich übers Gebirg und zogen dahin, bis sie zu einer Burg kamen, die Bechlarn geheißen wurde. Über sie herrschte Markgraf Rüdiger, ein mächtiger Degen. Als der vernahm, König Dietrich sei zu seiner Burg gekommen, hieß er all seine Mannen sich rüsten, stieg zu Roß und ritt an der Seite seines Weibes Gotelind mit großem Gepränge dem Fürsten entgegen. Voll Freude empfing er ihn und rief: „Wohl mir, daß ich dich sehe, sei mir willkommen mit deinen Mannen." Er kniete zur Begrüßung vor Dietrich nieder,

der aber sprach: „Steh auf, ich bin ein armer Knabe und von meinem Lande vertrieben. Um Gnade komme ich zu dir, Rüdiger, die kann ich dir wohl nie vergelten, so lange ich lebe." — „Sage mir", sprach Rüdiger, „wie du von deinen Landen schiedest." Betrübt antwortete Dietrich: „Vor Ermenrich mußte ich von meinem Erbe weichen. All meine Burgen und das weite Land hat er mir mit Gewalt entrissen. Nicht anderen Gutes bin ich Herr als dessen, was du hier vor Augen siehst." — „Herr", sprach Rüdiger, „kehre bei mir ein, daß ich dich rüste, wie es einem Könige gebührt, und dich meinem Herrn, König Etzel im Hunnenland und Helche, seinem Weibe zuführe. Alles was ich habe, ist dein. Deine Not ist auch die meine."

Da ritten Dietrich und seine Helden mit Rüdiger auf seine Burg. Der milde Markgraf ließ sogleich dem jungen König reiche Schätze bringen: herrliche Rosse mit glänzendem Sattelzeug, reiche Gewande und köstliche Leinwand, dazu goldenes Geschmeide und schöne Steine ließ er herbeibringen und sprach: „Empfange, edler Fürst, dies alles von mir in guter Minne. Niemand soll deine Armut sehen, in der du herkamst." Rüdiger ließ ein festliches Mahl richten und ehrte Dietrich mit königlichen Ehren.

Dann machte sich Rüdiger mit seinen Gästen auf, um sie an den Hof König Etzels zu geleiten. Als dem gemeldet wurde, es nahe der junge König von Bern, ritt er ihm an der Spitze seiner Mannen mit großer Pracht entgegen, begleitet von der Königin. Auch er empfing den Vertriebenen mit königlichen Ehren, hieß ihn in seinen Landen willkommen und führte ihn in seine Burg. Er setzte ihn neben sich in den Hochsitz und gab Dietrichs Mannen ehrenvolle Plätze. Als er vernommen hatte, welches Unheil den König betroffen und wie treulos Ermenrich an ihm gehandelt hatte, sprach er: „Weh, welches Leid ist dir geschehen! Möchte ich doch deine Rache an Ermenrich erleben! Du aber bleibe bei mir, solange es dir gefällt. Meine beste Habe soll dein sein, denn

große Freude bringt mir, daß ein so hoher König in mein Land gekommen ist. Edleren Gast und mannhaftere Schar sah ich nie sich zu mir wenden." — „Auf Gnade kam ich ins Land", erwiderte Dietrich, „du und Frau Helche seid mein einziger Trost, wenn ich meines Leides je ledig werden soll. Wie ich nur kann, will ich vergelten, was ihr an mir tut." Und Frau Helche sprach zu ihm: „Von Trauer ist mein Herz beschwert über dein Schicksal. Nichts will ich sinnen als dir zu helfen, und zu sorgen, daß König Etzel dir gewähre, was deinem Heile dient. Willst du dein Leid rächen, so hat Etzel manchen kühnen Helden und reiche Schätze, und einst kann geschehen, daß du dein Land mit unserer Hilfe wieder gewinnst."

18. DIETRICHS ERSTER HEERZUG UND DER TOD DER ETZELSÖHNE

Hochgeehrt weilte König Dietrich lange Zeit am Hunnenhofe bei König Etzel und erwuchs in seinem Dienst zu einem Helden, von dem die Sage manches Wunder an Mannheit und Reckentum berichtet. Doch immer war sein Herz voll Trauer, und unter Grimm und Klagen verbrachte er seine Nächte.

Als er vor Ermenrich fliehen mußte, war Diether, sein Bruder, erst einen Winter alt. Nun war er zu einem tapferen Recken herangewachsen und überragte seine Genossen an Kraft und Schönheit. König Etzel hatte zwei Söhne, Erp und Ortwin, die waren ein wenig jünger als Diether und ihm durch untrennbare Liebe verbunden. Helche, ihre Mutter, liebte Diether wie ihre eigenen Söhne.

Zwanzig Winter waren seit Dietrichs Ankunft am Hunnenhofe vergangen. Da gewahrte Helche, die tugendhafte Königin, wie der Held mit seinem Kummer rang und von schwerem Leide bedrängt wurde. Sie beschloß, ihm zu helfen. Einst trat er in die Halle ein, wo sie saß. Freundlich ward er bewillkommt, doch saß er stumm und harmvoll da. Endlich, auf Helches Frage nach dem Grunde seines Kummers, sprach er: „Mich denkt, wie ich mein Reich lassen mußte



und Bern, meine schöne Stadt, und wie ich in König Etzels Gnade und Schutz kam. Zwanzig Winter bin ich all meines Gutes ledig gewesen. Das grämt mich so, daß ich es vor euch klagen muß." Helche sprach: „Lange weiltest du bei uns und liehst uns deine Hilfe. Willst du nun trachten, dein Reich wieder zu gewinnen, so ziemt sich, daß die Hunnen dich mit einem Heere unterstützen, ich aber will dir meine beiden Söhne zum Beistand geben mit vielen Mannen und meinen Herrn bitten, daß auch er dir helfe." Das gewährte ihr König Etzel, und so gewann Dietrich ein mächtiges Heer.

Als im Frühjahr die Mannen sich sammelten, um mit Dietrich nach Süden zu ziehen, trat Helche vor König Etzel hin und sprach: „Ich sagte Dietrich zu, daß meine Söhne ihm auf seinem Zuge folgen sollten, nun gib auch du deine Billigung." — „Nie geschieht das mit meinem Willen", sprach Etzel. Erst als Dietrich versprach, die Jünglinge treu zu hüten, stimmte er voll banger Sorge zu und sprach zu Dietrich: „Deiner Treue befehle ich die Knaben, doch fürchte ich böses Geschick." — „Vertraut mir", sprach Dietrich, „daß ich euere Söhne wohlbehalten wiederbringe."

An einem Maientage rüstete Helche ihre Söhne und den jungen Diether mit herrlichen, goldgezierten Waffen. Dann sprach sie weinend: „Wohl ist mein Wunsch, daß ihr heil zu mir wiederkehret, doch mehr noch wünsche ich, daß man euch tapfere Helden nenne, wenn ihr aus dem Kampfe heimkommt." Und zu Diether sprach sie: „Du bist meinen Söhnen durch Liebe verbunden, immer wart ihr bisher im Spiel einer des anderen Helfer. Nun laßt euch nicht trennen und steht einander bei auch im ernsten Streit." Und Diether antwortete: „Herrin, Gott mag helfen, daß ich dir deine Söhne gesund heimführe. Fallen sie aber im Kampfe, so kehre auch ich nicht wieder, denn ich will nicht leben, wenn sie tot sind."

Der Hunnenfürst übergab das Heer König Dietrich und den erwählten Führern: dem Markgrafen Rüdiger und dem jungen Diether, in dessen Schar Erp und Ortwin ritten, dazu



den Recken Wolfhart, Helferich und dem alten Hildebrand. Zu Helferich aber sprach Frau Helche, bevor das Heer ausritt: „Guter Freund, dir gebe ich meine Söhne in Obhut. Laß sie neben dir reiten, wenn es zum Kampfe kommt." Helferich erwiderte: „Das schwöre ich, daß ich nimmer heimkommen will ohne deine Söhne."

Dietrich zog mit seinem Heere nach Süden. Er sandte Boten voraus, Ermenrich zu melden, daß er mit seinem Bruder heimkehre in sein angestammtes Erbe mit großem Heerbann. Wolle Ermenrich ihm das Reich wehren, so möge er sich zur Schlacht an vereinbartem Orte stellen, denn er verschmähe es, sich in sein Reich zu stehlen. Als Ermenrich diese Botschaft vernahm, besandte er seine Mannen über das ganze Land hin und entbot jeden, der die Waffen tragen könne, zum Heerbann. Und als sie versammelt waren, ordnete er die Haufen und stellte sie unter den Befehl Sibichs und Wittichs. Zu Sibich sprach er: „Du sollst König Dietrich entgegengehen mit deiner Schar, und eine männliche Tat wäre es, wenn du mit Dietrichs Schwert in der Hand heimkehrtest." Zu Wittich aber sprach er: „Du führe deine Schar wider die Hunnen. Nicht darfst du mit Unsieg zu mir heimkommen. Ich wollte aber, daß Dietrich und sein Bruder nicht lebend aus der Schlacht kämen. Vor allem aber sorget, daß König Etzels Söhne nicht lebend zurückkehren." Wittich antwortete: „Wohl bin ich bereit, wider die Hunnen und König Etzels Söhne zu kämpfen, gegen Dietrich aber soll sich meine Hand nicht heben, keinen Schaden soll sie ihm zufügen, solange mein Wille gilt." Darauf ritt das Heer nordwärts über das Gebirge Mundia zur vereinbarten Walstatt. An einem Strome nahe dem Meere trafen sie auf König Dietrichs Heer, und beide Heere lagen sich die Nacht hindurch nördlich und südlich des Flusses gegenüber.

Am Morgen ließ Dietrich die Heerhörner schallen, und bald dröhnten sie auch in Ermenrichs Heer. Die Hunnen durchschritten eine Furt des Stromes und griffen in drei Heer-



haufen, geführt von Dietrich, Rüdiger und Diether, ihre Gegner an, die ihnen auch in drei Haufen entgegenritten. Zuerst entbrannte der Kampf zwischen Dietrichs und Sibichs Schar. In wildem Zorn fuhr Dietrich durch die Reihen seines verräterischen Feindes, daß niemand ihm standhalten konnte. Als Sibichs Bannerträger unter den Streichen von Dietrichs Mannen gefallen war, wandte sich der Treulose mit den Seinen zur Flucht. Dietrich aber setzte ihm nach, verfolgte ihn den ganzen Tag und erschlug viele seiner Mannen.

Als Wittich Sibichs Flucht sah, wollte er das Schicksal des Tages wenden. Kühn drang er gegen Diethers Heerhaufen heran, in dem Nudung, Rüdigers Mage, das Banner führte. Den schlug er zu Boden. Als Ortwin das sah, sprach er zu seinem Bruder und Helferich: „Seht, welchen Schaden der grimme Wittich unseren Mannen tut. Sind wir nicht junge Recken? Auf denn, laßt uns ihn anrennen!“ Mit heldenhaftem Mute ritt Ortwin auf Wittich ein. Der rief ihm entgegen: „Du junger Hunnenkönig, was kümmert dich italisch Land? Reite wieder heim, sonst wirst du das Hunnenland nie wieder sehen.“ — „Feigling, wie wagst du es, hohe Könige zu beschimpfen? Das sollst du entgelten“, rief Ortwin. Er schwang sein Schwert grimmig auf Wittichs Helm, daß das Feuer heraussprang, und schlug ihm eine Wunde. Da entbrannte Wittichs Zorn, er traf den Jüngling, daß er tot zu Boden fiel, und Helferich, der dem Gestürzten zu Hilfe eilen wollte, folgte ihm in den Tod nach. Als Erp den Fall seines Bruders sah, ritt er herbei, ihn zu rächen. Doch Wittichs hochgeschwungenes Schwert spaltete ihm das Haupt. Schon sinkend, schlug der junge Hunnenfürst seinem Gegner einen Schlag, daß er einen Augenblick auf die Mark niederfiel. Diether aber, als er seine geliebten Freunde am Boden sah, fiel voll Grimm und Schmerz über Wittich her. Der rief ihn an: „Wohl erkenne ich dich, du bist König Dietrichs Bruder. Darum reite hinweg, Diether, denn um seinetwillen möchte ich dir keinen Schaden tun.



Suche Kampf mit anderen Männern!" Doch Diether antwortete: „Das schwöre ich: da du meine jungen Könige Erp und Ortwin erschlagen hast, so will ich gewißlich nicht leben, es sei denn, daß ich sie an dir räche. Darum sollst du mich tot vom Rosse fällen, oder ich muß dein Töter heißen." — „So kann ich dir nicht anders entrinnen als durch den Kampf", rief Wittich, „das aber zeuge mir Gott, daß ich es ungern und in höchster Not tue, wenn ich dich erschlage." In wildem Zorn hieb Diether auf den Recken ein und weithin erklangen die Schwerter über das Feld. Beide Kämpfer waren von den Rossen gestiegen und trieben sich in grimmigem Fechten über die Walstatt hin. Doch zu früh erlahmte des jungen Diether Kraft vor dem erprobten Recken, sein Schwert glitt an der Härte von Wittichs Helm nieder. Noch einmal stürmte er mit letzter Kraft auf seinen Gegner ein, da warf dieser den Schild zu Boden, faßte sein Schwert mit beiden Händen und rief: „So muß ich denn das Werk tun, das ich nimmer tun sollte. Doch tue ich es nicht, so muß ich selbst mein Leben lassen." Darauf durchhieb er seinen Gegner von der Achsel bis zum Gürtel. Schmerz ergriff ihn, als er den jungen König gefällt am Boden sah. Er sprach: „Gern wollte ich selbst den Tod leiden, wenn ich dich noch heilen könnte. Nun muß ich vor Dietrich alle Lande räumen."

Weiter tobte der Kampf und auch der Teil von Ermenrichs Heer, der noch standgehalten hatte, wurde durch Rüdigers Schar zur Flucht gewandt. In diesem Kampfe fiel mancher Blutsbruder von seines Blutsbruders Hand. Zuletzt mußte auch Wittich mit seinen Tapferen fliehen.

In wildem Ritt hatte König Dietrich die Fliehenden verfolgt. Da sprengte ihm einer seiner Mannen nach und rief ihm voll Schmerz entgegen: „Herr, laß ab von der Verfolgung! Schreckliche Mär muß ich dir künden. Die jungen Hunnenkönige und Diether, dein Bruder, liegen erschlagen auf der Walstatt. Kehr um und räche sie!" In grimmigem Schmerz brach es aus Dietrich hervor: „Wehe, jetzt erst

verlor ich Reich und Leben, dazu auch meine Ehre! O schlimmster Tag, den das Schicksal über mich kommen ließ, da auf mir keine Waffe haftete, aber die jungen Könige fielen!“ Er eilte hin wo die Jünglinge lagen, warf sich über ihre Leiber, küßte sie in die Wunden und verfluchte den Tag seiner Geburt. „Wer soll mir nun noch trauen“, rief er, „hört Helche, was hier geschah: um meine Ehre ist es geschehen. Wohin immer ich mich kehre, da wird man sagen: seht, der ist es, der seine Herren verriet. Darum kann ich von diesem Tage an nicht wieder vor Etzel hintreten. So will ich denn sterben oder meine jungen Könige rächen.“

Als er noch klagte und die Wunden beschaute, die Mimung, Wittichs gutes Schwert geschlagen hatte, rief einer der Mannen: „Was säumst du, König? Sieh, dort flieht dein Feind über die Heide!“ Auf sprang der Held, schwang sich auf Valke, sein berühmtes Roß, stieß ihm die Sporen mit Macht in die Flanken und schoß wie der Sturmwind dahin. Feurig lohte sein Grimm, glühend ging sein Atem, und so schrecklich war er in seinem Zorne, daß niemand ihm zu nahen wagte. Bald ließ er in wildem Ritt alle Recken weit hinter sich. Als aber Wittich seinen Verfolger gewahrte, ließ er Schemming, seinen guten Hengst, gewaltig rennen, daß er über die Heide flog. Da begann Dietrich den Fliehenden anzurufen: „Warte, Wittich, du Starker! Die jungen Könige will ich rächen, die du erschlugst. Halt an, wenn du ein Walrecke bist, bis ich dich erreiche!“ Stumm eilte Wittich weiter. Und wieder rief Dietrich über Schildes Rand: „Warte, hehrer Degen! Laß mich doch von dir ohne Kampf nicht scheiden! Du willst im Sturme der Kühnsten einer sein: wie magst du nun vor dem Rächer derer fliehen, die du erschlugst?“ Doch Wittich trieb schweigend sein Roß an. Zum dritten Male rief Dietrich: „Scheide mich, Held, von meinem Herzeleid! Harre mein und sage: wie wehrten sich die Jünglinge? Halt an, denn wahrlich: du wirst mich heute überwinden. Sieh, ich bin tot an Händen und Gliedern, und ich weiß, du wirst

mich im Streite töten." Da wandte sich Wittich auf dem eilenden Roß und rief: „In der Not erschlug ich die Könige und deinen Bruder, und nie hätte ich dir dies Leid getan, hätte ich anders mein Leben behalten können. Mit Gold will ich dir deines Bruders Tod büßen."

Schon war Valke in wildem Lauf dem Fliehenden nahe gekommen, da lag vor Wittich das Meer. Der dachte: „Wie mag es mir ergehen? Streiten will ich nicht mit Dietrich, auch kann ich ihm nicht entrinnen. Wer rettet mich aus dieser Not?" Er hemmte sein Roß nicht, sondern sprengte ins Wasser hinein. Da faßte Dietrich seinen Speer und schleuderte ihn ihm nach. Wittich aber war schon in den Fluten versunken. Dietrichs Speer stand zitternd in der Düne des Strandes, und noch lange sah man ihn dort ragen.

Leidvoll ritt der Held zur Walstatt zurück. An den Leichen der gefallenen Könige klagte er bitter über sein Geschick und sprach: „Das ist mir der schwerste Harm, daß ich euch habe verlieren müssen. Nie kann ich nun ins Hunnenland zurückkehren. Lieber läge ich selbst zerhauen auf der Walstatt, als daß ihr den Boden deckt." Und zu Rüdiger sprach er: „Fahre nun heim mit dem Hunnenheer, bringe König Etzel und der Königin mein gutes Wort und suche mir ihre Huld zu erwirken, indem du für mich sprichst, denn ich vermag nicht über mich, ins Hunnenland zu reiten. Etzels Klage und Helches Tränen kann ich nicht schauen. Auch kränkt mich, wie viele gute Helden Etzel um mich verloren hat." Rüdiger antwortete: „Tu nicht also, König! Oft geschieht es, daß ein Fürst im Kampfe seine besten Helden verliert und dennoch nicht sieglos heimkehrt. Freue dich deines Sieges und verzweifle nicht, hast du gleich die jungen Könige verloren. Wir aber wollen die Königin bitten, daß sie sich über den Verlust ihrer Söhne tröste, und wollen ihr helfen, daß Etzel dir wieder Freund werde wie zuvor." Immer noch weigerte sich Dietrich, ins Hunnenland zu fahren. Da sprachen Rüdiger und die Seinen: „Willst du das nicht, so streite

11*

weiter gegen König Ermenrich, damit du dein Reich wieder gewinnest. Und wir wollen dir mit dem ganzen Heere beistehen und nicht eher heimkehren, bis dein ganzes Reich dir untertan ist.“ Doch Dietrich rief: „Wahrlich, nicht will ich Etzels Scharen weiterführen, nachdem ich seine Söhne verloren habe. Lieber will ich denn heimfahren mit euch.“

So geschah es. Als sie aber nach Etzels Burg kamen, wollte Dietrich nicht vor dem Könige erscheinen. Da ging Rüdiger in die Halle, wo er Etzel und Helche fand. Die riefen: „Willkommen, Rüdiger! Bringst du gute Zeitung und errangen die Hunnen den Sieg? Lebt König Dietrich?“ — „Wohl lebt König Dietrich“, sprach Rüdiger, „und einen großen Sieg haben wir errungen. Und dennoch ist es uns schlimm ergangen, denn wir verloren unsere jungen Herren. Erp und Ortwin liegen erschlagen auf der Walstatt. Ihr sehet sie nimmermehr.“ Vor Jammer fiel da Helche zur Erde und brach in laute Klagen aus. Etzel aber sprach: „Wie fielen meine Söhne und wer folgte ihnen in den Tod?“ — „Manch teurer Held fiel mit ihnen“, erwiderte Rüdiger. „Der edelste ist Diether, der junge König, und Nudung und Helferich sind ihnen im Tode vereint. Doch zahlreiche Amelungen aus Ermenrichs Scharen fanden mit ihnen den Tod, und wer von ihnen das Leben behielt, rettete sich durch die Flucht.“ Da sprach Etzel, und heldischer Mut erfüllte ihn bei dieser Zeitung: „Abermals geschah es hier wie oft zuvor: die müssen fallen, die das Schicksal zum Tode bestimmt hat, und keine Heldenstärke, noch herrliche Waffen können sie schützen . . Doch wo ist mein Freund Dietrich?“ Rüdiger sprach: „Er hält sich verborgen und will dein Angesicht nicht sehen.“ Da sandte Etzel zwei seiner Recken aus, daß sie Dietrich freundlich zu ihm lüden. Doch er weigerte sich zu kommen und wollte keines Menschen Antlitz sehen. Weinend erhob sich nun die Königin, ging zu ihm und sprach: „Dietrich, mein Freund, sage mir: wie wehrten sich meine Söhne? Fielen sie wie tapfere Helden?“ Dietrich

sprach: „Wahrlich, gute Helden waren sie und wehrten sich mannhaft, und keiner wollte sich von dem andern scheiden lassen.“ Da schlang Helche ihre Arme um Dietrichs Hals, küßte ihn und sprach: „Leid genug ist dir geschehen, da auch dein junger Bruder starb. Nun aber folge uns in die Halle, sei uns willkommen und freue dich. Nicht frommt die Klage um Tote.“ Da stand Dietrich auf und folgte der Königin in die Halle. Er neigte sich vor Etzel bis zur Erde und sprach: „Edler König, räche an mir dein Leid um deine Söhne.“ Doch der König erhob sich, hieß ihn freundlich willkommen, setzte ihn neben sich in den Hochsitz und sprach: „Edler Dietrich, ich will dir Freund sein wie zuvor und dir um den Tod meiner Söhne nicht zürnen.“

19. DIE RABENSCHLACHT UND DIETRICHS HEIMKEHR

Wieder hatte Dietrich zwölf Jahre im Hunnenlande geweilt und manchen schweren Kampf für König Etzel bestanden. Das schwerste Los aber traf ihn, als er im Kampfe gegen die Burgundenkönige an Etzels Hof all seine Recken verlor, auf die er die Hoffnung seiner Heimkehr baute. Nach diesem Blutbad blieb er mit dem alten Hildebrand einsam und trauernd zurück. Endlich sprach er zu diesem: „Länger kann ich nun das Leid nicht tragen, daß ich fern vom Amelungenlande altere. Lieber will ich sterben für mein Reich, als im Hunnenlande vor Alter kraftlos werden und nie Land und Ehre wieder gewinnen.“ — „Auch ich“, sprach Hildebrand, „will lieber im Amelungenlande sterben, als hier in Unehren altern. Doch was sollen wir tun?“ Dietrich sprach: „Ich schwöre, daß ich nicht zum zweiten Male aus meinem Lande mit Unehren hierher heimkehren will. Ich will Etzel meinen Willen künden.“

Abends ging Dietrich zu Etzel und sprach zu ihm: „Höre mich, mächtiger König! Mein Harm um mein verlorenes Erbe ist so groß geworden, daß ich beschlossen habe heimzufahren nach Amelungenland. Wiedergewinnen will ich



mein Reich oder sterben.“ Etzel erwiderte: „Wo sind deine Heermannen? Wer wird dir helfen dein Reich zu erobern?“ — „Dennoch will ich heimfahren“, sprach Dietrich bitter. Etzel erwiderte: „Teurer Freund Dietrich, ungern verliere ich dich. Willst du aber nicht länger bleiben, rüste ich dir ein Hunnenheer, das dir helfe, dein Reich zu gewinnen.“ — „Edel handelst du an mir“, sprach Dietrich, „daß du mir noch einmal die Hilfe deiner tapferen Helden leihst.“

Da entbot Etzel wieder ein starkes Heer und Dietrich führte es nach Süden über das Gebirge. Der alte Hildebrand leitete es durch die Marken: ihm waren die Straßen wohlbekannt. Als sie über das Gebirge gekommen waren, vernahm Dietrich, daß Ermenrich ein gewaltiges Heer gesammelt habe und vor Raben liege. Dorthin zog er mit seiner Macht. Hildebrand ritt dem Heere voraus auf die Warte. Da traf ihn das schrecklichste Wehgeschick, denn Hadebrand, sein Sohn, den er an der Mutter Brust einst zurückließ, ritt ihm entgegen, wollte in ihm den Vater nicht erkennen und forderte ihn zum Kampfe heraus. Da mußte der leidvolle Greis, nach so viel Jahren der Verbannung an der Schwelle der Heimat, um seiner Ehre willen, den eigenen Sohn erschlagen.

Auf der Heide vor Raben ließ Dietrich die Zelte aufschlagen und unter dem Banne eines kurzen Friedens lagen sich die Heere die Nacht hindurch gegenüber. Am Morgen begann eine wilde Schlacht. Zwölf Tage lang stritt Dietrichs Heer gewaltig gegen Ermenrichs zahllose Übermacht. Unermüdlich durchschritt Dietrich mit seinen Hunnen die Reihen der Feinde, bis endlich Ermenrich geschlagen war und Dietrich die Walstatt siegreich behauptete. Als Ermenrich alles verloren sah, ließ er sein Heer im Stich und wandte sich zur Flucht. Mit ihm floh Sibich. Den aber fing Dietrich und rief: „Nun werden alle die schlimmen Ratschläge an dir gerochen, die du Ermenrich gabst. Viel Leid hast du mir getan, du Treuloser, dafür mußt du dein Leben lassen.“ Er band ihn nackend rücklings auf ein Roß und führte ihn durch das

Hunnenheer. Dann übergab er ihn Eckehard, dem treuen Pflegevater der Harlunge, die einst Ermenrich auf Sibichs Rat verräterisch des Lebens beraubt hatte. Der Alte hatte tapfer in Dietrichs Heer gekämpft. Nun sprach er: „So wird mir noch das Glück, daß ich meine jungen Herren an dem Verräter rächen kann. Einen Galgen will ich mit dir beschweren, so rätst du niemand mehr einen ungetreuen Rat.“ Und so geschah es. Ermenrich selber aber entkam durch die Flucht und starb später einen ruhmlosen Tod.

Die Stadt Raben fiel in Dietrichs Hand, und bald begannen ihm die Mannen aus dem ganzen Amelungenlande zuzuströmen, als sie vernahmen, daß Ermenrichs Macht gestürzt, daß Sibich tot und Dietrich, ihr angestammter Herr, in sein Land siegreich heimgekehrt sei. Alle Burgen des Landes öffneten sich König Dietrich, und vom Volke bejubelt, zog er mit dem alten Hildebrand in die gute Stadt Bern wieder ein.

Lange Jahre herrschte er gewaltig und geliebt über das Amelungenland, und von seinen Taten wurde viel in Nord und Süd bei den Völkern gesungen.

20. HILTIBRAND UND HADUBRAND

Als König Dietrich mit hunnischer Macht gegen Italien rückte, um sein Erbreich von König Otaker zurückzuerobern, sandte er seinen Waffenmeister Hiltibrand als Kundschafter dem Heere voraus. Die Feinde hatten Hadubrand, Hiltibrands Sohn, als Hüter der Mark auf die Warte gesandt. Zwischen den Heeren trafen sich Vater und Sohn und forderten einander zum Kampfe heraus.

Sohn und Vater richteten ihr Heergewand, schlossen den Panzer, gürteten ihre Schwerter fest über den Ringen, als sie zum Schicksalskampfe ritten. Hiltibrand hub an, der Sohn des Heribrand — er war der Ältere, der Weisheitsgraue — und begann zu fragen mit kurzem Wort, wer des Gegners Vater wäre unter den Helden im Heervolk. „Nenne mir deinen Namen“, sprach er, „oder wes Geschlechtes du seist. Sagst du



mir einen, junger Held, im Königreiche, dann weiß ich die andern schon: kund sind mir weit und breit die Heldensippen."

Hadubrand erwiderte, Hiltibrands Sohn: „Das sagten mir unsere Leute, alte und kundige, die früher waren, Hiltibrand habe mein Vater geheißen: ich heiße Hadubrand. Einst machte er sich auf, nach Osten zu fahren, er floh Otakers grimmigen Haß, hinweg eilte er mit Dietrich und der Schar seiner Mannen. In der Heimat ließ er sein junges Weib im Baue sitzen mit ihrem Buben und der Habe beraubt: er ritt gen Osten. Denn Dietrich bedurfte meines Vaters sehr, des freund- und sippelosen Mannes: maßlos war er wider Otaker ergrimmt, doch dem Dietrich der liebste Degen. Immer ritt er an der Spitze der Heerschar, Kampf war ihm lieber als alles, in aller Munde war bald sein Name bei kühnen Männern. Doch nicht glaube ich, daß er nun noch lebt." — „Ist Hiltibrand dein Vater", rief der Alte, „dann zeuge mir der Kampfgott im Himmel droben, daß du noch nie mit so nahen Gesippen deine Sache führtest." Er streifte vom Arme gewundene Spangen, aus Kaisergold gefertigt, die sein König ihm gab, der Hunnenherrscher, und sprach: „Nimm dies, ich gebe es zum Zeichen meiner Huld." Doch Hadubrand sprach, Hiltibrands Sohn: „Mit dem Gere soll der Mann Gaben nehmen, Spitze wider Spitze. Du bist mir, alter Hunne, unmäßig schlau, lockst mich mit listigen Worten und willst deinen Speer nach mir werfen. So alt und grau du wurdest, immer steckst du voll Arglist. Das sagten mir Leute, die über die See fuhren, westhin über das Weltmeer, daß Kampf ihn entraffte: tot ist Hiltibrand, Heribrands Sohn." — „Lebend kam zur Heimat, den du tot wähnst", rief Hiltibrand, „landflüchtig und in fremder Rüstung." — „Kein Friedloser bist du", sprach Hadubrand, „an deiner Rüstung erkenne ich, daß du daheim einen guten Herrn hast, daß du noch niemals bannflüchtig aus diesem Lande fuhrst." Da klagte zürnend Hiltibrand, Heribrands Sohn: „Wohlan denn, waltender Gott, Wehsal geschieht! Sechzig der Sommer und Winter

wallte ich fern der Heimat, seit man mich in die Schar der Kämpfer reihte. In keinem Sturme traf mich der Todbann: nun soll eigenen Kindes Schwert mich hauen, mich niederstrecken mit scharfer Klinge, oder ich muß sein Töter werden. Du kannst nun leicht, wenn deine Kraft dir taugt, im Kampfe wider mein graues Haupt die Rüstung gewinnen, dir die Siegesbeute erraffen, wenn dein Los recht hat." Hadubrand rief: „Genug der trügerischen Worte. Gedenke zu streiten, wie es Feind wider Feinde ziemt, wenn nicht Feigheit dich bindet." Da rief Hiltibrand: „Der müßte der feigste heißen in der Heerschar vom Osten, der dir jetzt noch den Kampf weigerte, da dich nach ihm so heftig lüstet, dem frevelhaften Zweikampf. Erprobe denn, wem es beschieden ist, heute sein Heergewand zu räumen oder beider Brünnen Herr zu sein."

Da ließen sie zuerst die eschenen Speere fliegen in scharfen Schauern, die standen im Schilde. Dann stapften sie zusammen, zerkloben mit den Schwertern die Kampfschilde, in wildem Grimme zerhieben sie die weißen Ränder, bis ihnen die Lindenbretter mürb wurden, zerborsten unter wütenden Hieben. Endlich traf Hiltibrands Schwert in mächtigem Schwunge Hadubrands Brünne, durchschlug sie und drang tief in den Schenkel ein. Da mußte Hadubrand vom Kampfe lassen und rief: „Sieh hier mein Schwert! Nimm es als Sieger." Hiltibrand streckte die Hand aus nach dem dargereichten Schwerte, da führte Hadubrand wider den Entblößten einen tückischen Hieb. In mächtigem Satze sprang der Alte hinter sich. „Den Hieb lehrte dich ein Weib, nicht dein Vater", rief er, „nun mußt du Unehre mit deinem Tode büßen." Er drang so gewaltig auf Hadubrand ein, daß der Jüngling zu Boden fiel, und durchstieß dem Gefällten die Brust mit dem Schwerte.

Dann aber neigte der Alte gramvoll sein Grauhaupt über den Sohn und klagte: „Nun deckt den Boden mein lieber Sohn, der einzige Erbe, den ich gewann, meines Alters Trost. Unwollend brachte ich ihm den Tod."



IV. WESTGOTEN

HEIDREK

21. WIE HEIDREK GOTENKÖNIG WURDE

Einst herrschte auf Gläsisval ein König mit Namen Höfund, der weiseste aller Männer und der klügste Richter.

Höfund vermählte sich mit Herwör und zeugte mit ihr zwei Söhne. Heidrek, der eine von ihnen, war von wildem und unbändigem Sinn und beging schon in früher Jugend manche Untat. Sein Pfleger hieß Gizur.

Als einst König Höfund die Großen seines Reiches zu festlichem Gelage lud und dabei seinen Sohn Heidrek überging, beschloß dieser voll Zorn, den Frieden in der Halle zu brechen. Ohne auf Gizurs Rat zu hören, machte er sich auf und trat während des Gelages in die Halle seines Vaters. Dort reizte er mit listigem Wort die Mannen wider einander auf, so daß zuerst Zank, dann Faustschläge sie entzweiten und endlich ein Totschlag das Fest schändete. Als Höfund diese Untat seines Sohnes vernahm, verbannte er ihn aus seinem Reiche. Ehe Heidrek aber schied, gab ihm seine Mutter das Schwert Tyrfing. Das war ein herrliches Siegschwert. Zwerge hatten es einst geschmiedet, doch mit dem Fluche belegt, daß ein Mann ihm zum Opfer fallen mußte jedesmal, wenn es aus der Scheide fuhr. Da sprach Heidrek: „Wie wenig gleicht meines Vaters und meiner Mutter Liebe zu mir einander. Er machte mich landflüchtig, sie aber gab mir das Schwert Tyrfing, das mir höher gilt, als ein ganzes Königreich. Nun will ich

meinem Vater das schlimmste antun, das ihn treffen kann.“ Er riß Tyrfing aus der Scheide — Funken und Strahlen sprühte das herrliche Schwert — und versetzte seinem Bruder den Todesstreich. Darauf entwich er in die Wälder.

Lange lebte er einsam und geächtet im Forst und nährte sich von Wild und Vögeln. Endlich, als er den Ruhm und das Heldentum seiner Vorfahren bedachte, ertrug er sein Elend nicht länger. Er machte sich auf und kam ins Land der Goten. Damals herrschte über das Gotenland König Harald, der nahm den Flüchtling freundlich bei sich auf. Nachdem Heidrek die Feinde des greisen Gotenkönigs mit Tyrfing, dem nicht Stahl noch Eisenkleid widerstand, siegreich bekämpft hatte, gab ihm dieser seine Tochter Helga zum Weibe, dazu sein halbes Reich.

Heidrek gewann von seinem Weibe einen Sohn, den nannte er Angantyr. Auch König Harald zeugte noch in hohem Alter einen Sohn. Damals kam große Heimsuchung über das Gotenland: ein Mißwachs drohte es ganz von Menschen zu entleeren. Da warfen die Hochweisen Lose, und der Blutspan wurde gefällt. Der verkündete, daß über das Gotenland nie wieder gute Jahre kämen, bis man den edelsten Knaben im Lande Odin geopfert habe. Da nannte Heidrek den Sohn des Harald den edelsten Sproß, Harald aber den des Heidrek. Darum beschloß man: König Höfund auf Gläsisval, der weise Mund, der aller Lossprüche kundig war, solle in der Sache richten. Heidrek zog zu seinem Vater und ward freundlich aufgenommen. Höfund aber fand das Urteil: Heidreks Sohn sei der edelste Sproß im Gotenlande. Heidrek sprach: „Welchen Ersatz sprichst du mir zu für den Verlust meines Sohnes, den dein Spruch mir raubt?“ Höfund antwortete: „Als Bedingung sollst du fordern, daß, ehe du deinen Sohn zur Opferung übergibst, jeder zweite Mann in König Haralds Gefolge sich deiner Gewalt ergebe. Wenn du ein solches Heer hast, so brauche ich dir nicht weiter zu raten.“

Heidrek kehrte heim, versammelte die Mannen zum Thing

und sprach: „Diesen Spruch fand König Höfund, mein Vater: mein Sohn sei der edelste Sproß in diesem Lande, und so bestimme ich ihn zum Opfer. Doch zum Ersatz sprach mir Höfund jeden zweiten Mann aus König Haralds Gefolge zu. Darum fordere ich, daß ihr mir Treueide schwört." Dem fügte sich die Thinggemeinde, und Heidrek vereinigte die Hälfte von Haralds Mannen mit den Seinen. Als aber die Goten die Auslieferung des Sohnes forderten, damit das Opfer geschehe und die Hungersnot ein Ende nehme, forderte Heidrek von seinen neuen Mannen einen harten Eid, daß sie ihm folgen wollten, wohin er sie führe, es sei inner und außer Landes und sprach dann: „So dünkt mich denn, daß dem Odin genug vergolten sei für einen Knaben, wenn ich ihm an seiner Statt König Harald, seinen Sohn und sein ganzes Heer nach Walhall sende." Darauf ließ er die Hörner blasen, sein Banner aufrichten und führte seine Schar König Harald entgegen. Eine ungleiche Schlacht begann, und bald fiel der alte König Harald und all seine Mannen. Heidrek weihte die ganze Wal dem Odin anstelle seines Sohnes. Dann unterwarf er sich das weite Gotenreich und wurde ein mächtiger König. Helga aber, sein Weib, gab sich vor Gram über den Tod ihrer Sippe im Frauengemache selbst den Tod.

22. HEIDREKS TOD

Im Gotenland lebte ein mächtiger Mann, Gest der Blinde genannt. Ihm wurde König Heidrek feind und gebot ihm, wenn er Gewalt vermeiden wolle, sich dem Spruche seiner zwölf Rechtsweisen am Hofe zu stellen oder seinem Herrn Rätsel aufzugeben, die dieser nicht raten könne. In diesem Falle wolle er ihm Frieden und Sicherheit gewähren.

Gest war keiner Rätselweisheit kundig, auch fürchtete er den Spruch der Rechtsweisen, denn manches Verschulden lag auf ihm. Wenn er aber von des Königs Mannen ergriffen würde, so wußte er sein Leben verwirkt. In dieser Bedrängnis opferte er dem Odin und flehte ihn um Rettung an.

Eines Abends spät kam ein Fremder zu Gest dem Blinden. Er nannte sich wie dieser und war ihm an Gestalt so ähnlich, daß niemand sie unterschieden hätte. Der Fremde befahl dem Bedrängten, mit ihm die Kleider zu tauschen. Das geschah, und der Hausherr verbarg sich.

Am nächsten Tage begab sich der Ankömmling zum Könige und sprach: „Ich bin gekommen, um von dir mein Recht zu nehmen." — „Willst du dich dem Spruche meiner Rechtsweisen unterwerfen", fragte der König, „oder willst du mir Rätsel stellen, dich vom Gericht zu lösen?" Gest antwortete: „Beides ist schwer, doch will ich Rätsel stellen." Gest gab darauf dem Könige viele Rätsel zu raten, der aber fand für alle die Lösung. Endlich aber fragte der Fremde: „Was flüsterte Odin Balder ins Ohr, ehe man ihn auf den Scheiterhaufen hob?" Da erkannte ihn Heidrek und rief: „Tücke und Bosheit und alles Verderben! Niemand weiß, was du flüstertest, außer dir selber, du schlimmer Wicht, du falscher Wurm!" Brennend vor Zorn riß er das Schwert Tyrfing aus der Scheide und wollte den Fremden niederhauen. Der aber verwandelte sich in einen Falken und entfloh durch das Fenster. Heidrek hieb nach ihm, beschnitt ihm den Schweif und stutzte die Federn. Da rief Odin: „Dafür, König Heidrek, daß du das Schwert wider mich erhobst, mich unschuldig töten wolltest und so den Frieden brachst, den du mir gewährtest, sollst du von der Hand der niedrigsten Knechte fallen." Damit flog er von dannen.

Heidrek hatte neun Leibeigene, die auf einer Heerfahrt gen Westen gefangen worden waren. Sie waren aus edlem Geschlecht und trugen widerwillig ihre Unfreiheit. Einst als Heidrek bei einer Reise durch sein Reich nach langem Tagesritt in seinem Zelt unter den Harwadabergen übernachtete und wenig andere um ihn waren, erhoben sich diese, griffen zu den Waffen und erschlugen den schlafenden König samt seinem Gefolge mit Tyrfing, dem Schwerte des Königs. So erging Odins Spruch.



23. DIE HUNNENSCHLACHT

Als Heidrek, der Gotenkönig, unter den Harwadabergen erschlagen war, ward Angantyr, den er mit Helga, der Tochter des alten Gotenkönigs Harald gezeugt hatte, sein Erbe. Dort, wo sein Vater den verräterischen Knechten erlegen war, ließ er ein großes Grabmal errichten und bestattete darin den König. Dann ergriff er Besitz von allen Reichen und Landen, die einst Heidrek besaß. Doch nicht eher wollte er sich in seines Vaters Hochsitz setzen, noch das Erbmahl richten, bevor er den treulosen Mord gerächt hätte. Als er das vollbracht hatte, ward das feierliche Erbmahl zu Dampstadt im Gotenlande in der Königshalle, die Arheim heißt, bestellt.

Einst hatte König Heidrek die Hunnen besiegt und Humli, ihren König, in die Flucht getrieben. Mit reicher Beute hatte er auch Humlis Tochter Sifka heimgeführt und als seine Kebse bei sich behalten, aber als sie im nächsten Sommer mit einem Kinde ging, hatte er sie zu ihrem Vater heimgesandt. Dort im Hunnenland ward Löd, ihr Sohn, geboren: mit Schwert und Degen, mit schimmernder Brünne, mit ringgeschmücktem Helm und beißender Klinge, mit wohlgezähmten Roß wurde er im heiligen Walde erzogen. Als Löd des Vaters Fall und des Bruders Königtum erfuhr, ritt er von Osten, der Heidrek-Erbe, und kam zum Hof und der Halle des Gotenherrschers nach Arheim, sein Anteil zu heischen. Dort trank Angantyr König Heidreks Erbmahl.

Mit starkem Heere kam Löd zur Nacht nach Arheim. Draußen vor dem hohen Saale fand er einen Mann, den nächtigen Gänger hieß er dem Könige melden, daß Heidreks Erbe gekommen sei: „Geh hinein, Kämpe, in den hohen Saal, bitte Angantyr, daß er hinauskomme, mir Rede zu stehn.“ Drinnen sprach der Mann vor des Königs Sitz: „Löd kam hierher, Heidreks Erbe, dein Bruder, der kühne Held, auf Pferdes Rücken sitzt ragend der junge Krieger, mit dir, König, begehrt er zu reden.“ Auf sprang Angantyr, schnell hüllte er sich in die Brünne,

den weißen Schild ergriff die eine Hand, das Schwert die andere. Lärm erscholl in der Halle, mit ihrem König erhoben sich die kampfgierigen Mannen. Jeder begehrte zu hören, was Löd spräche und welche Antwort ihm Angantyr wüßte. Und Angantyr sprach: „Sei mir willkommen, Löd, mein Bruder, geh hinein und trinke mit uns des Vaters Gedächtnis, ihm zur Ehre, uns allen zum Ruhme.“ Doch Löd erwiderte: „Anderes Begehren trieb mich her! Ich fordere die Hälfte von Heidreks ganzer Habe, von Pfeil und Speerspitze und dem ganzen Schatze, von Kuh und Kalb und dem Korn in der polternden Mühle, von Knecht und Magd und ihrem Kinde, ich fordere auch den mächtigen Forst, den man Dunkelwald nennt, den heiligen Hügel der Königsgruft, der an der Straße des Volkes liegt, den schönen künstlich geritzten Steinblock, der am Gestade des Damp ruht, die Hälfte der Heerburgen, die Heidrek besaß, Lande und Volk und schimmernde Ringe.“

Da sprach Angantyr: „Zerbersten soll, Bruder, der weiße Schild, kalte Speere sollen aneinander erklingen, mancher Mann den Rasen decken, eh ich das Tyrfingland in zwei Teile zerfälle oder dir, Humling, die Hälfte lasse. Doch biete ich dir schöne Ringe, Gut und Habe die Fülle, was nur du begehrst, zwölfhundert Mannen, zwölfhundert Rosse, zwölfhundert Knechte den Schild zu tragen. Jedem der Mannen gebe ich reiche Gaben, andere und bessere als er irgend begehrt, eine Maid geb ich jedem der Mannen zur Gabe, jeder Maid umspanne ich mit Geschmeide den Hals. Dich, wenn du sitzest, umhäufe ich mit Silber, dich, wenn du gehst, überschütte ich mit Gold, daß rings um dich her sich Ringe ergießen.“

Als Gizur der Alte, einst Heidreks Nährvater, nun Angantyrs Waffenmeister, dieses Angebot hörte, sprach er: „Das wäre reiche Gabe für den Sohn der Magd, denn Mägdekind bleibt er, ward er auch von Geburt als König gehalten. Auf dem Hügel saß träge das Kebskind, als der edle Königssproß das Erbe nahm und den Mord des Vaters sühnte.“

Voll Grimm, daß Gizur ihn Mägdesohn und Kebskind ge-



heißen hatte, zog Löd heim zu König Humli und erzählte, wie ihm Angantyr die Hälfte des Erbes verweigere und wie schmählich er beschimpft worden sei. Darob wurde Humli von Zorn ergriffen und sprach: „Laßt uns sitzen in Ruhe den Winter hindurch und in Freuden leben, laßt uns plaudern und trinken den köstlichen Wein und die Hunnen lehren Heerwaffen zu fertigen, die wir künftig voll Heldenmut dem Feinde entgegentragen. Ein wohlgerüstetes Heer will ich dir geben und die Krieger zur Fahrt entbieten: bis zum zwölfjährigen Knaben und zum zweijährigen Fohlen soll alles sich zum Heerbann sammeln."

Im Frühling brachten Humli und Löd ein so gewaltiges Heer zusammen, daß rings das Land von waffentragenden Männern entblößt wurde. So groß war das Heer, daß man die Haufen nach Tausendschaften ordnen mußte. Über die sechs Heerhaufen gebot der Hunnenkönig, über jede Tausendschaft war ein Häuptling gesetzt, über jeder wehte ein Banner. Jeder Haufen aber bestand aus fünf Tausendschaften und jede Tausendschaft aus dreizehnhundert Kriegern, jede Hundertschaft war vierfach gefüllt. Durch den Dunkelwald ritt das Heer, der das Hunnenland vom Gotenland scheidet. Als der Wald durchschritten war, lag vor den Hunnen offnes Gefild voll prangender Weiler, die eine ragende Burg beschützte. Über sie gebot Herwör, Angantyrs und Löds Schwester, und ihr Pflegevater Ormar. Beide schützten hier die Gotenmark wider die Hunnen mit vieler Mannschaft.

Herwör stand im grauenden Morgen über dem Burgtor auf ragender Zinne. Nach Süden spähte sie gegen den Dunkelwald, da sah sie die aufsteigende Sonne vom Staub der Rosse verdunkelt werden. Durch den Staub aber sah sie schimmern wie klares Gold schön beschlagene Schilde, güldenleuchtende Helme und weiße Brünnen. Sie sah das Heer der Hunnen, eine gewaltige Macht. Sie stieg herab, befahl kräftig die Luren zu blasen, damit das Heer sich sammle, und sprach: „Nehmt Waffen und Wehr und macht euch zum Kampfe

bereit. Du aber, Ormar, reite in blinkender Wehr zu den Hunnen, biete ihnen Kampf auf dem Felde im Süden der Burg." Und Ormar erwiderte: „Wahrlich will ich reiten im Schmuck des Schildes und will dem Heerbann der Hunnen nahen, will sie zum Kampfe laden südlich der Burg, zum Kampf mit gotischen Mannen."

So ritt Ormar aus der Burg wider die Hunnen. Laut hallte sein Ruf: „Auf die Ebene südlich der Burg lade ich euch zum Kampfe!" Als er zurückkehrte, war Herwörs Heer bereit. Die Goten zogen den Hunnen entgegen, und es begann eine große Schlacht. Bald aber wandte sich der Männerfall auf Herwörs Seite, denn weit waren die Hunnen an Zahl überlegen. Nicht Herwörs noch Ormars Tapferkeit vermochten die Schlacht zu wenden, und endlich fiel Herwör und mit ihr fast das ganze Heer. Als Ormar ihren Fall sah, floh er mit den wenigen, die es vermochten, aus dem Kampfe. Tag und Nacht ritt er so schnell sein Roß ihn tragen wollte, bis er zu König Angantyr nach Arheim kam. Dort sprach er: „Von Süden bin ich hergeeilt, um Unheilskunde zu bringen. Verbrannt ist ganz der mächtige Dunkelwald, von Blute triefen die Mannen der Goten. Herwör die Schöne, Heidreks Maid, deine Schwester, sank zur Erde, zum Tode wund. Sie fällten die Hunnen mit vielen deiner Degen. Schneller eilte sie zum Kampf als zum Spiel mit Buhlen, als in die Halle zum Hochzeitsfeste."

Als Angantyr Ormars Worte vernahm, erbleichte er. Lange saß er düster und wortlos, spät erst und leise sprach er: „Unbrüderlich ward dir getan, erlauchte Schwester." Sein Blick schweifte über die Mannen, wenig waren um ihn, und er sprach: „Groß war unsere Zahl, als wir beim Met saßen, klein ist nun die Schar, da viele not tun. Keinen seh ich unter meinen Getreuen, bäte ich auch einen und böte ihm Ringe, der reiten möchte im Schmuck des Schildes, der dem Heerbann der Hunnen nahen möchte." Da sprach Gizur der Alte: „Keines Pfennigs Wert will ich fordern, noch einen Schilling oder Scherf klingenden Goldes, doch reiten will ich im Schmuck

des Schildes, dem Volke der Hunnen den Heerstab bieten." Mit guten Waffen rüstete sich Gizur, als sei er ein Jüngling, sprang er aufs Roß. Zum Könige sprach er: „Wohin lade ich die Hunnen zur Heerschlacht?" Der König antwortete: „Fordere sie zur Dylgia und auf die Dunheide, das Schlachtgefilde unter den Jassarfelsen, wo oft die Goten Kampf erhoben und schönen Sieg die Kühnen erstritten." Fort ritt Gizur der Alte, rennen ließ er sein Roß über die Heide, bis er zu den Hunnen kam. So nahe ritt er heran, daß seine Stimme sie erreichte, dann ließ er den schallenden Ruf ertönen: „Ich fordere euch zur Dylgia und auf die Dunheide, das Schlachtgefilde unter den Jassarfelsen, wo oft die Goten Kampf erhoben und schönen Sieg die Kühnen erstritten. Entsetzen faßt eure Haufen, feig ist euer König, es sinkt eure Fahne, feind ist euch Odin! Odin zürnt euch, sein Schrecken komme über euch, er lasse die Pfeile fliegen wie mein Bannwort kündet. Und also schleudere ich den Speer und weihe euch Odin."

Als Löd diese Verwünschung hörte, rief er: „Greift mir Gizur, den Grytingenkämpen, Angantyrs Degen, der von Arheim kam." Doch Humli sprach: „Nicht dürfen die vielen den Sendling verderben, der einsam dahinfährt." Gizur aber rief, als die Hunnen ihre Bogen wider ihn spannten: „Eure hunnischen Hornbogen schrecken uns nicht." Dann spornte er sein Roß und ritt zu Angantyr zurück. Zu ihm sprach er: „Ich entbot die Feinde zum Kampf auf der Dunheide im Dylgiatale. Unermeßlich und unzählbar ist der Hunnen Menge. In ihren Lagerfeuern verschwelt der ganze Dunkelwald, unter ihrem Zuge verödet die Flur, die Erde versinkt unter den Hufen ihrer Rosse, vom Getöse des Trosses dröhnt die Luft, vom Schritt der Krieger erbebt die Erde. Über sechs Heerhaufen gebietet der Hunnenkönig, jeder Haufen umfaßt fünf Tausendschaften, jede Tausendschaft dreizehn Hundert, jedes Hundert ist vierfach gefüllt."

Eilig sammelte Angantyr seine Mannen und rückte auf die Dunheide, auf jeden seiner Krieger aber kamen zwei Feinde.

Am nächsten Morgen begann die gewaltigste Schlacht, die je von den Völkern zwischen Nord- und Südmeer geschlagen wurde. Acht Tage stritten die Heere vom Morgen bis in die Nacht, da konnte niemand die Toten mehr zählen. Angantyrs Heer aber nahm nicht ab, denn bei Tag und Nacht strömten ihm von allen Seiten neue Kämpfer zu, so daß er am achten Tage nicht weniger Krieger als am ersten hatte. Am neunten Tage wuchs der Grimm der Hunnen, denn sie wußten, daß sie nur durch den Sieg ihr Leben retten konnten. Die Goten aber verteidigten in diesem Kampfe Freiheit und Vaterland. Darum schlossen sie sich fest zusammen und feuerten sich mit mutigen Worten an. Als der Abend hereinbrach, stürmten sie so gewaltig vor, daß sie die feindlichen Reihen durchbrachen. Da schritt Angantyr aus der Schildburg seiner Mannen hervor, stürmte in die feindliche Schar hinein, schwang das Schwert Tyrfing und mähte Krieger und Rosse. Die hunnische Schlachtordnung zerbrach, und Angantyr und Löd trafen sich zum Zweikampf. Da fiel Löd von seines Bruders Hand, auch Humli der Hunnenkönig fiel, und die Hunnen flohen. So groß war das Verderben, das die entschlossenen Goten dem Hunnenheer brachten, daß die Flüsse sich vom Walle der Leichen stauten und aus den Ufern traten, daß die Täler sich mit toten Streitern und Rossen füllten.

Als die Schlacht verebbt war, ging Angantyr über die Walstatt. Auf einem hohen Hügel fand er des Bruders Leiche, da sprach er: „Ich bot dir, Bruder, makellose Kleinode, Gut und Habe die Fülle, was nur du begehren konntest, nun hast du als Gewinn des Kampfes nicht lichte Ringe, nicht Land noch Leute errungen. Unheil hat uns getroffen, mein Bruder, die Bruderhand hat dich erschlagen. Nie wird der Fluch getilgt — schlimm ist der Norne Spruch.“

Auf dem Hügel, wo Löd gefallen war, ließ Angantyr ihm ein ragendes Grabmal errichten, und mit ihm ließ er die Edlen bestatten, die das Schwert dahingerafft hatte in der Völkerschlacht.



V. LANGOBARDEN

24. ALBOIN UND TURISIND

Auf ihrem Zuge nach Italien gerieten die Langobarden mit den Gepiden in Krieg. Auf dem Asfelde trafen sich die Heere. Dort besiegte Alboin, der Sohn des Langobardenkönigs Audoin, die Gepiden und erschlug Turismod, den Sohn des Gepidenkönigs Turisind, mit dem Schwerte.

Als die siegreichen Langobarden zu ihren Sitzen heimkehrten, forderten sie von König Audoin, daß er seinen Sohn Alboin zu seinem Tischgenossen mache: der dem Vater in der Schlacht der nächste gewesen, solle es auch beim Gelage sein. Audoin aber erwiderte: „Ihr wißt, bei uns ist es nicht Brauch, daß der Königssohn eher mit dem Vater tafle, als bis er von einem fremden König die Waffen empfangen hat und wehrhaft gemacht worden ist."

Als Alboin dies hörte, machte er sich mit nur vierzig Kriegern auf zu Turisind, dem Gepidenkönig, dessen Sohn er in der Schlacht getötet hatte, und verhehlte ihm zunächst seine Herkunft. Erst als der König den edlen Fremdling freundlich als seinen Gast in der Halle aufgenommen hatte, offenbarte Alboin sein Geschlecht und den Grund seines Kommens. Da lud der König ihn zum Mahle und ehrte ihn, indem er ihn sich zur Rechten setzte, auf den Platz, auf dem einst Turismod, sein Sohn, zu sitzen pflegte.

Während des Mahles schaute Turisind von seinem Hochsitz schweigend und gedankenschwer auf den Sitz, auf dem

einst sein Sohn gesessen hatte, und den nun der einnahm, von dessen Hand jener erschlagen lag. Tief seufzte er auf, und unfähig, seinen Schmerz zu hemmen, stieß er das Wort hervor: „Lieb ist mir jener Platz, aber leid der Anblick dessen, der darauf sitzt."

Da begann der zweite Sohn des Königs, durch den Schmerz des Vaters gereizt, die Langobarden zu schmähen: „Die ihr eure Waden mit weißen Binden umwickelt, ihr gleicht scheckigen geilen Stuten." Ihm erwiderte einer der Langobarden: „Geh hinaus aufs Asfeld! Dort wirst du sehen, wie kräftig diese Stuten mit ihren Hufen auszuschlagen vermögen. Dort liegen über die Flur hin verstreut deines Bruders Gebeine wie eines feilen Rindes Knochen." Unfähig solchen Schimpf zu ertragen, sprangen die Gepiden auf, um ihren Königssohn zu rächen, und schon griffen auch die Langobarden zu den Schwertern. Doch der König sprang vom Hochsitz herab, warf sich zwischen die Gegner, bedrohte die Seinen mit schwerer Strafe, wenn sie den Kampf begönnen, und rief: „Das ist kein ehrenvoller Sieg, den man in der eigenen Halle über den Gast erringt!" So schwichtigte er den Streit, und das Mahl wurde fortgesetzt. Dann nahm Turisind die Waffen seines Sohnes Turismod, reichte sie dem Alboin und sandte ihn in Frieden und heil zu seinem Vater zurück. Die Langobarden rühmten die Kühnheit des Alboin, nicht minder aber bewunderten sie die Treue des Turisind gegen seinen Gast. So wurde Alboin seines Vaters Tischgenosse.

25. ALBOIN UND ROSIMUND

Als Turisind, der König der Gepiden, gestorben war, folgte ihm sein Sohn Kunimund in der Herrschaft. Der gedachte der Unbill, die einst sein Volk von den Langobarden erlitten hatte, und beschloß, sie an König Alboin zu rächen. Er brach die geschlossenen Verträge und überzog Alboin aufs neue mit Krieg. Der schloß mit den Hunnen einen Bund, daß sie

in das Reich der Gepiden fielen, und wandte sich auch selbst gegen seine alten Feinde.

Kunimund griff zuerst Alboin an, doch wurden die Gepiden von den Langobarden geschlagen, und so schrecklich wüteten die Sieger gegen die Überwundenen, daß kaum ein Bote entrann. Auch Kunimund fand in der Schlacht von Alboins Hand den Tod. Der Langobarde ließ aus dem Schädel seines gefällten Gegners eine Trinkschale fertigen. Rosimund aber, die Tochter des Gepidenkönigs, wurde als Gefangene fortgeführt, und bald danach nahm Alboin sie zu seiner Gemahlin. Die Gepiden gerieten unter die Herrschaft der Langobarden. Alboins Name aber wurde weit berühmt, und bei Bayern und Sachsen und anderen deutschen Stämmen sangen die Lieder sein Lob.

Alboin hatte sich in Italien ein mächtiges Reich gegründet. Einst saß er zu Verona fröhlich beim Mahle. Da ergriff ihn der Übermut: er hieß die Schale, die er einst aus Kunimunds Haupt hatte fertigen lassen, mit Wein füllen und sie der Königin zum Trunke darreichen und rief ihr zu: „Da, trinke fröhlich mit deinem Vater!" Rosimund nahm die Schale, aber heißer Schmerz und bitterer Groll erfüllte ihr Herz, und seit dieser Stunde brannte sie vor Verlangen, den Tod ihres Vaters zu rächen. Sie wandte sich um Rat und Hilfe an Helmichis, den Schildträger und Ziehbruder des Königs, und bat ihn, ihr Racheverlangen zu stillen. Helmichis weigerte sich, einen solchen Frevel zu vollbringen. Um ihn aber zu zwingen, nahm die Königin einst in dunkler Nacht den Platz seiner Geliebten ein, und indem sie ihn so täuschte, gab sie sich ihm preis. Dann sprach sie zu ihm: „Ich bin nicht deine Geliebte, wie du glaubst. Rosimund bin ich, die Königin. Da du nun diesen Frevel vollbracht hast, so bleibt dir nur die Wahl, entweder von Alboins Schwert zu fallen oder ihn selbst zu töten." Da willigte Helmichis, um dem Verderben zu entgehen, ungern in die Tat.

Als sich der König um die Mittagszeit zur Ruhe gelegt



hatte, trug Rosimund in aller Stille die Waffen beiseite, die in seinem Gemache waren, das Schwert aber, das dem König zu Häupten am Bette befestigt war, umschnürte sie so stark, daß es nicht mehr aus der Scheide gezogen werden konnte. Dann rief sie den Helmichis herein. Alboin erwachte jäh, und als er die Gefahr erkannte, die ihm von dem Mörder drohte, wollte er schnell sein Schwert ergreifen, doch konnte er es nicht losbringen. Darum ergriff er einen Schemel und erwehrte sich damit des Mörders, bis unter dessen Hieben wehrlos der kühne Held zusammenbrach, der so lange der Schrecken seiner Feinde gewesen war. Klagend bestatteten die Langobarden ihren geliebten König, Rosimund aber mischte den Gifttrank, um Helmichis zu töten, den sie nur um den Preis ihrer Ehre zum Helfer gewonnen hatte. Der aber merkte trinkend den Verrat und zwang sie, den Rest des Bechers zu leeren und mit ihm zu sterben.

VI. THÜRINGER

26. IRINGS VERRAT

Einst herrschte über die Thüringe König Irminfrid. Sein Ratgeber war Iring, ein Mann kühn und stark zur Tat, von klugem Geiste und beredtem Munde. Ihm und seinen weisen Ratschlägen vertraute sein Herr. Irminfrid war vermählt mit Amalberga, der Tochter des großen Frankenkönigs Chlodwig. Als dieser starb und keinen echten Erben hinterließ, wählten die Franken seinen Kebssohn Theoderich zu ihrem Herrscher. Der sandte Boten zu Irminfrid, um ihm Frieden und Bündnis anzutragen: „König Theoderich, mein Herr", sprach der Bote, „wünscht deine Herrschaft beständig und stark. Nicht Herr, sondern Freund und Verwandter will er dir sein und will dir den nachbarlichen Bund unverbrüchlich halten, wenn du nur vom Bunde mit den Franken nicht abfällst." Gern vernahm Irminfrid diese Botschaft. Er wünschte mit den Franken in Frieden zu leben, doch wollte er erst die Großen seines Landes im Rate hören, bevor er die Antwort erteilte.

Als aber Amalberga die Botschaft ihres Stiefbruders erfuhr, eilte sie zu Iring, um durch ihn ihr besseres Recht am Frankenreich bei Irminfrid geltend zu machen: „Sage dem Könige", bat sie, „daß mir, der echten Tochter der Merowinge, das Frankenreich als Erbe zufiel. Theoderich, das Kind einer Kebse, ist mein Eigenmann, und es ziemt dem Könige nicht, ihm die Hand zum Treubund zu reichen." Und Iring folgte ihr.

Als die Großen des Reiches bei Irminfrid zum Rate erschienen waren, drangen sie alle in ihn, die Friedensbotschaft anzunehmen, denn einem fränkischen Angriff vermöge das Thüringerreich nicht zu widerstehen. Nur Iring, betört



durch die Bitten des verruchten Weibes, widerriet und sprach: „Gib den Anschlägen der Franken nicht nach, du hast durch Amalberga größeres Königsrecht als Theoderich, der Kebssohn, auch stehst du an Macht und Zahl der Mannen dem Franken nur wenig nach.“ Durch solche Worte ließ sich Irminfrid bereden, den fränkischen Boten zu erwidern: „Nicht will ich Theoderich Freundschaft und nachbarlichen Bund weigern, doch wundert mich, daß er sich früher des Königreiches als der Freiheit zu bemeistern strebt. Unfrei ist er geboren, wie darf er sich da der Herrschaft erdreisten? Dem Eigenmanne kann ich die Hand zum Bunde nicht reichen.“ Da erbebte der Abgesandte und gab zur Antwort: „Viel lieber wollte ich dies mein Haupt in deine Hände geben als solche Worte von dir vernehmen. Viel Blut der Franken und Thüringe wird es kosten, sie abzuwaschen.“

Dann kehrte er zu Theoderich zurück und verhehlte ihm nicht, was er vernommen hatte. Der verbarg seinen Grimm und sprach mit heiterer Miene: „So ist uns also Not, zum Dienst des Irminfrid zu eilen, denn eitel ist unser Leben, solang uns die Freiheit mangelt.“ Er rüstete ein gewaltiges Heer, fiel in das Gebiet der Thüringe ein, schlug sie am Runenberg und schloß die Fliehenden mit ihrem Könige in der Burg Scheidungen ein. Am nächsten Tage berannte er die Burg, um seine Rache zu vollenden. Tapfer wehrten sich die Thüringe. Als aber Irminfrid erkannte, daß die Seinen der Übermacht zu erliegen drohten, sandte er Iring mit all seinen Schätzen zu Theoderich, um durch ihn freiwillige Unterwerfung anzubieten und Frieden zu erflehen. „Dies alles“, sprach Iring zu Theoderich, „sendet dir Irminfrid, einst dein Verwandter, nun aber durch Schicksalsschluß dein Eigenmann. Er bittet dich, wenn du dich seiner nicht erbarmest, doch mit deiner Schwester und ihren Kindern Mitleid zu haben.“

Scheinbar schenkte Theoderich seinen Worten Gehör und versprach, am folgenden Tage Irminfrid als Freund zu empfangen. Iring sandte die ersehnte Botschaft seinem Herrn in die Burg,

er selbst blieb im Lager, daß nicht die Nacht noch Feindliches errege. Theoderich aber ließ in derselben Nacht die sorglos ruhenden Thüringe in der Burg überfallen und im Schlafe niedermachen. Doch Irminfrid und die Seinen entkamen mit wenigen Mannen.

Als Theoderich die Flucht des Königs vernahm, gedachte er sich Irings zu bedienen, um den König durch seinen Ratgeber herbeizulocken und töten zu lassen, ohne daß ihn selbst ein Makel an dem Morde träfe. Er versprach, Iring mit reichen Geschenken zu überhäufen und mit großer Macht im Reiche zu bekleiden, wenn er dem Ansinnen folgte, und obgleich Iring ihn zunächst mit Ingrimm abwies, wußte Theoderich seinen Sinn durch listige Vorspielungen und Versprechen so völlig zu verkehren, daß er dem Plane des Franken nachgab und seinen König in das Heerlager des Feindes lockte.

Als Irminfrid vor Theoderich erschien, warf er sich vor ihm zu Boden. Iring aber, der mit entblößtem Schwert gleich einem Schildträger des Königs neben ihm stand, erschlug seinen knieenden Herrn.

Da rief der Franke ihm zu: „Nun hast du Treuloser deinen eignen Herrn erschlagen, und durch diese Untat bist du allen Sterblichen verhaßt geworden. Offne Bahn sei dir, von uns hinwegzugehn, Anteil und Los deines Frevels wollen wir nicht.“ — „Wohl“, sprach Iring, „bin ich allen Sterblichen verhaßt geworden, da ich deinen falschen Anschlägen gehorchte. Doch bevor ich gehe, will ich diesen meinen Frevel abwaschen, indem ich meinen Herrn an dir räche.“ Und wie er mit entblößtem Schwerte dastand, durchbohrte er auch den Theoderich. Dann nahm er den Leib seines Herrn und legte ihn auf den Leichnam König Theoderichs, damit, der lebend besiegt ward, im Tode doch Sieger sei. Und mit dem Schwerte sich einen Weg bahnend, ging er davon.

Durch diese Tat sühnte Iring seinen Verrat, und sein Ruhm ward so hoch gepriesen, daß bis auf den heutigen Tag die Milchstraße die Iringstraße heißt.

VII. ANGELN, SACHSEN, FRIESEN

27. WÖLUND

Von Süden flogen Mädchen durch den Dunkelwald, schicksalkundige Frauen, Kampflose zu wirken. Am Meeresstrand setzten sie sich, um auszuruhen, dort spannen die Frauen vom Süden kostbare Fäden. In den Wolfstälern hausten Wölund, den die Völker im Süden Wieland nennen, und seine Brüder. Die gesellten sich zu ihnen und führten sie heim zu ihrer Behausung. Ålrun nahm Egil und hegte ihn am schimmernden Busen, Svanhvit, die Schwangefiederte, umarmte den Slagfid, die dritte Schwester Allwit aber umschlang Wölunds weißen Hals.

Sieben Winter saßen sie dort, den achten durchlebten sie ganz in Sehnsucht, doch im neunten lösten sie den Knoten: über den Dunkelwald trieb sie unstillbares Sehnen, Kampfgeschick wollten sie wieder flechten. Sie legten die Geschmeide ab, hoben sich heimlich in die Lüfte und flogen gen Süden, schicksalkundige Frauen.

Vom Weidwerk kehrte Wölund heim, der wetteräugige Schütze, mit Egil und Slagfid. Sie fanden die Halle leer, sie gingen suchend aus und ein, sahen rings umher. Da glitt Egil auf dem Schneeschuh nach Osten, Ålrun zu suchen, gen Süden schweifte Slagfid nach Svanhvit, Wölund aber saß einsam in den Wolfstälern. Unablässig schlug er am Feuer rotes Gold zu Ringen, alle Ringe zog er auf eine Bastschnur. So harrte er seines leuchtenden Weibes, ob es ihm wiederkehre.

Nidud, der Niarenfürst, vernahm, daß Wölund in den Wolfstälern einsam säße. Nachts bei gesicheltem Mond fuhren seine Mannen aus in genagelter Brünne und mit blinkenden Schilden. Sie stiegen vom Sattel an des Hauses Gaffel, von da gingen sie durch den langen Saal. Auf den Bast gefädelt sahen sie die Ringe, siebenhundert, die der Mutige besaß. Sie streiften sie ab, sie reihten sie auf, außer einem, den ließen sie abgestreift. Wölund kam von der Jagd, der wetteräugige Schütze, lange Wege war er gewandert. Trockenes Föhrenreisig flammte schnell vor ihm auf und Waldholz, das der Wind gedörrt hatte. Das Fleisch der braunen Bärin briet er am Feuer und aß. Er streckte sich auf das Bärenfell, die Ringe zählte der Albenfürst, doch einen vermißte er, den Allwit trug. Er glaubte, ihn habe die Schicksalkundige abgestreift, und hoffte, sie sei heimgekehrt. So saß er lange wartend, bis er in Schlaf sank.

Doch freudlos erwachte er: er spürte an den Händen schwere Banden und die Füße von Fesseln umschnürt. Er sprach: „Wer sind die Starken, die aus Bastseilen mir Fesseln flochten und mich banden?“ Da rief Nidud, der Niarenherrscher: „Wie erwarbst du Albenfürst in den Wolfstälern unser Gold? Du fandest das Gold nicht auf Granis Wegen, Wölund, und fern ist dies Land den Felsen des Rheins.“ — „Wir besaßen selber Schätze genug“, sprach Wölund, „als wir drei mit den Frauen des Südens heil daheim saßen.“ Sie nahmen Wölunds Schwert und Schätze und ritten heim.

Den Gefesselten führten sie zur Königshalle. Als die Königin ihn draußen sah, ging sie hinein durch den langen Saal und sprach auf dem Estrich mit gedämpfter Stimme: „Nicht geheuer ist, der da vom Holze kommt. Feindselig glitzern ihm die Augen wie dem gleißenden Wurm.“ Denn Wölund fletschte die Zähne, als er sein Schwert an Niduds Gürtel und den Ring der Allwit an Bödwilds, der Königstochter, Arm gewahrte. „Durchschneidet ihm die Sehnen“, riet die Königin, „und laßt ihn auf dem Werder sitzen.“

Das befahl der König. Man durchschnitt ihm die Sehnen an den Knieen und setzte ihn auf einen Holm am Strande. Dort mußte er dem König künstliches Geschmeide schmieden.

Oft sprach Wölund zu sich und sann: „Nun ist mir fern das leuchtende Schwert, das ich mir unter dem Hammer härtete . . Und Bödwild trägt den roten Ring meines Weibes . . Gelähmt bin ich: wie kann ich rächen dreifache Schmach?“

So saß er, schwang unaufhörlich den Hammer und schmiedete in schlaflosen Nächten für Flucht und Rache ein feines Werk.

Einst trollten die beiden Knaben König Niduds beim Vogelfang nach Säwarstad, wo Wölund saß. Durch die Tür schauten sie ihm zu. Sie gingen zu seiner Truhe und verlangten die Schlüssel, er gab sie ihnen, und als sie sich in die Truhe bückten, ward das Geschick vor ihm offen. Die Knaben sahen Kleinode in Menge liegen, rotes Gold und Geschmeide leuchteten ihnen entgegen. „Kommt allein hierher“, sprach Wölund, „kommt morgen, dann sollt ihr all das Gold dort haben. Doch sagt den Mägden nichts, noch den Dienerinnen, sagt keinem Menschen, daß ihr mich fandet.“

In der Frühe rief ein Bruder dem andern: „Komm, wir wollen zu den Ringen gehen.“ Sie kamen zur Truhe und verlangten die Schlüssel, schauten hinein — da sah Wölund die Rache offen: er erschlug die Knaben mit dem Deckel, schnitt ihnen die Köpfe ab und warf ihre Leiber in die Schlammgrube unter dem Blasebalg. Die entblößten Hirnschalen aber umhüllte er mit Silber und sandte sie Nidud, aus den Augen machte er Edelsteine und sandte sie der Königin, aus den Zähnen schlug er Ringe zum Brustschmuck und sandte sie Bödwild.

Bödwild brüstete sich mit dem Ring der Allwit. Doch eines Tages zerbrach er. Da brachte sie ihn voll Angst zu Wölund: „Nur dir allein wage ich es zu sagen“, sprach sie. Er antwortete: „Den Bruch im Golde will ich so bessern, daß der Ring deinem Vater schöner scheint, deiner Mutter weit besser und dir selber gerade so schön wie zuvor.“ Als

sie bei ihm saß, reichte der Zauberkundige ihr betörenden Met, daß sie auf dem Sitze schläferte, und überwältigte sie.

„Nun habe ich gerächt all meinen Harm", sprach er, „nur einen noch nicht, den die Bösen mir taten. Doch, die Niduds Mannen mir nahmen, die Kraft meiner Sehnen gewann ich wieder durch eignes Werk." Und lachend im Fluge hob sich Wölund in die Luft, weinend ging Bödwild vom Holme. Voll Zittern war sie über ihres Buhlen Fahrt und vor dem Grimm ihres Vaters.

Wölund flog zur Königshalle und setzte sich hoch auf die Umwallung nieder. „Nidud", rief er, „Herr der Niaren, wachst du?" — „Immer wache ich, freudeberaubt", antwortete der König, „nie umfängt mich Schlaf, seit meine Knaben starben. Mir friert das Haupt, kalt war der Königin Rat. Sage mir Wölund, du Albenfürst, was wurde aus meinen blühenden Söhnen?" Da sprach der Schmied: „Vorher sollst du mir alle Eide schwören, bei Schiffes Bord und Schildes Rand, bei Rosses Bug und Schwertes Schärfe, daß du nicht Wölunds Gattin marterst, noch sein Weib töten lässest, mag ich auch eine Buhle haben, die dir selber verwandt ist, mag ich auch ein Kind haben, das dich an meine Rache in eigner Halle gemahnt." Den Eid schwur Nidud, und Wölund sprach: „Geh zur Schmiede, die du mir bautest. Dort findest du die blutberonnenen Bälge deiner Söhne. Ich schnitt den Knaben die Köpfe ab, warf ihre Leiber in die Schlammgrube unter der Esse. Die entblößten Hirnschalen aber umhüllte ich mit Silber und sandte sie dir, Nidud, aus den Augen machte ich Edelsteine und sandte sie der Königin, aus den Zähnen der Knaben schlug ich Ringe zum Brustschmuck und sandte sie Bödwild. Nun aber geht Bödwild von mir mit Kindesbürde, eure einzige Tochter." Da sprach Nidud: „Nie sprachst du ein Wort, das mich schwerer kränkte und wofür ich schlimmeren Lohn dir wünschte. Aber kein Mann ist so hoch, dich von diesem Rosse zu holen, und niemand so stark, dich herab zu schießen, da du dich zu den Wolken hebst."

Lachend erhob sich Wölund in die Luft, Nidud aber saß leidvoll da. Er rief: „Bödwild, meine Tochter! Ist wahr, was ich erfuhr, daß du mit Wölund auf dem Holme zusammen saßest?“ — „Wahr ist, Nidud, was er dir sagte“, sprach Bödwild, „ich saß mit Wölund auf dem Holme zu schlimmer Stunde: wär es nimmer geschehen! Ich konnte Wölund nicht wehren . . nein, wehren konnte ich ihm nicht.“

28. EGIL DER SCHÜTZ

Einst kam zum Hofe des Königs Nidud ein Mann namens Egil und wurde in seine Gefolgschaft aufgenommen. Egil war der Bruder Wölunds, des kunstreichen Schmiedes, und war der beste Bogenschütze, von dem man je vernommen hatte. Deshalb wollte ihm der König wohl.

Oft beim Gelage rühmte sich Egil unter den Mannen seiner Kunst im Bogenschießen: er getraue sich aus großer Entfernung einen kleinen Apfel von der Spitze eines Stabes herabzuschießen. Diese prahlende Rede wurde dem Könige hinterbracht. Der beschloß Egil zu versuchen und seinen Übermut zu dämpfen. Erst forderte er von ihm mancherlei Proben, und Egil bestand sie alle. Endlich befahl er, Egils Sohn herbeizubringen, den er von Älrun der Schwanmaid hatte, und der erst drei Winter zählte. Er ließ dem Knaben einen Apfel auf den Kopf legen und befahl Egil, ihn herabzuschießen. Nur einen Pfeil gestand er ihm zu. Wenn er aber darüber weg oder seitlich an dem Apfel vorbeischieße, so solle er wegen seiner eitlen Prahlerei das Leben verwirkt haben.

Egil stellte den Knaben mit abgewandtem Gesicht auf, damit er den Pfeil nicht nahen sähe, und ermahnte ihn, ja nicht zu zucken, wenn er das Schwirren höre. Darauf nahm er drei Pfeile aus dem Köcher. Zwei steckte er in den Gürtel, den dritten prüfte er sorgfältig und strich ihm das Gefieder. Dann legte er ihn auf die Sehne und schoß. Ohne sich zu rühren erwartete der Knabe den Pfeil, und in zwei gleiche Hälften gespalten fiel der Apfel herab.



Hoch priesen die Mannen den trefflichen Schützen. Doch der König fragte Egil: „Warum nahmst du drei Pfeile aus dem Köcher, da dir doch nur ein Schuß verstattet war?“ Der antwortete: „Herr, ich will dich nicht belügen: hätte ich den Knaben mit dem einen Pfeil getroffen, so waren diese beiden dir zugedacht, und den Fehl des ersten hätte ich mit ihrer Schärfe an dir gerächt.“ Der König nahm das Wort wohl auf, und alle bewunderten die stolze Kühnheit des Schützen. Der aber trug von nun an schweigend den Ruhm seiner Kunst.

29. OFFA

Einst herrschte über die Angeln König Wermund, der Weise genannt, Gerechtigkeit und Kraft ließen in langem Frieden sein Land erblühen. Lange war er kinderlos, doch als er ein Greis war, wurde ihm ein Sohn Offa geboren. Der überragte bald alle Genossen an mächtiger Körpergestalt, doch sein Geist blieb stumpf und blöde, und er war zu keinen Dingen nütze. Von Jugend auf ging er stumm einher, spielte und lachte nicht und hielt sich von aller Freude fern. So ward er dreißig Jahre, ohne daß ihn jemand ein Wort hatte sprechen hören, und unfähig schien er, einst seinem Vater, den schon hohes Alter und Blindheit bedrückte, in der Herrschaft zu folgen.

Als der König der Sachsen vernahm, das Land der Angeln habe keinen Schützer mehr, glaubte er die Zeit gekommen, sein Reich zu vergrößern. Er sandte Boten zu Wermund und ließ ihm sagen, er fordere von ihm sein Reich, zu dessen Lenkung sein hohes Alter ihn unfähig mache, damit es nicht länger des Richters und schützenden Armes entbehre. Wolle er sein Reich nicht lassen, so möge er einen Sohn oder Kämpen dem besten Helden der Sachsen im Zweikampf entgegenstellen, und wessen Kämpfer siege, dem gehöre das Reich. Wenn er sich aber auch dessen weigere, so möge der Krieg entscheiden.

Die Bringer dieser übermütigen Botschaft empfing der König, als er die Großen des Reiches und die Gefolgsmannen in seiner Halle zur Beratung vereinigt hatte, und Schmerz und Grimm ließ die ganze Versammlung in Schweigen verharren. Der König, bedenkend wie er, der erste, dem es obliege, Recht und Reich zu verteidigen und zu schützen, in die Nacht der Blindheit gehüllt sei, sein Sohn aber, der nächste an dieser Pflicht, tatenlos und stumm sein Leben verbringe, verzweifelte daran, sein Recht wider die gierigen Sachsen zu wahren. Endlich verlangte er sorgenvoll den Rat der Versammelten, ob er Kampf oder Unterwerfung wählen solle.

Während aber alle noch in zweifelndem Sinnen schwiegen, richtete sich plötzlich Offas mächtige Gestalt unter den Gefolgsmannen auf. Voll Staunen wandten sich aller Blicke auf den Stummen, dessen Miene zeigte, daß er reden wolle. Wermund fragte, wer es sei, der den Sachsen die Antwort zu geben begehre. Die Mannen erwiderten, es sei Offa, sein Sohn. Da rief der blinde König: „Ist es nicht genug, daß Fremde die Last meines Alters und Unglücks mit Hohn überschütten? Müssen auch noch die Meinen mich verhöhnen?“ Als aber die Mannen hoch beteuerten, es sei wirklich Offa, der zu sprechen begehre, sagte er: „Wer es auch sei, er mag frei reden.“ Da sprach Offa zu den fremden Boten: „Nicht schreckt uns das hohle und prahlerische Drohen der übermutgeschwellten Sachsen. Zu früh brüstet sich euer König und glaubt das Land der Angeln des Schutzes bar. Denn ich allein bin der einzige und echte Erbe dieses Reiches, und mir allein liegt es ob, im Zweikampf die Entscheidung zu suchen, damit ich entweder für das Reich allein falle oder allein den Sieg für das Vaterland gewinne. Meldet denn eurem Könige, damit sein hohler Übermut sich lege: ich fordere seinen Sohn und Erben und dazu noch den vorzüglichsten Kämpen der Sachsen heraus, daß sie beide mir allein im Zweikampfe begegnen.“ Mit stolzer Stimme hatte Offa diese Worte ge-

sprochen. Mit den Gesandten wurde Ort und Zeit des Kampfes bestimmt, und sie zogen von dannen.

Als sie die Versammlung verlassen hatten, sprach Wermund: „Wer es auch sei, der durch diese mutige Herausforderung zweier Kämpfer meine Ehre hergestellt hat: ihm will ich lieber als dem übermütigen Feinde mein Land übergeben." Als man ihm aber wieder und wieder beteuerte, niemand anders als sein Sohn sei es, der die feindlichen Drohungen stolz verachtet habe, hieß er Offa zu sich treten, damit er ihn betaste. Der Blinde ließ seine Hand über Schultern und Seiten und die gewaltigen Glieder des Sohnes gleiten, dann brach er in die Worte aus: „Wahrlich, so war auch ich in meiner blühenden Jugend. Doch warum", fragte er, „hast du so lange die süße Gabe des Wortes durch Verstellung verborgen, als seist du mit Stummheit geschlagen?" Und Offa erwiderte: „Bisher, als ich unter deinem Schutze lebte, bedurfte ich der Stimme nicht. Erst jetzt, als im Augenblick der Not deine Mannen vor den Reden der Fremden verstummten, war sie mir nütze."

Wermund befahl, seinen Sohn, der sich noch nie im Waffenhandwerk geübt habe, zu rüsten und zu unterweisen. Aber Offa sprengte mit seiner mächtig gewölbten Brust alle Brünnen, die man herbeitrug. Selbst der Panzer seines Vaters drohte zu zerbrechen, als er ihn anzulegen versuchte. Da befahl Wermund, die linke Seite der ehernen Hülle aufzuschneiden und mit Bändern zuzuheften, denn ungefährdet sei die Seite, die der Schild decke. Man brachte die besten Schwerter herbei, die im Reiche zu finden waren, und hieß ihn sorgsam wählen. Wenn aber Offa sie durch die Luft sausen ließ, zerbrachen sie in kleine Splitter. Da rief er: „Sind das die Schwerter, mit denen ich die Ehre des Reiches und mein Leben wahren soll?" Wermund, als er die Heldenkraft des Sohnes gewahrte, sprach: „E i n e n Schutz weiß ich noch für unser Reich und Leben. Einst besaß ich ein Schwert von höchster Tugend, Skrep genannt, das durchdrang und spaltete



auf einen Hieb, was immer es traf. Ich hieß das herrliche, seit ich es selbst nicht mehr schwinge, vor der Gier der Nachfahren tief in die Erde vergraben, denn nie durfte ich hoffen, daß mein Sohn es schwingen werde. Führt mich aufs Feld, damit ich den Hügel wiederfinde, der es birgt." Draußen fand er den Ort, hieß seine Begleiter graben, und bald zog man ein herrliches Schwert hervor. Wermund ergriff es und sprach zu seinem Sohn: „Dies ist das Schwert, mit dem ich so oft gesiegt habe und das mir ein nie versagender Schutz gewesen ist." Offa nahm das Schwert, und es schien ihm alt und rostig. „Soll ich auch dieses erproben, ehe ich es im Ernste schwinge?" sprach er. Doch Wermund erwiderte: „Laß es in der Scheide und erprobe es erst im Kampfe. Denn zerschellt auch dies Schwert in deiner Hand, so weiß ich keines, das der Kraft deines gewaltigen Armes standhält."

Der Tag, der zum Kampfe bestimmt war, nahte heran. Auf einer Insel der Eider, die man nur zu Schiff erreichen konnte, sollten sich die Gegner zum hohen Gange treffen. Ohne Begleiter begab sich Offa zur festgesetzten Stunde auf den Werder, und von der anderen Seite des Flusses nahte der sächsische Königssohn mit dem kampfberühmtesten Helden seines Volkes. Weithin an beiden Ufern lagerten hier die Angeln, dort die Sachsen. Wermund aber ließ seinen Sessel an den äußersten Rand der Landungsbrücke stellen, denn er wollte lieber sein Ende in den Wellen suchen, wenn sein Sohn den Sieg nicht erränge, als überleben den Untergang seines Geschlechtes und Vaterlandes.

Der Kampf begann. Beide Gegner drangen auf Offa ein, er aber fing die Hiebe der Sachsen mit dem Schilde auf: erst wollte er erforschen, vor welchem Gegner er sich am meisten wahren müsse, um ihn mit einem Hiebe zu vernichten. Der blinde König, der nur den Schall der fremden Schwerter vernahm und fürchtete, seinem Sohne fehle der Mut zum Angriff, rückte voll Todesverlangen bis an den äußersten Rand der Brücke. Doch Offa rief zuerst dem Königssohne

entgegen: „Erweise durch Tapferkeit deine erlauchte Geburt, kühner greife mich an, damit es nicht scheine, als überrage dich der niedrigere Genosse an Mut.“ Den Kämpen aber stachelte er durch diese Worte: „Birg dich nicht ängstlich hinter dem Rücken deines Herrn! Rechtfertige sein Vertrauen, das dich allein zum Genossen erlas.“ Als aber der sächsische Kämpe an seiner Ehre gereizt kühner vordrang, schlug er ihn mit einem einzigen Hiebe seines Schwertes mitten durch. Als Wermund den sausenden Ton des Hiebes vernahm, rief er: „Das war der Klang meines Schwertes!“ Und als seine Begleiter ihm von der Gewalt des Hiebes berichteten, rückte er freudig ab vom Uferrand. Offa aber reizte nun seinen zweiten Gegner, den Fall seines Genossen zu rächen, seinen Ruhm im Angesichte des Volkes zu mehren und seines Landes Grenzen zu erweitern. Doch kaum war er heran, da traf ihn Offas Schwert und schlug ihm den Todesstreich wie seinem Genossen. Am Ufer rief Wermund: „Zum zweiten Male traf der Klang meines Schwertes Skrep mein Ohr!“ Und als man ihm sagte, sein Sohn habe beide Gegner niedergestreckt, rannen Freudentränen auf seine Wangen. Jubelnd empfingen die Angeln ihren Helden, die Sachsen aber holten, von Schande und Hohn übergossen, die Leichen ihrer Kämpfer vom Holme.

30. DER KAMPF IN DER FINNSBURG

Lange herrschte Haß und blutige Fehde zwischen Friesen und Angeln. Doch endlich schlossen sie Verträge, und Finn, der König der Friesen, nahm Hildeburg, die Tochter des Angelnkönigs Hoc, zum Weibe.

Jahre vergingen. Da lud einst Finn den Bruder seines Weibes, König Näf, in sein Land. Der fuhr mit sechzig Mannen über das Meer, er fürchtete keinen Trug, doch der Haß schwelte weiter unter den Friesen. Als die Angeln ankamen, wurden sie von Finn gastlich aufgenommen und in einer schönen

Halle der Finnsburg untergebracht. In der Nacht hielt ein Angelnkrieger die Wacht vor der Halle. Bald sah er einen feurigen Schein und rief: „Feurige Lohe seh ich brennen, nicht weiß ich, ob es im Osten schon tagt, oder ob ein Drache durch die Nacht fliegt, oder ob der Hornschmuck der Halle brennt.“ König Näf sprang auf und rief: „Nicht graut es im Osten, noch fliegt ein Drache, auch brennt nicht der Hornschmuck der Halle. Feindliche Krieger dringen heran, es rasseln die grauen Eisenbrünnen, es klirren die Kampfspeere, die Schäfte klingen am Schilde, und die Leichenvögel singen. Nun schimmert der Mond durch düsteres Gewölk und schwere Taten drohen, da die Feinde mit Volkshaß uns nahen. Erwachet nun, meine Streiter, ergreift die Waffen, gedenkt eurer Heldenkraft und fechtet kühn ohne zu weichen.“

Da erhob sich mancher Kämpe vom Lager, die Degen in goldenen Brünnen gürteten sich mit dem Schwerte. Zur Tür schritten Sigeferd und Eawa und entblößten die Schwerter, an der anderen Tür standen Ordlaf und Gudlaf, ihnen folgte Hengist selber, des Königs Waffenmeister.

Gudhere, ein Kämpe der Friesen, wollte gegen die Tür andringen, doch sein Genosse Garulf, ein Angle, der einst mit Hildeburg zu den Friesen gekommen war, rief ihm zu: „Wage nicht ein so edles Leben beim ersten Kampf um die Hallenpforte: dort steht ein kampfharter Held, der wird es dir nehmen.“ Über alle Krieger hin rief Garulf, wer den Eingang schütze. „Sigeferd heiß ich“, rief jener, „und bin der Seggenfürst. Viel Weh habe ich schon gelitten, und manchen harten Kampf. Harm droht dir hier, wenn du mir zu nahen wagst.“

Da erhob sich auf dem Walle wilder Schwerterschall, die Schilde zerbarsten in der Hand der Kühnen, der Burghof dröhnte. Im Streite fiel Garulf von der Hand Gudlafs, seines Vaters, und um ihn viele Tapferen. Froh der Menge der Toten, flog der schwarzgefiederte Rabe über die Walstatt hin. Der Schwerterglanz sprühte, als stehe die ganze Finnsburg im Feuer. Nie sah man Mannen heldenhafter kämpfen als die sechzig



Mannen des Näf, nie sah man Königsrecken den süßen Met besser vergelten, als des Angelnkönigs Genossen hier taten.

Fünf Tage und ebenso viele Nächte fochten die grimmen Helden, nicht einer fiel von den tapferen Angeln, und sie hielten die Tore der Halle.

Spät erst wandte sich einer der Kämpen hinweg: seine Brünne war zerhauen und der Helm durchlöchert. Den fragte Näf, des Volkes Hirte, ob die Weigande noch ihre Wunden ertrügen. Denn der Kampfzorn ließ ihn nicht ermatten, je mehr Friesen gegen die Halle andrangen, desto höher wuchsen die Haufen der Leichen. Endlich führte Finn die Besten seiner Schar selber heran, und in wildem Schwertkampf erschlug er König Näf. Doch in diesem Getümmel erlag auch Finns Sohn einem Angelnschwert.

Als am sechsten Morgen die Sonne heraufkam und die nächtliche Walstatt erleuchtete, sah Hildeburg ihren Sohn und ihren Bruder im Blute liegen. Laut klagte sie die Treulosigkeit der Friesen, jammernd saß sie über den Leichen ihrer schuldlosen Gesippen, ihrem höchsten Besitz.

Doch auch Finns Krieger waren fast alle gefallen, nicht durfte er hoffen, auf der Walstatt sich gegen Hengist und seine Helden zu behaupten, noch die kläglichen Trümmer seiner Mannen vor dem Waffenmeister des gefallenen Näf zu retten. Darum bot er den Angeln diesen Vergleich: einen anderen Saal wolle er ihnen einräumen mit Halle und Hochsitz, und die halbe Herrschgewalt möge den Angeln neben den Friesen gehören, mit gleichen Gaben auch versprach er die Angeln zu ehren bei der Kleinodverteilung, mit Ringen und Schmuck Hengists Schar zu erfreuen nicht minder als er die friesischen Degen im Metsaal erfreue.

Auf solches Geding ward von beiden Seiten fester Friede geschlossen: feierlichen Eid schwur Finn dem Hengist, daß er die traurigen Reste der Angeln in Ehren halten wolle, daß niemand mit Wort noch Tat den Bund breche noch arglistig jemals die Angeln gemahnen werde, daß sie als Mannen

herrenlos dem Töter ihres Königs folgten, wie die Not sie zwang: wenn je ein Friese mit frechem Wort an den blutigen Haß mutwillig rühre, den solle des Schwertes Schärfe strafen.

Der Eid ward geschworen und Sühnegold dem Horte entnommen. König Näfs Leichnam ward für den Holzstoß bereitet. Vom Scheiterhaufen herab schimmerte die blutige Brünne: eisenhart doch bekrönt mit dem Bilde des Ebers aus schwerem Golde. Daneben lagen viele Edelinge, die der Wundentod dahingerafft hatte. Auch den eigenen Sohn hieß Hildeburg auf den Holzstoß legen, daß seine Gebeine im Brande lohten an der Achsel des Oheims, laut klagte sie ihr Elend. Hoch auf stieg der Qualm, es prasselte empor das mächtigste der Walfeuer: die Schädel schmolzen, die Leiber barsten und Blut rann aus den Wunden. Die gierige Flamme verschlang die Besten von beiden Stämmen — dahin war ihre Blüte.

Da gingen die Angeln, der Freunde beraubt, ihren neuen Wohnsitz in Friesland zu schauen, ihr Heim und ihre Hochburg. Den ganzen weißgrimmen Winter weilte Hengist bei Finn, ungeduldig gedachte er der Heimkehr: noch konnte er nicht den ringgeschmückten Steven ins Meer treiben, denn die See wallte im Sturme und kämpfte mit dem Winde, dann umschloß der Winter mit Eises Banden die Wogen.

Endlich nahte ein neuer Frühling den Wohnungen der Menschen mit heiterem Wetter. Als die Erde schön ward, trachtete Hengist von hinnen zu segeln. Doch heftiger noch, als die See zu befahren um heimzukehren, war sein Wunsch, sein Leid zu rächen. Grimmbrütend saß er im Saale, da legte der Angelnkämpen einer, Hunlafs Sohn, ihm den Kampfstahl des Näf, das herrlichste der Schwerter, schweigend in den Schoß. Seine Kraft hatten die Friesen schon einmal gespürt, nun schwang es Hengist zur Rache für seinen Herrn. Wehruf erhoben die Angelnkämpen über König Näf, daß Finn nach der Seefahrt ihn mit grimmem Griffe gefällt hatte. Sie stürmten zur Friesenhalle, die Treupflicht zu erfüllen,



nicht hemmen ließ sich ihr Zorn. So erreichte den kühnen Finn das Geschick: im eigenen Hause fällte ihn das grimme Schwert inmitten der Gefolgschar. Mit Friesenleichen wurde die Halle beladen, alle Schätze des Friesenfürsten, soviel sie im Hause fanden, schafften die Angeln zu ihren Schiffen, funkelnde Kleinode und reiches Gestein. Die Königin aber nahmen sie mit sich übers Meer und führten sie heim zu ihrer Sippe.

BEOWULF

31. DER GRENDELKAMPF

Rodgar, auch Roar genannt, der König der Dänen, Halfdans Sohn, aus Skylds Geschlecht, gewann Kriegsglück und Schlachtenehre in langem heldenhaften Leben, und um ihn blühte mächtige Gefolgschaft und mannhaftes Geschlecht der Krieger.

Als er alt war, kam ihm der Wunsch ins Herz, eine prunkvolle Königshalle hoch aufzubauen, einen Metsaal größer als je die Völker erblickten. Viele Sippschaften über den Erdkreis hin bot er auf, den Gefolgssaal zu zieren. So ward in kurzer Frist der größte Hallenbau vollendet, und Hiorot, d. h. Hirsch, nannte ihn der mächtige Herrscher. Hoch ragte der Saal, mit Geweihen geschmückt: noch harrte er der schrecklichen Lohe, die ihn künftig verzehren, noch der Zeit, wo Männerhaß zwischen Eidam und Schwäher entbrennen sollte.

Fröhlich saßen die Mannen beim Gelage, Gold und Ringe spendete der Herrscher, und täglich ertönte Festjubel aus dem Prunksaal, das Lustholz, die Harfe, erklang und der helle Sang des Dichters von Taten der Vorzeit und Werken der Helden. So lebten die Mannen selig und in Freuden, bis ein Unhold Frevel zu sinnen begann. Grendel war der Grimme genannt, der Markstapfer, der im Moore hauste, im Kot und Sumpf, dem Sitz der Unholde.

Bei dunkelnder Nacht machte er sich auf, die hohe Halle heimzusuchen, wo die Ringdänen nach dem Biertrunk ruhten:

nach dem Gelage fand er dort die Edlen im Schlaf, von Sorgen unbeschwert. Gierig raffte der heillose Wicht dreißig Degen vom Lager und eilte stolz mit dem blutigen Fang seiner Höhle zu.

Als die Ucht den Tag färbte, ward Grendels Untat den Mannen kund. Wehruf erscholl, schlimmer Morgenruf nach dem Festjubel, der edle König saß trauernd da, voll Kummer um seine Krieger, seit er die Fährte des Untiers erspähte. Hart war die Sorge, weiter ging die Drangsal: schon in der nächsten Nacht vollführte der Unhold noch mehr des Mordes, und allen war sein Haß mit blutigen Zeichen verkündet. Da war mancher, der nun anderswo fern der Halle in den Gebäuden sich die Ruhstatt suchte, fernab schlich sich in sicheren Schutz, wer dem Feind entrann, bis der schönste der Säle verlassen stand zwölf Winter lang. Darob trug der Skylding Zorn und schweren Kummer, und traurige Lieder kündeten den Menschen Grendels Toben wider Rodgar, und wie der grause Todesschatten unheilbrütend über den Dänen lag. Frevelnd und heerend kam der einsame Gänger aus den Nebelmooren und bewohnte in schwarzen Nächten Hiorot, den schönen Saal.

Mit den Mächtigen sann der sorgenvolle Skyldingenfürst auf Hilfe, und Opfer gelobten die Dänen den Göttern an heiligen Orten. Oft auch vermaßen sich beim Metkrug die mutigen Mannen, sie wollten im Saale des Unholds harren und mit dem Schrecken des Schwertes ihn andringen. Dann war im Morgengrauen die Halle von Blut beronnen, vom Blute troffen die Bänke, und wieder war die Schar der Mannen gelichtet.

Die grause Kunde von der Not der Dänen drang weit über die Lande und gelangte auch über das Meer zum Volke der Gauten, das Hygelak der Degen beherrschte. Dort lebte am Königshofe Beowulf, den Egthiof, der Held aus dem ruhmreichen Stamme der Wägmundinge, mit der einzigen Tochter des Gautenkönigs Redel gezeugt hatte. Erst sieben Winter zählte Beowulf, als Redel, Hygelaks Vater, den Knaben

an den Hof rief. Dort wuchs er auf inmitten der Krieger, und nicht minder lieb war er dem König als die eignen Söhne. Doch unter den Gauten war er lange verachtet, sie hielten ihn für einen untüchtigen Edeling, und ungeehrt saß er auf der Metbank. Doch dem Knaben, der den Mannen für schwach und mutlos galt, kam bald die Wende der Not. Alle Schmach wandte er von sich und erwuchs zu einem kampfberühmten Jüngling: die Kraft von dreißig Männern war im Griff seiner Faust, und kaum die härteste Klinge hielt stand, wenn er sie schwang. In früher Jugend brach er auf zum Kampf mit den Ungeheuern, fünf der Gramfeinde band er nach blutigem Streite, dann vertilgte er das Geschlecht der wilden Riesen und schlug in den nächtigen Wogen die Walrosse: so rächte er seines Volkes Drangsal an den Unholden von Land und See.

Breka, der Fürst der Brondinge, war sein Altersgenosse, der beste der Schwimmer. Kaum waren sie mannbar geworden, so verschworen sie einander, im Begang des Meeres ihr Leben zu wagen. Das nackte Schwert in Händen haltend zur Wehr gegen die Ungetüme der See, schwammen sie in den winterkalten Sund hinaus. Nicht wollte Breka im Wogenschwall sich weit von dem jungen Helden entfernen noch Beowulf den Genossen verlassen. Fünf Nächte lang blieben sie in der See zusammen, bis wallende Flut und erstarrende Kälte, nebelnde Nacht und wirbelnder Nordwind sie trennte. Grimmig tobte das Meer, die Ungetüme der See drangen wütend heran, doch Beowulf schützte der harte Panzer, der handgewirkte, um die Brust lag ihm die goldgezierte geflochtene Brünne. Da umklammerte ihn ein räuberisches Meertier mit hartem Griff und zog ihn bis zum Grunde, doch mit dem Stahle erschlug er das mächtige Scheusal. Immer neue Plager bedrängten ihn, aber alle erlagen seinem Schwerte und wurden von den Wogen an den Strand geworfen. Als endlich vom Osten das Licht kam, des Gottes strahlendes Banner, glättete sich die Brandung, daß Beowulf die Uferhöhen und die windigen Wälle gewahren konnte. So rettete

Urd den Tapferen. Neun Untiere hatte er mit dem Schwerte gefällt, nie kämpften gefahrumdrohte Männer unter dem mächtigen Himmelsgewölbe auf strömendem Meere solchen Kampf. Das Meer trug den müden Schwimmer mit der Flut an den Strand der Finnen, doch Breka war nur bis zu den Raumern gelangt, an Norwegens Küste stieg er ans Land. So bewies Beowulf seine Meisterschaft. Doch immer blieb sein Sinn milde und fest, nie erschlug er beim Trunk einen Herdgenossen. War seine Kraft auch die größte unter den Menschen, immer hielt er sich fern von Übermut.

Als der Gautenheld die Kunde vernahm, wie Grendel, der schlimme Riese, Rodgars Halle verheere, hieß er ein festes Meerschiff rüsten, um über die Schwanenstraße hin den Dänenkönig aufzusuchen. Vierzehn gute Genossen erkor er aus der Schar der gautischen Mannen. Schnell bestiegen die Brünnenbewehrten das Wogenroß, das unterm Berge lag. Die strömende Brandung wogte zum Sande, als die Seehelden zur Wunschfahrt das wohlgefügte Schiff in die Wogen trieben. Vom Winde geschwellt, dem Vogel gleich, glitt es schaumhalsig dahin, bis am nächsten Tage vom gewundenen Steven die Seefahrer blinkende Brandungsklippen, steiles Ufer und ragendes Vorgebirg erspähten. Ans Land stiegen die Helden der Wettermark und seilten das Seeholz, es klirrten die Brünnen und Schlachtgewänder.

Vom Walle schaute der Wächter der Skyldinge, der dort die Holmklippen hütete. Glänzende Schilde sah er zum Strande tragen, da lenkte er das Roß zum Ufer hinab und rief, kräftig den Speer in den Händen schüttelnd: „Wer seid ihr, Brünnenträger, die den Kiel über die Holmflut zum Hafen lenkten? Nie landeten lindenbeschildete Männer so offen hier, als sei ihnen schon Einlaß von unsern Kriegern gewährt. Doch nie auch sah ich einen herrlicheren Helden als den, der unter euch im Panzer steht. Das ist kein Dienstmann in eiserner Rüstung, wenn sein edles Ansehen nicht trügt. Nennt schnell eure Herkunft.“ Da sprach Beowulf: „Gautische

Mannen sind wir und Hygelaks Herdgenossen. Egthiof hieß mein Vater. Den Dänenherrscher suchen wir auf und die Kunde von Grendels Wüten trieb uns hierher." — „Seid ihr freundlich gesinnt dem Skyldingenfürsten", sprach der Wächter, „so weise ich euch zu ihm. Nehmt Waffen und Rüstung und versichert das Schiff, daß es euch wieder heimwärts trage über das wallende Meer."

Das Schiff lag still vor Anker, ein Edler hielt die Bootswache. Eilig stieg die Schar der Degen bergauf, bis sie den kunstvollen goldschimmernden Saal erblickten, wo der Herrscher thronte. Kein Haus unter dem Himmel war damals berühmter. Dorthin wies sie der Wächter und wandte sich mit einem Segenswunsche, um wieder Flutwacht zu halten wider die Feinde. Mit bunten Steinen war der Weg gepflastert, den die Helden gingen. Die Brünnen schienen, die feuergehärteten Eber glänzten golden auf den Wangenbergen, die hellen Harnischringe sangen am Schlachtgewand, als die Krieger zur Halle schritten. Die Wogenmüden setzten die harten Schilde an des Hauses Wand. Die Kampfgere aus glatter Esche mit grauen Spitzen stellten sie zusammen. Dann wandten sie sich zur Bank, und ein Dänenkrieger fragte die Eisenschar: „Von wannen führt ihr die glänzenden Schilde, die grauen Brünnen, die hehlenden Helme und den Haufen der Heerschäfte? So ist euer Aussehen als führe Hochsinn, nicht Ächtung euch zu Rodgars Halle." Hart unterm Helme hervor sprach der Wettermärker kühnes Haupt: „Wir sind Hygelaks Bankgenossen, Beowulf heiß ich. Dem Skyldingenfürsten will ich melden, was uns hertrieb, wenn wir ihn grüßen dürfen."

Der Dänenkrieger eilte zum Fürsten, zu melden, wer fern übers Meer gekommen sei. Der sprach: „Wohl kenne ich ihn und seine Sippe. Oft meldeten die Seefahrer von seiner gewaltigen Stärke. Willkommen sei er mit seinen Mannen dem Dänenvolk."

Mit dem Helm bedeckt und im klirrenden Panzer — die grauen Speere aber blieben draußen in guter Hut — trat



Beowulf mit seinen Mannen unter Hiorots Dach. Er schritt hindurch, bis er am Hochsitz stand. Dann sprach er: „Heil dir, Rodgar! Dich grüßt Hygelaks Mage und Mann, der jung schon Ruhm erwarb. Wir vernahmen daheim die Kunde von Grendels grauser Untat, und daß das hehrste der Häuser öde steht, wenn die Abendsonne unterm Schirm des Himmels verhohlen wird. Da rieten mir meine Recken und Mannen, dich, Rodgar, aufzusuchen, daß ich mit Grendel, dem ungestalten Riesen, den Kampf versuche. Nun gewähre mir, daß ich allein mit meinen harten Genossen Hiorot reinige. Man sagt, der Unhold verachte verwegen ein Schwert zu führen: so will auch ich nicht Schwert noch Schild im Kampfe tragen, mit der Faust allein will ich ihn greifen und Feind wider Feind um das Leben kämpfen. Siegt er, so mag er mich und die Meinen zum Fraße fortschleppen, nicht brauchst du dann mein Haupt zu bergen, in das öde Moor mag der einsame Gänger uns schleppen zu schaurigem Mahle. Doch sende, wenn ich falle, König Hygelak, meinem Freundherrn, die herrliche Brünne, die meine Brust umschließt, Wielands Gewirk, das Redel mir gab. Niemand kann wider das Schicksal streiten."

Da sprach Rodgar, der Helm der Skyldinge: „Beowulf, mein Freund, um Kampf zu suchen und hilfbereit hast du uns heimgesucht. Noch gedenkt mich, wie einst Egthiof, dein Vater, im Kampf den Hadolaf, den Wylfingen tötete. Da konnten ihn die Volksgenossen nicht schützen, darum suchte er uns, die Süddänen, auf überm schäumenden Meer. Damals herrschte ich in erster Jugend über das Dänenreich, die gemmenreiche Hortburg der Helden. Ich sühnte mit Gold die blutige Fehde, über das Meer hin sandte ich den Wylfingen uralte Schätze, und dein Vater schwur mir Eide. Mit Scham muß ich nun künden, wie mich Grendel höhnt in der hohen Halle und wie er mir die Mannen zerreißt. Doch nun setze dich zum Mahle nieder und entbinde den Helden den Siegesmut, wie dein Sinn dich treibt."

Da wurde das Mahl gerichtet, und die Mannen setzten sich rings auf den Bänken. Des Dichters Lied erscholl und Jubel der Dänen und Gauten.

Während des Gelages löste Unferd, des Königs Sprecher, der ihm zu Füßen saß, die Streitrunen, denn er neidete Beowulf den Ruhm, den dieser einst in brandenden Wogen erwarb. Er sprach: „Bist du der Beowulf, der einst mit Breka schwamm durch die weite See? Wohl vernahm ich, wie ihr durch den Eisgang im wallenden Ozean glittet, sieben Nächte die Meeresstraßen mit den Armen maßet: doch der Sieg blieb dem Brondingenfürsten, im Schwimmspiel überwand dich der Mächtige. So fürchte ich für dich noch schlimmeren Ausgang, wenn du die lange Nacht auf Grendel harrst.“ Doch Beowulf sprach: „Viel redest du, Freund, vom Biere berauscht über den Kampf mit Breka, doch wissen die Mannen, daß mir in der Woge der Sieg zufiel. Von dir aber, Unferd, vernahm ich nie eine ähnliche Tat. Das aber sage ich: wäre dein Sinn so kühn wie dein Wort, nie hätte Grendel in Hiorot solchen Graus vollführt. Nein, er ward inne, daß er die Dänenschwerter nicht zu fürchten brauche. Pfänder nimmt er sich, raubt und mordet nach Lust, keines Kampfes von den Gerdänen ist er gewärtig. Nun aber soll er der Gauten Stärke im Kampfe erfahren, dann mag wer da will morgen im Frühlicht, wenn die Sonne im Süden strahlt, zum Mete kommen.“

Freudenvoll war der greise Ringspender, als er des Helden Entschluß vernahm. Da war wieder Lachen in der Halle und heitere Rede. Walthiof trat ein, des Königs Gattin, goldgeschmückt grüßte sie die Gäste. Erst bot sie dem Dänenherrscher den vollen Becher, gern empfing er ihn. Dann ging die Helmingenfrau durch die Halle, hier und dort Kleinode verteilend, bis die Ringgeschmückte zu Beowulf tretend ihm den Becher bot. Sie grüßte den Helden voll Freude und dankte ihm, daß sie Rettung aus der Not erhoffen dürfte. Der kühne Kämpe ergriff den Becher und gelobte, das Dänenvolk von dem Riesen zu befreien oder zu sterben.

Als dann die Sonne sank und die nebelnde Nacht über alle fiel und die Wesen, die unter ihrem Schattenhelm wohnen, geschritten kamen, suchten die Dänen ihr Lager auf, und Beowulf wußte, daß harter Streit ihm bevorstand. Rodgar befahl ihm den Saal und schritt mit seiner Schar davon.

Beowulf blieb mit seinem Gefolge allein in der Halle. Brünne, Helm und Schwert legte er von sich, ehe er sich aufs Lager streckte, nicht geringer als Grendel fühlte er sich an Kraft, waffenlos wollte er den Waffenlosen bestehen. Mit ihm legten sich die Mannen zur Ruhe, keiner von ihnen hoffte je die Heimat wieder zu sehen, denn sie hatten erfahren, wie viele der Tod schon im Metsaale fortgerafft hatte. Doch den Wettermärkern wirkten die Götter das Gewebe des Kampfglücks.

In der Hornhalle schliefen alle bis auf einen, als der Schattengänger im Dunkel nahte vom Moore her. Er schritt unterm Wolkendach zum Saale, die Helden zu morden, nie fand der Meinschädiger zuvor dort so tapfere Kämpen. Das Tor zerbarst, waren die Riegel gleich geschmiedet, sobald seine Faust sie berührte. Scheußliches Feuer sprühten seine Augen, als er in den farbigen Saal trat.

Er sah die Recken in der Halle schlafen, da lachte sein Herz. Ihrer aller Leben vom Leibe zu scheiden gedachte er, ehe der Tag erschien, und meinte Fraß die Fülle zu finden. Schnell ergriff er einen der Schläfer, zerschliß ihn eiligst, biß in die Glieder und trank das Blut, große Brocken schlingend. Dann schritt er weiter, als er den ersten verzehrt hatte, und griff mit den Klauen nach Beowulf, der auf dem Lager ruhte. Doch der Recke packte behende des Untiers Rechte, fest auf den Arm sich stützend. Da empfand der Frevler, daß er nie in Mittgarten auf eine festere Faust bei einem Manne gestoßen sei. Furcht ergriff ihn, doch konnte er nicht von hinnen. Er sann, wie er in das hüllende Dunkel enteile, denn solches widerfuhr ihm noch nie. Der Held aber gedachte der Abendrede, hoch stand er und packte den Unhold, daß seine Finger zerbrachen. Schlimmen Weg war der Riese

diesmal nach Hiorot gegangen. Er strebte hinaus, aber sein Arm drehte sich im Griff des ergrimmten Helden. Der Saal erdröhnte, den Dänen allen, den mutigen Burgbewohnern, kam banger Schrecken. Unter dem Rasen der Kämpfer erkrachte der Bau, und gestürzt wäre die funkelnde Halle, hätten sie nicht innen und außen Eisenbänder fest umschlossen. Manche Metbank wich von der Stelle, wo die Wilden stritten.

Als sie den Riesen unentrinnbar gefesselt sahen, schwangen Beowulfs Mannen die Schwerter, des Fürsten Leben zu schirmen, doch wußten sie nicht, daß den Schädiger kein Schwert auf Erden beißen konnte, daß er gefeit war wider alle Siegschwerter. Dennoch sollte in selbiger Nacht der schlimme Widergeist von dannen wandern.

Grendel spürte, daß er sich aus der Umklammerung nicht lösen könnte. Furchtbar tönte sein Wutgeheul. Im Ringen ward er endlich wund. An der Achsel klaffte ein mächtiger Spalt, die Sehnen rissen, die Gelenke barsten. Todwund flüchtete er zum Moore. Er wußte, daß die Vollzahl seiner Tage gekommen war. Beowulf aber blieb als Sieger zurück, froh seines Nachtwerkes und daß er gehalten hatte, was sein Ruhmwort den Dänen versprochen hatte. Zum sichtbaren Zeichen befestigte er Grendels Arm mit Achsel und Hand unter das hochgewölbte Dach.

Am Morgen kamen die Dänenrecken zur Halle, von fern und nah eilten die Edlen herbei, die Riesenfährte zu sehen. Sie verfolgten die Spur, die der Wunde geeilt war, und kamen zum Moorpfuhl, der in blutiger Brandung wallte, der scheußliche Sud war ganz gemengt mit Eiter, den der Todwunde färbte, als er freudlos im Pfuhl sein Leben ließ.

Auf blanken Rossen ritten die Recken fröhlich heim, alte und junge, und laut erschallte von ihren Lippen Beowulfs Lob. Bisweilen ließen sie im Wettlauf die Rosse rennen. Oft auch fand ein Königsdegen, der Lieder und alten Sagen kundig, wohlgefügte Heldengesänge und besang Beowulfs Tat in kunstvollen Worten.

So ritten die Recken auf falber Straße, da hob das Morgenlicht sich höher empor. Sie gingen zur Halle, das Wunder zu schauen. Auch der König kam mit der edlen Walthiof aus dem Gemache. Er stand am Pfeiler und sah unterm goldgezierten steilen Dach Grendels Greifer. Da dankte er den Göttern, staunend pries er des Helden Kraft, nannte ihn seinen teuren Sohn und versprach, ihm Gold und Schätze zu geben. Es schwieg aber Unferd, des Eglaf Sohn, als er Grendels Handsporen sah: mit grausigen Krallen gleich starken aus Stahl geschmiedeten Nägeln war des Feindes Klaue besetzt, die nun die Dänen schaudernd bestaunten.

Dann wurde die Halle, die vom Kampfe verwüstet war, mit bunten Geweben festlich verziert. Als die Spuren getilgt waren und die Stunde kam, schritt Rodgar zum Mahle, und um ihn scharte sich reiches Gefolge und saß auf den Bänken. Der König ließ die Geschenke bringen, den Lohn für den Helden: ein goldenes Banner, Helm, Panzer und kostbares Schwert. Acht Rosse ließ er in die Halle führen, goldverziert war das Zaumzeug, auf einem ruhte des Königs Sattel, sein Sitz in der Schlacht. Mit Gold aber wog er den von Grendel getöteten Degen auf. So lohnte der König den heißen Kampfsturm, den der Held bestand.

Da tönte Sang und Saitenspiel vor dem Dänenfürsten, die Harfe wurde zum Heldenliede geschlagen, als der Sänger längs den Metbänken melden mußte, wie einst Finns Geschlecht vom Geschick betroffen ward und Näf der Skylding auf friesischer Walstatt fiel. Jubel war auf den Bänken, als das Lied verstummte, und die Königin reichte dem Gatten mit freundlichem Zuspruch den Becher, der mit Rodulf, dem Neffen, dem kühnsten der Helden, unter dem Namen Rolf Kraki bei den Dänen berühmt, im Hochsitz saß. Dann schritt sie zur Bank, wo ihre Söhne Redric und Rodmund im Kreise der Kinder der Helden weilten. Dort saß bei den Knaben Beowulf, als die Königin sich nahte, ihm freundlich den Becher zu füllen und edlen Goldschmuck zu



spenden, und sie sprach den Heilwunsch: „Trage den Reif und die funkelnde Kampfberge, herrlicher Beowulf, genieße die Kleinode und gedeihe im Glück! Ewig werden die Völker dich preisen, soweit der Ozean die Dünen bespült. Heil sei dir, solange du atmest! Sei meinen Söhnen Freund und Helfer! Treu ist hier ein Edler dem andern, treu ihrem Herrn sind die Mannen." Dann schritt sie zum Hochsitz. Herrlich war das Mahl, und der Wein floß in Fülle.

Als dann der König zu seinem Hause gegangen war, legten sich die Dänenmannen wie einst, ehe der Unhold die Halle heimsuchte, zur Ruhe längs den Wänden auf Decken und Polster nieder. Sich zu Häupten setzten sie die Kampfschilde aus blanker Esche, darüber auf der Bank standen weithin sichtbar die Helme der Mannen, ragend hoch, und die ringgeschmückten Brünnen samt den glatten Speeren, immer waren sie zum Streite gerüstet, daheim und im Heere: bereit zu jeder Stunde, wo der Fürst ihrer bedürfe. Beowulf und seinen Gautenkriegern war ein anderes Gemach, fern der Halle, zur Ruhe bereitet.

Schlaf umfing sie, da nahte neues Verderben. Denn noch war die ganze Sippe der Unholde nicht vertilgt. Es nahte Grendels Mutter, das schreckliche Weib, das den Wasserstrudel bewohnen mußte. Finster und grimmig ging sie den furchtbaren Gang, den Sohn zu rächen.

Wütend drang sie in Hiorot ein und fand die Dänen in Schlaf versenkt. Da sprangen die Helden auf, als die Pforte barst, und griffen zu den Schwertern. Schnell wollte sie von hinnen, ihr Leben zu bergen, denn so viel minder denn Grendels Stärke war ihre, als des Weibes Kraft der des Mannes nachsteht. Doch im Fliehen noch packte sie einen der Edlen und schleppte ihn dem Sumpfe zu. Der war dem König unter den Helden vor allen lieb und ein gewaltiger Kämpe. Auch Grendels schreckliche Klaue schleppte sie mit hinweg. Da war der Hof wieder von Jammer erfüllt. Der König saß trauernd über des Teuren Tod. Im Morgengrauen ward

Beowulf gerufen, mit der eisernen Schar schritt er klirrend zum Könige. Der meldete ihm, wie neuer Schrecken die Halle verheere: „Den Sohn zu rächen, würgte die Riesin mir den besten Helden, der stets mir an der Schulter stand, wenn wir zum Kampfe schritten, und auch ferner droht sie mit grimmiger Fehde. Oft hörte ich die Bauern sagen, es hausten zwei Markenumschleicher draußen im Moore, der eine sei einem Weibe ähnlich, den anderen riesigen Wuchses, der die friedlosen Pfade trat, nannten sie Grendel, doch niemand weiß, wer die Unholde zeugte. Wolfshalden bewohnen sie in entlegenen Schlüften, windige Klippen im düsteren Moor, wo der Bergstrom unter das Genebel der Felsen stürzt in den Schlund der Erde. Nur wenig entfernt von hier steht das Sumpfmeer, reifgrau hangt ein Hain darüber hin, wurzelfest das Moor überhelmend. Allnächtlich kann man dort schauerliches Wunder schauen: in der Flut ist Feuer. Niemand kennt den Grund des Pfuhles. Selbst der gehörnte Heideläufer, der Hirsch, den die Hunde hetzen: eher läßt er am Ufer sein Leben, als daß er sein Haupt im Wasser berge. Nicht geheuer ist der Ort. Oft wirbelt da zu den dunklen Wolken das Wasser empor, wenn der Sturm die wilden Gewitter aufstört, bis die Luft sich schwärzt und die Himmel weinen. Wieder ist das Heil bei dir allein! Suche die schreckliche Stätte, wenn du es wagst, und ich will dir lohnen mit uraltem Schatz und gewundenem Golde, falls du wiederkehrst."

Und Beowulf sprach, Egthiofs Sohn: „Schweige die Sorge, hochweiser Held. Gewiß ist uns allen das Ende, darum sinne jeder auf große Taten vor seinem Tode, denn dem Manne ist Nachruhm das beste. Auf denn, folgen wir schnell der Spur der Riesin! Nicht im Busen der Erde, noch im Berggehölz, noch auf dem Grunde der Flut soll sie vor mir sich bergen." Der Greis sprang auf und ließ die Rosse zäumen.

Voran ritt Rodgar, die Mannen folgten entlang der Fährte, die am Walde hin über die Gründe lief. Über Schluchten und Steinklippen führte der schmale Pfad, bis endlich der

14*

spähende König überm grauen Fels freudloses Gehäng erblickte. Darunter stand die Flut blutig und trüb. Auf steinigem Hang erblickten die Mannen des geraubten Freundes Haupt. Im Sumpf und am Klippensturz kauerte manch schreckliches Gewürm, Robben und Drachen und Raubgezücht. Zornig entflohen sie, als die Hörner tönten und die Mannen sich am Ufer lagerten. Beowulf erlegte mit dem Bogen eines der Untiere, mit den Eberspeeren ward es zum Ufer gezogen zum Staunen der Mannen.

Nun waffnete sich Beowulf mit Brünne und Helm, um vor den scharfen Klauen der Riesin den Leib zu schützen, und ergriff sein herrliches Schwert: in Gift war es geätzt und im Wundschweiß gehärtet. Dann stieg er ungesäumt in die Flut, und der Brandungsschwall umfing den Helden.

Lange währte es, bis er den Grund erreichte. Da merkte die Riesin, die hundert Sonnenwechsel schon gierig und grimm in der Flut hauste, daß ein Held von oben in der Unholde Reich eindränge. Sie griff ihm entgegen, packte ihn, doch vermochten die Klauen den Panzer nicht zu durchdringen. Zu ihrer Höhle schleppte sie ihn, einem überdachten Gewölbe, da konnte die Flut dem Helden nicht schaden. Beim Schein eines bleichen Feuers, das die Höhle erleuchtete, sah Beowulf die Grundwölfin, das schreckliche Moorweib. Mit mächtigem Hieb schwang er das Schwert, daß das ringgeschmückte auf ihrem Haupt ein schrilles Schlachtlied sang, doch die Streitflamme wollte nicht beißen und ihre Schärfe versagte in der Not: zum ersten Male erlag ihre Ehre.

Erbost schleuderte Beowulf die Klinge von sich, und dem Griff seiner Faust vertrauend, faßte er die Riesin an der Achsel und rang sie zu Boden. Sie aber vergalt ihm, packte ihn mit grimmen Griffen, daß der Held zu Fall kam. Auf ihn geneigt zog sie das Messer, den Sohn zu rächen, doch ihn schirmte die dichte geflochtene Brünne und wehrte der Schneide den Eingang. Lange rang er vergeblich mit der Riesin.

Da gewahrte sein Auge in der Höhle unter andern Waffen

ein altes sieggekröntes Riesenschwert. Es war so gewaltig, daß kein Mann es geschwungen hätte außer ihm. Das ergriff er in höchster Not und hob es zu gewaltigem Hiebe, todgrimmig schlug der Held und trennte der Riesin das Haupt vom Rumpfe, daß sie tot zu Boden fiel.

Er ging durch die erleuchtete Höhle und fand auf dem Lager Grendels Leichnam. Auch ihm hieb er den Kopf herunter.

Als oben am Ufer die Harrenden sahen, wie die brandende Woge mit Blut sich rötete, hofften sie nicht länger auf des Helden Rückkehr. Bis zum Abend noch harrten sie, dann kehrten die Dänen mit dem Könige heim, nur Beowulfs Mannen blieben zurück und starrten traurig und kranken Mutes über das Moor hin: kaum hofften sie noch den Fürsten zu sehen.

Drunten indes begann dem Helden im Blut der Erschlagenen das Schwert zu schwinden, die Klinge zerschmolz wie Eis, wenn der Tauwind bläst. Nur der Griff blieb übrig. Die kleinodgeschmückte Hilze nahm er und Grendels Haupt, doch von den reichen Schätzen, welche die Höhle barg, nahm er nichts. Dann schwamm er zurück. Mit seiner Beute entauchte er der Flut, und mit Jubel eilte ihm die Schar der Gauten entgegen. Schnell lösten sie ihm Helm und Brünne, dann zogen sie heim nach Hiorot. Vier Männer trugen an der Gerstange mit Mühe das ungeheure Haupt, als die vierzehn Recken in die Halle zu den trinkenden Männern traten. Die staunten ob des grausigen Wunders.

Beowulf sprach: „Hier bringen wir dir, Skyldingenfürst, die herrliche Beute vom Seegrund. Ohne Sorgen magst du nun mit der Schar deiner Degen in Hiorot schlafen, den Tod der Edlen brauchst du nicht mehr zu fürchten.“ Dann erzählte er den schrecklichen Kampf und zeigte Rodgar die goldene Hilze des Riesenschwertes. Der aber erwiderte: „Über alle Völker wächst dein Ruhm, du höchster der Helden. Keiner ist besser geboren als du. Hundert Winter herrschte ich unter den Wolken und beschützte die Dänen vor Esche und Eisen, daß ich keinen Gegner meiner mehr mächtig

Gebieter, das Halskleinod aber, das er von Walthiof empfing, gab er Hygd, dazu auch drei gesattelte Hengste. Einer gedachte der Ehre des andern: so beschenkte der Gautenkönig den Helden mit dem köstlichsten Schwert aus dem Gautenschatz, mit siebzig Hundertschaften, mit Herrschersitz und Halle. Und seitdem herrschten Hygelak und Beowulf lange gemeinsam über das Volk der Gauten, dem einen aber war das breite Reich und die Königswürde angestammt, denn vornehmer war seine Geburt.

32. DER DRACHENKAMPF

Jahre vergingen. Einst zog Hygelak mit gewaltigem Heerbann über See, im Lande der Friesen an der Mündung des Rheines zu heeren. Da hoben Franken aus hetwarischem Stamm gegen ihn die Schilde, gewaltiger Kampf entbrannte, und Hygelak, der Freund des Gautenvolkes, erlag dort dem feindlichen Schwert und mit ihm fast die ganze Schar seiner Streiter. Beowulf aber entrann, der mächtige Schwimmer. Mit dreißig Beutebrünnen beladen stieg er ins Meer und entkam den Hetwaren, deren wenige nur vor seinem Schwert die Heimkehr gewannen. Er überschwamm den Bereich der Seehunde, einsam erreichte er das Gautenland. Da bot ihm Hygd Schatz und Herrschaft, Gold und Hochsitz, denn ihres Knaben Kraft wähnte sie nicht stark genug wider der Feinde Andrang. Doch wollte Beowulf der Hilflosen nicht willfahren: dem Königssohne wollte er nicht Gebieter sein, noch an seiner Statt als König herrschen. Nur dies versprach er: dem Knaben mit Rat und Schutz zur Seite zu stehen, bis er heranwüchse und der Gauten waltete.

Doch wollte das Schicksal, daß Hardred, der junge König, in einer Schwedenfehde vor dem Schwerte fiel. So gewann Beowulf Krone und Herrschaft. Fünfzig Winter saß er auf dem Gabenstuhl und waltete über das breite Reich mit starker Hand, mächtig schützte er das Land vor jedem Feinde.

Als Beowulf alt geworden war, begann in dunklen Nächten



ein feuerschnaubender Drache durch die Lüfte fliegend das Gautenland rings zu verheeren. Auf hoher unzugänglicher Klippe bewachte er einen Hort. Der war einst in dunkler Vorzeit das reiche Erbe einer edlen Sippe gewesen, ein unendlicher Schatz von Gold und Kleinoden. Der letzte des Geschlechtes hatte ihn in der Klippe verborgen, als alle Stammesbrüder der Tod dahingenommen hatte. In den Berg an den Meerklippen trug er die Schätze, und klagend sprach er: „Nun wahre du, Erde, da die Helden es nicht mehr dürfen, der Edlen Besitz. Reiche Habe gewannen sie auf dir, doch schrecklicher Streit und Speerkampftod riß die lieben Gesippen dahin. Der Hallenjubel verklang, niemand wird Schwerter und Becher mehr pflegen, dem vergoldeten Helm entsinkt der Zierat . . es schlafen die Helden, die einst ihn schmückten. Auch die Brünne, die im Schildgekrach dem Bisse der Schwerter stand hielt, wird zerfallen wie ihre Träger, nie mehr fährt der Ringpanzer mit dem Helden zum Streit. Nicht tönt mehr die wonnevolle Harfe, der Klang der Saiten verstummte, durch die Halle schwingt nicht mehr der Flügel des guten Habichts, noch stampft das mutige Roß den Burghof. Der Kampftod raffte zu viele des Stammes dahin." So klagte der Mann und jammerte im Unmut, bis des Todes Wallen ihm das Herz anrührte. — Den Hort aber fand unbewacht der alte Uchträuber, der feurig die Berge umschweift und in den Nächten schnaubend einherfliegt: der Kampfdrache. Seitdem bewachte der Uralte nutzlos das Gold.

Dreimal hundert Winter brütete er auf dem Horte. Da geschah es einst, daß ein Mann, der vor seines Herrn Verfolgung floh, den Steig unter dem Felsen fand, den noch nie eines Menschen Fuß vor ihm betrat, und in seiner Not sich in der Drachenhöhle barg. Wohl packte ihn Schrecken, als er das schlafende Untier sah, doch da Armut ihn drückte, raubte er aus dem funkelnden Hort eine goldene Metschale, damit er seines Herrn Groll sänftige und sich Frieden erkaufe. So ward die Höhle entdeckt.



Als der Wurm erwachte und den Raub bemerkte, brach seine Wut hervor. Er fuhr spürend um den Stein, den Dieb zu suchen, doch fand er ihn nicht. Da begann er haßgemut das Werk der Verheerung. Brand und Brunst speiend fuhr er bei Nacht über das Land hin, rings brannten die Höfe, und feurige Lohe schoß auf. Nichts Lebendes wollte er übriglassen, und grimmerfüllt wütete er wider das Volk der Gauten. Wenn morgens Qualm das Land verhüllte, eilte er zurück zum Felsenversteck, das er sicher wähnte.

Auch Beowulfs Erbsitz und die Halle mit dem Gabenstuhl der Gauten sank im Brande nieder. Da beschloß der alte Held in düsterem Grimme die Seinen zu rächen und das Land von der schrecklichen Plage zu reinigen.

Er ließ sich einen Schild schmieden, ganz aus Eisen, denn wohl wußte er, daß das Holz der Linde ihn wider die Lohe nicht schützen werde. Er verschmähte, den Drachen mit Heeresmacht zu bekämpfen. So schwere Kämpfe hatte er bestanden, daß ihm vor der Stärke des Wurmes nicht bangte. Nur elf Recken erlas er zum Geleit. Dazu mußte der Knecht ihm gefesselt folgen, der dieses Kampfes Urheber war, da er die Höhle nahe der Meeresbrandung den Edlen allein zu zeigen vermochte.

Sie kamen zur goldgefüllten Wölbung: kampfbereit lag im Stein der unheimliche Wächter des Hortes. Auf der Klippe saß der König nieder, Heil entbot er den Herdgenossen, der Goldfreund der Gauten. Das Herz war ihm betrübt, ahnungsvoll zuckend und todbereit, schon stand Urd ihm zur Seite, sein Leben dahinzunehmen. Sinnend redete er zu seinen Genossen von der Gauten Geschicken, die er in früher Jugend sah, von seinen Taten in Hygelaks Schar wider Franken und Friesen, als der König fiel. Dann sprach er: „Kampferfüllt war meine Jugend. Jetzt will ich noch einmal als greiser Volkswart Fehde beginnen und Ruhm erlangen, wenn der Verderber mich hier draußen sucht. Nicht eines Fußes Breite will ich vor dem Bergwart weichen,

am Felsen ende Urd den Kampf, wie sie es beschlossen hat. Ihr aber, meine Genossen im Panzer, harret am Berg hier, bis der Kampf sich entscheide. Es ist nicht euer Werk noch eines andern, nur meines allein, wider so grimmen Gegner zu streiten. Ich töte den Schädiger oder falle im Kampfe."

Der Held erhob sich unterm Helme, auf den Schildrand gestützt und schritt unter die Steinklippen. Da sah er unter einem Steingewölbe hervor einen Strom aus dem Felsen brechen, heiß wie Feuer war der brausende Brunnen: der hinderte ihn zum Horte zu dringen. Zornige Rufe stieß er aus, gellend und kampfhell scholl die Stimme in den grauen Stein.

Den Ruf vernahm der Hortwart. Heraus fuhr ein feuriger Brodem sein Atem, und der Berg schütterte. Dem grauenvollen Gast schwang der Held den Schild entgegen, als er zum Streite herauskroch. Das Untier krümmte sich und schnellte lohend heran, den Helden zu packen, der hinter dem Eisenschild mit geschwungenem Schwert ihn erwartete. Doch wenig nur schützte ihn der Schild vor dem Brande. Nun ließ er den Hieb auf den Drachen niedersausen, doch die graue Klinge glitt ab und wollte nicht beißen, wie die Not ihres Herrn es erheischte. Da geriet der Bergwart in rasende Wut, fernhin spie er feurige Garben, und Beowulf fühlte den Siegruhm weichen, als die edle Klinge versagte, nicht leicht ward ihm, von den Gefilden der Erde zu scheiden.

Von neuem rannten die Gegner aufeinander, und wieder stand Beowulf in großer Not vom Feuer umwallt. Da flohen die Genossen voll Schrecken und bargen im Holze ihr Leben. Nur einer wich nicht, ihm wallte das Herz von Sorgen um den Herrn, und das Band der Sippe, das Edle unlöslich bindet, zwang ihn auszuharren.

Wiglaf hieß er, Beowulfs Mage, der seinen Herrn in der Not des Feuers sah. Der gedachte der huldvollen Gaben, die er von dem milden Herrn empfing: des reichen Erbsitzes der Wägmundinge und der Volksrechte, die er und sein Vater besessen. Da hielt es ihn nicht: den Schild ergriff er, die

graue Linde, aus der Scheide riß er das Schwert, das in vielen Kämpfen erprobte, und rief den fliehenden Genossen zu: „Ich denke der Stunde, wo man uns Met reichte und wir dem Ringspender in der Halle gelobten, daß wir ihm die Rüstungen und reichen Gaben, die Helme und Schwerter lohnen wollten, wenn seine Not es erheischte. Nun erkor er uns zu dieser Fahrt, der reich uns beschenkte, weil er uns für tapfere Speerkämpfer hielt, wenn er gleich das Heldenwerk allein zu vollbringen gedachte. Nun aber ist der Tag gekommen, wo unser Gefolgsherr tüchtiger Mannen bedarf: eilen wir denn, dem Fürsten zu helfen, den die grimmige Glut versengt. Besser ist uns, mit ihm in den Flammen zu sterben, als untätig ihn fallen zu sehen. Schmachvoll wäre es uns, die Schilde heim zur Burg zu tragen, wenn wir nicht erst den Feind fällten und den Herrn retteten. Seit wann ist es Brauch, daß der Herr allein im Streite litte und den Tod fände? Schwert und Helm, Harnisch und Schild sind uns allen gemeinsam."

Er drang durch den Qualm zu Beowulf hin und rief ihm zu: „Gedenke dessen, was du früh gelobtest: nie wolltest du deine Ehre sinken lassen. Schirme dein Leben, tapferer Held, ich stehe dir bei."

Schon nahte der Drache zum dritten Male. Im Feuer verschwelte des Jünglings Schild. Da sprang er hinter Beowulfs Eisenwehr. Der gedachte seiner Schlachtehre: mächtig schlug er mit dem Schwert, daß es in den Nacken des Drachen eindrang. Doch Nägling, die harte, graue Klinge zerbarst unter der Wucht des Hiebes, zu stark war Beowulfs Faust für jede Waffe.

Der Drache raste heran, er überrannte den Helden und grub ihm die furchtbaren Zähne in den Hals, wo sich Raum bot: in sprudelnden Wogen entströmte das Blut der Wunde.

Da bewies Wiglaf sein Heldentum. Unbesorgt um Leben und Leib traf er von unten her den Drachen, ob auch die Hand ihm verkohlte, und trieb ihm bis ans Heft die Klinge

in den Leib. Alsbald begann die Hitze zu schwinden. So ward auch der König seiner Sinne wieder Herr, er riß ein kurzes Saxschwert hervor, haarscharf war es geschliffen, und schnitt mitten durch den schrecklichen Wurm, daß ihm das Leben entfloh.

Der Wurm war gefällt, doch war es Beowulfs letzter Sieg. Seine Wunde begann zu schwären und zu schwellen, die ihm des Erddrachen Zähne schlugen, und er fühlte, wie ihm das tödliche Gift in der Brust zu wallen begann. Zum Steinwall ging der weise Greis und ließ sich hin. Wiglaf labte den Wunden mit Wasser und löste ihm den Helm.

Da sprach Beowulf — nicht achtete er der tödlichen Wunde, wußte er doch, daß er bis zu Ende die Erdenwonne genossen hatte und daß ihm das Leben schnell zerrann: „Nun ließe ich gern einem Sohne das Kampfkleid, wenn mir ein Erbe beschieden wäre. Fünfzig Winter saß ich im Hochsitz, und keiner der Nachbarn wagte mit Krieg mich heimzusuchen. Nie schwur ich falsche Eide, noch rötete ich mein Schwert im Blute der Gesippen. Du, Wiglaf, eile nun zum grauen Stein, daß ich den schimmernden Schatz noch sehe, die lichten Gemmen und das funkelnde Gold: so ende ich sanfter mein Leben und scheide leichter von den Meinen, die ich lange beherrschte."

Wiglaf gehorchte. Er fand in der Höhle am Boden köstliche Schätze, Krüge und Schalen, auch ihrer Zierde beraubte rostige Helme, und künstlich verschlungene Spangen und ein Banner aus Goldstoff.

Schnell raffte er den Hort zusammen, das alte Riesenwerk, er füllte den Schoß mit Bechern und Kannen, ergriff auch das Banner und eilte zu dem wunden Herrn zurück.

Den fand er dem Tode nah. Doch noch einmal kehrte ihm das Leben zurück, und er sprach: „Mich freut, daß ich dem Volk meiner Helden an meinem letzten Tage noch so köstlichen Schatz erwerben durfte. Ich aber will nun nicht länger hier weilen. Laßt die Mannen mir den Hügel wölben, wenn mein Scheiterhaufen verloht ist, auf hoher Klippe über



der Brandung, der soll zum Gedächtnis dem Volk meiner Mannen weithin ragen auf dem Walfischfels. Ihn werden die Schiffer künftig heißen Beowulfs Berg, wenn sie das Wogenroß fernher führen auf dem Nebelgewall der Flut."

Den goldenen Halsschmuck streifte er ab und gab ihn Wiglaf, dazu den goldbunten Helm und die schimmernde Brünne und sprach: „Du bist der Letzte unseres Geschlechtes der Wägmundinge, alle Magen, die edlen Helden, fegte Urd hinweg — nun muß ich ihnen nach." Das war sein letztes Wort.

Schmerzerfüllt saß Wiglaf bei seinem toten Herrn. Bald wagten sich aus dem Holze die treulosen Zehn, die den Gefolgsherrn in der Not verließen: schamvoll schlichen sie hinter den Schilden herbei, hin wo der Herrscher im Blute lag. Grimmigen Gruß bot ihnen Wiglaf: „Das Wort soll gelten: schnöde verschleuderte an euch der König die Schlachtgewänder und kostbaren Schmuck, womit er oft auf der Metbank euch ehrte, die Mutigsten, die er finden konnte. Keiner Genossen durfte er sich rühmen, doch war ihm vergönnt, sich mit eignem Schwert zu rächen. Meine Hilfe war ihm nur wenig nütze, zu klein war die Zahl der Streiter in der Not. Ihr aber habt alle Gunst verscherzt, eurer Erbsitze Wonne, Ar und Halm verliert ihr mit Recht, wenn die Edlen eure Flucht erfahren, die ehrlose Tat. Der Tod ist besser als ein Leben in Schmach."

Zum Königshof hieß er Botschaft tragen, zu den Meeresklippen, wo die Mannen morgenlang in Sorgen harrten, noch beides erwartend: den Untergang oder die Wiederkehr ihres Herrn. Der Bote sprach: „Gefällt ist nun der Gautenfürst, kalt bewohnt die Walstatt der Gabenspender durch die Wut des Wurmes. Doch liegt ihm zur Seite der grimmige Drache, durch Beowulfs Saxschwert gefällt. Wiglaf sitzt trauernd über der Leiche. Nun haben wir Kriegszeit zu erwarten, wenn zu Friesen und Franken die Kunde dringt, und zu den Hetwaren, deren Macht einst Hygelak erlag: seitdem verloren wir der Merowinge Huld. Auch die Feind-

schaft der Schweden wird wieder erwachen, die wir einst am Rabenholz schlugen, der alte Haß zwischen Gauten und Schweden wird sich erneuen, wenn die Kunde Beowulfs Tod vermeldet. — Eilen wir nun, den Helden zum Holzstoß zu bringen. Nicht ein Kleinod nur soll mit ihm in der Lohe schmelzen, nein der ganze Hort: die Menge des schimmernden Goldes, das mit seinem Leben so grimmig erkauft ist, soll der lodernde Brand verzehren. Kein Krieger trage der Kleinode eines, noch sollen sie den Mädchen am Halse leuchten, denn jammernd und des Goldes beraubt muß manche nun ins Elend hinaus, da der Lenker des Heervolkes das Lachen aufgab. Künftig wird mancher Speer noch morgenkalt von den Fäusten gepackt werden, nicht mehr wird Harfenklang die Kämpen wecken, sondern der dunkle Rabe, der gierige, wird krächzen über Leichen und dem Adler melden, wie ihm die Atzung glückte, da er mit dem Wolf den Raub der Walstatt teilte.“

Klagend eilten die Mannen zur Adlerklippe, als sie die Kunde vernahmen. Da fanden sie den Ringspender wundentot liegen, fanden auch das gefällte Untier und den alten Erbschatz, seit undenklichen Tagen im Ringsaal verschlossen: nun lag er im Lichte, von den Menschen bestaunt. Man lud ihn auf Wagen und schaffte ihn fort, den König aber trugen die Edlen zum Walfischfels. Dort schichteten sie einen mächtigen Holzstoß, behängten ihn mit Helmen und Brünnen und bunten Schilden, betteten klagend den König darauf und ließen mächtig den Brand aufflammen, brausende Lohe stieg mit dem Wehruf in die stille Luft, bis der Leib zerfiel. Dann wölbten sie den Hügel am Hange, hoch und breit und weithin sichtbar den Wogenfahrern. In zehn Tagen war das Werk vollendet. Was die Flammen ließen, umschlossen sie in dem Walle. In den Hügel legten sie Ringe und goldene Scheiben und Rüstungen, den ganzen Hort: die Erde nahm das rote Gold, dort mag es noch ruhen, den Menschen so nutzlos, wie es immer war.

Dann umritten den Hügel die Kampfhelden aus edlem Geschlecht, zwölf an der Zahl, sie sangen die Totenklage um den König und redeten ihm zum Preise. Sie rühmten laut sein Heldentum und seine Taten nach altem Brauch. Und rings klagten die Gautenkrieger, die Herdgenossen, ihres Herrn Ende und sprachen: „Nun fraß die Glut und schmolz die dunkle Lohe den Herrn der Krieger, ihn, der oft dem Eisenschauer trotzte, wenn von den Strängen geschnellt der Sturm der Geschosse über den Schildwall fegte, der Schaft zum Ziel drang und der gefiederte Pfeil seine Bahn zog. Er war von den erdbeherrschenden Männern der mildeste und liebreichste, seinen Mannen der freundlichste und der lobbegierigste Held."

HILDE

33. NORDISCHE ÜBERLIEFERUNG: HEDIN UND HILD

Ein König mit Namen Högni herrschte im Norden. Er besaß eine Tochter, die Hild hieß. König Hedin, der Sohn Hjarrandis, raubte sie, als Högni zu einem Königsthing gefahren war. Als dieser erfuhr, daß in seinem Lande geheert worden und seine Tochter als Kriegsbeute fortgeführt sei, machte er sich mit seinen Mannen auf, den Hedin zu verfolgen, der dem Ufer folgend nach Norden gesegelt war. In Norwegen aber mußte König Högni erfahren, daß der Räuber westwärts über das Meer gefahren sei. Er folgte ihm, und als er zu einer der Orkneys kam, welche die hohe Insel genannt wird, fand er dort Hedin mit den Seinen. Der sandte seinem Verfolger die Geraubte entgegen, damit sie durch ein köstliches Halsband den Vater zum Vergleich bewege. Aber Hild war bösen Sinnes, begehrte den Kampf mehr als Frieden und wollte ihres Vaters Verderben. Trügerisch bot sie Högni das Kleinod, doch reizte sie zugleich durch Worte den Kampfzorn des Helden: Hedin sei zum Kampfe bereit und werde seinem Verfolger keine Schonung gönnen. Da wies der Vater den Vergleich zurück, schwichtigte die Wildheit der Seinen nicht



mehr, sondern stachelte sie an. Hild aber brachte Hedin die Kunde, Högni weigere den gebotenen Frieden, er möge sich zum Kampfe bereiten. Darauf rüsteten sich beide Könige und gingen mit ihren Mannen auf die Insel.

Nochmals rief Hedin seinen Gegner an, der ihm einst Freund und Blutsbruder war, bot ihm Frieden und viel Gold zur Buße. Högni aber sprach: „Zu spät botest du mir Frieden und Sühne, denn jetzt habe ich Daïnsleif, mein Schwert, aus der Scheide gezogen, und ist es gezogen, muß es einem Manne den Tod bringen: nie versagt sein Hieb, und keine Wunde heilt, die es schlägt." Da antwortete Hedin: „Deines Schwertes rühmst du dich, doch nicht des Sieges. Jedes Schwert nenne ich gut, das seinem Herrn die Treue hält." So begannen sie die Schlacht, die man das Unwetter der Hedininge nennt, und stritten ergrimmt den ganzen Tag. Am Abend war der Strand von Toten bedeckt. Keiner der Helden stand mehr aufrecht, und die Schwertwunden verbluteten. Als aber die Nacht herabgesunken war, ging Hild auf die Walstatt und weckte mit ihrem Zaubergesang die Toten: da erhoben sich die Gefallenen zu neuem Kampfe, Hedin stritt wider Högni und jeder grollend wider seinen alten Gegner.

So ging es einen Tag wie den andern: am Tage lagen die Gefallenen und ihre Waffen zu Stein verwandelt am Ufer, nachts aber erhoben sie sich, gewannen Leben und erneuten die Schlacht. Und so, melden die Lieder, müssen die Hedininge den Untergang der Götter ewig kämpfend erwarten.

34. DEUTSCHE ÜBERLIEFERUNG: HETEL UND HILDE

König Hetel herrschte über das mächtige Nordreich Hegelingen, darin umschlossen waren Dänemark, Friesland, Dithmarsen, Wallis, Livland und Ostland. Viele reiche Gesippen waren ihm untertan, denen er Burgen und Lande in seinem Reiche gegeben hatte: Wate, der alte Recke und sein Waffenmeister, herrschte über Sturmland, Horand der

Blühende, der Freund der Frauen und Meister des Gesanges, und Frute, der reichste an Schätzen und im Rate der Weiseste, walteten über die Dänenmark, Morung war über Livland, Irold über Ostland gesetzt.

Dem Könige mangelte es nicht an Freunden, doch wurde ihm endlich leid, mit ihnen allein zu leben, und er beschloß, ein Weib zu nehmen. Man riet ihm, Hilde, die Tochter des wilden Königs Hagen, der über Irland herrschte, zu freien. Doch wußte die Mär zu melden, daß Hagen seine Tochter niemandem zum Weibe gönne und jeder Freier um sie das Leben lassen müsse. Horand widerriet die Werbung, Frute aber sprach: „Kannst du Wate den Alten zum Boten gewinnen, so gelänge es wohl, die Maid ins Land zu bringen.“

Man sandte nach Sturmland, Wate zu holen. Als er in Hetels Burg eingeritten war und den Plan vernommen hatte, brauste sein Zorn auf: „Wer dir das riet“, sprach er zum Könige, „der wünschte meinen Tod. Seid ihr aber, Horand und Frute, so besorgt darum, daß ich Ehre gewinne, müßt ihr auch meine Genossen sein und die Mühsal teilen, die ihr mir zugedacht habt.“ Die beiden weigerten sich nicht. Frute riet, wie man sich zur Werbung rüste: ein prächtiges Schiff aus Zypressenholz, fest und gut, mit silbernen Spangen beschlagen, mit goldumwundenen Rudern und seidenschimmernden Segeln, mit Ankern aus purem Silber und Seilen aus arabischer Seide hieß er den König richten und mit Kostbarkeiten den Bauch des Schiffes füllen: Spangen und Ringe, Gold und Edelgestein, wie sie reiche Kaufleute führen, auch Helme, Brünnen und Halsberge hieß er bereiten, damit man sie täuschend feilhalten könne an Hagens Hofe. Wate aber verachtete so niedere List, nichts wollte er von Kaufmannschaft und Kostbarkeiten hören. Er kannte König Hagens grimme Kraft und ahnte, man werde schweren Kampf zu bestehen haben, wenn man um Hilde werbe. Darum riet er, das Schiff mit Brettern und Balken zu decken, damit man darunter die besten Recken wohlgerüstet zum Streite vor aller

Blicken hehlen könne. „Mögen Horand und Frute“, sprach er, „ihre Kleinode feilhalten und so die Frauen anlocken: ich aber will Hagen melden, wir seien geächtete Recken und mit Mühe der Verfolgung des Königs Hetel entronnen. Bieten wir dann noch reiche Geschenke, wird Hagen den Vertriebenen Frieden und Herberge gewähren.“

Den Winter über ließ Hetel alles bereiten, dessen die Recken zur Fahrt bedurften: das Prunkschiff mit reichem Inhalt, drei Lastschiffe für die Wegzehrung und die schön gezäumten Rosse. Als der Frühling nahte, rüsteten sich die Helden zur Reise. Hundert der besten Recken wurden im Schiffe verborgen, damit man zum Streite gerüstet sei, wenn die Listen fehlschlügen. Über die Recken gebot Wate. Frute, dem Kämmerer, lag die Sorge für alle Köstlichkeiten ob, mit denen man die Frauen in Irland gewinnen wollte. Auch Horand, Morung und Irold bestiegen das Schiff und vertrauten auf glückliche Heimkehr.

Vor frischem Nordwind glitten die Schiffe dahin, sechsunddreißig Tage währte die Meerfahrt, bis sie zu König Hagens Burg gelangten. Sobald sie Anker geworfen hatten, trugen sie ihre Waren auf den Strand und hielten sie den neugierigen Burgbewohnern feil. Frute stand in prächtigem Gewande als reicher Kaufmann mitten unter seinen Mannen. Wate aber wurde auf sein Begehren vor den Herrn des Landes gebracht und erbat den Frieden des grimmen Königs. „Sicherheit und Frieden gewähre ich euch“, sprach Hagen. Da brachten ihm die Recken kostbare Kleinodien, Ringe, goldene Spangen und edelsteinverzierten Putz zum Geschenke dar, glänzende Stoffe, Seide, Purpur und weiße Leinwand, dazu strahlende Waffen, goldgefaßte Schilde und zwölf kastilische Rosse. Als Horand mit so reichen Gaben bei Hofe erschien, wurde er vom Könige mit hoher Gunst empfangen. Auf die Frage, woher die Gäste kämen, erwiderte er: „Wir besitzen daheim Land und Burgen, doch nun sind wir von unserem Erbe vertrieben als die Opfer des Unmuts eines



mächtigen Königs." — „Wer ist es", fragte Hagen, „der euch ächtete und von Land und Burgen trieb?" Horand sprach: „Hetel von Hegelingen." Hagen bot den Recken reichen Ersatz für alles, was Hetel ihnen genommen habe, wenn sie bei ihm bleiben wollten, Land und Leute versprach er ihnen zu geben. In der Stadt gab er ihnen die besten Häuser zur Herberge und bat sie, sein Brot und seinen Wein zu genießen, bis er ihnen die versprochenen Lehen zuteile. Das aber wiesen sie ab, denn reicher seien sie, als er sie zu machen vermöge.

Nun brachte man die Ladung der Schiffe zur Stadt, und Frute ließ die Warenzelte aufschlagen. Nie kaufte man dort so wohlfeil Steine und goldenes Geschmeide. Wer aber ohne Kauf eine Gabe begehrte, dem gewährte man sie freundlich.

Der Ruf solcher Freigebigkeit drang auch zu Hilde. Sie bat ihren Vater, er möge die Gäste zu Hofe fordern, damit sie die Hochgemuten kennen lerne. Gern willfahrte Hagen der Bitte. Prunkvoll gekleidet erschienen die Recken am Hofe, nie sah man zu Irland so prachtvolle Mäntel als die Hegelinge trugen: mit Gold und Gestein waren die Gewänder übersät. Hagen und die Königin empfingen die Hochgemuten mit freundlichem Gruße. Den Frauen hatte der Ruf gemeldet, wie grimmig Wate, der alte Recke, mit wallendem Bart und golddurchflochtenem Grauhaar einherschreite. Nun scherzte die schöne Jungfrau mit dem trotzigen Unfreund der Frauen, und die Königin bat ihn, im Lande zu bleiben und die Ächtung zu verschmerzen. Doch stolz verschmähte von fremden Fürsten Lehen zu verdienen, der einst selber Landbeherrscher war.

Mit Brettspiel und Waffenwerk und Scherzen der Frauen vergingen den Gästen am Hofe die Tage. Hagen selbst versuchte sich im Kampfspiel mit Wate, doch bald geriet er vor ihm in Not und mußte des Recken Meisterschaft erkennen.

Eines Abends ließ Horand so süßen Gesang ertönen, daß die Vögel auf dem Burghofe ihr Lied vergaßen. Die Tiere im Walde ließen ihre Weide stehen, das Gewürm im Grase und die Fische in der Flut hielten an auf ihrem Weg. Neben

15*

diesen Tönen verloren die Glocken ihren Klang, Kranke genasen und Trauernden schwand Sorge und Leid.

Auch Hilde hatte den süßen Sang vernommen und wünschte, den Sänger mehr zu hören. Sie sandte nach ihm, ließ ihn heimlich in ihr Gemach kommen und bat ihn zu singen. Da stimmte er eine Weise an, die noch nie zuvor ein Mensch gehört hatte. Auf der wilden Flut hatte er sie einst von Meerfrauen gelernt. Voll Entzücken bot die Jungfrau dem Geächteten Schutz und Schirm und was sein Wunsch begehre, wenn er bei ihr bleibe, daß sie täglich solchen Gesang hören könne. Horand aber sprach: „Nichts will ich von allem, was ihr mir bieten mögt, nur um euren Gürtel bitte ich euch, daß ich ihn meinem Herrn zum Zeichen eurer Huld bringe: so wird er seines Zornes wider mich vergessen.“ Sie sprach: „Wer ist denn dein Herr? Und trägt er in einem Lande die Krone?“ — „Verriete uns niemand“, sprach Horand, so will ich euch sagen, mit welcher Botschaft mich mein Herr um euretwillen hergesandt hat . . So hört denn: Zu euch trägt sein Herz Minne, und euch allein begehrt er von allen Frauen.“ Hilde erwiderte: „Gern wollte ich dir von hinnen folgen und deinem Herrn lohnen, daß er nach meiner Minne begehrt, dürfte ich es nur vor meinem Vater wagen.“ Doch Horand sprach: „In Bälde nehmen wir Urlaub. Dann bittet Hagen, daß er euch und eurer Mutter gewähre, unsere Schiffe und ihre kostbare Fracht zu schauen.“ Das versprach Hilde, und Horand wurde heimlich und unvermerkt aus der Kemenate in die Herberge zurückgebracht.

Voll Freude meldete er den Recken, daß Hilde König Hetel liebe und ihnen zu folgen gewillt sei, und sie berieten den Plan der Entführung.

Am vierten Morgen begehrten die Recken Urlaub von König Hagen. Ungern sah er sie scheiden, doch Wate sprach: „König Hetel hat nach uns gesandt, er bietet uns Sühne, darum eilen wir von hinnen. Nur um eines bitten wir, ehe wir dein Land räumen: daß du an das Gestade kommst, die

Schiffe und ihre reiche Zurüstung zu schauen. Auch deine schöne Tochter und die Königin sollen dich begleiten. Das ist uns höhere Ehre als all deine Gaben, die wir nicht begehren." Gern sagte Hagen das zu.

Am nächsten Morgen begab er sich mit den Frauen zum Strande hinab. Während der König dort noch die ausgelegten Waren und Kostbarkeiten besichtigte, war Hilde auf das Schiff gestiegen, die Kleinode zu betrachten, die Frute da zur Schau gestellt hatte. Da flogen im Augenblick die Anker vom Grunde, die Mannen, die im Schiffe verborgen gelegen hatten, sprangen auf und die Segel wurden gehißt.

In wilden Zorn brach Hagen aus, als er die Gewaffneten sah. Tobend rief er nach seiner Gerstange. Doch nichts half es, daß seine Mannen das Schiff mit Speeren überschütteten: unaufhaltsam enteilte es dem Gestade, und als Hagen den Scharen, die am Ufer standen, befahl, die Schiffe zu besteigen, um den Flüchtigen nachzusetzen, fanden sie die Kiele durchbohrt und leck.

Als die dänischen Recken an König Hetels Küste gelandet waren, sandten sie ihrem Herrn die Kunde, daß sie König Hagens Tochter ins Land brächten. Er eilte fröhlich mit großer Gefolgschaft ans Meer hinab, der Braut prächtigen Empfang zu bereiten. Für die wassermüden Frauen wurden Zelte gespannt, und nachdem die Recken ihrem Herrn die schöne Hilde zugeführt hatten, wurde das glückliche Ende der Fahrt mit festlichem Mahle und Kampfspielen am Meeresstrande gefeiert.

Noch hatte man das Lager am Strande nicht geräumt, noch saßen nach süßem Schlummer Hilde und ihre Frauen auf lichten Blumen unter seidenem Gezelt, da tönte Morungs Ruf: „Ich sehe Schiffe und in den Segeln Hagens Wappen. Wachet auf! Zu lange haben wir geschlafen."

Mit vielen Recken war der grimme Hagen den Entführern seiner Tochter nachgeeilt. Wate barg die Jungfrau mit ihrem Gefolge auf einem Schiff am Ufer, während sich Hetels

Mannen eilends wappneten. Zwischen den nahenden Schiffen und den Hegelingen am Ufer entspann sich ein Speerkampf, doch Hagen, unfähig seinen Zorn zu bemeistern, sprang aus dem Schiff in die Flut und stapfte, von Pfeilen wie von Flocken eines Schneesturmes umtanzt, durch das Wasser zum Ufer. Dort begann eine wilde Schlacht. Hetel an der Spitze seiner Mannen traf auf Hagen und empfing von ihm in schwerem Kampfe eine Wunde. Wate aber drang durch das Getümmel zu seinem Herrn und schied die Kämpfenden. Gleich lohen Bränden stob das Feuer aus den Helmen, als Hagen und der alte Held aus Sturmland aufeinander eindrangen. Nach langem Kampfe traf Wate mit gewaltigem Hieb des Königs Helm, daß er zerbrach und dem Getroffenen fast die Sinne schwanden. Da rief Hilde jammernd den Geliebten an, daß er ihren Vater aus der Hand des grauen Recken rette. Hetel drang zu Hagen vor und rief ihm zu: „Bei deiner Ehre beschwöre ich dich: endige Streit und Haß!" Hagen sprach: „Wer heißt mich den Kampf scheiden?" — „Ich bin es, der Hegelingenfürst", sprach Hetel und sprang zwischen die Kämpfenden. Widerstrebend trennten sich die Gegner. Dann band Hetel den Helm ab, und man rief Friede über das Land. Wate, in der Heilkunst erfahren, half den Schwertwunden. Zagend trat Hilde zu ihrem Vater, um ihn mit König Hetel zu versöhnen. Da schwand dem Grimmen der Groll, und er fuhr mit Hetel heim in seine Burg. Hilde ward mit der Krone geschmückt und dem jungen Könige vermählt. Hagen aber, als er die Macht und den Reichtum des Hegelingenfürsten sah, fuhr versöhnt in sein Land.

35. GUDRUN

König Hetel von Hegelingen gewann von Hilde zwei Kinder, Gudrun und Ortwin. Als die Tochter heranwuchs, wurde sie schöner als ihre Mutter je gewesen war. Im Dänenland bei Horand wurde sie erzogen, bis sie eine Jungfrau geworden



war. Da warben viel mächtige Fürsten um ihre Liebe. Allen aber versagte Hetel die Tochter.

In der Normandie herrschte König Hartmut. Zu ihm drang der Ruf von Gudruns Schöne, und seine Mutter Gerlind riet ihm, um die Hegelingenmaid zu werben. Ungern vernahm Ludwig, Hartmuts Vater, den Plan: „Übermütig sind ihre Magen", sprach er, „und wir werden Schande erben." Hartmut aber wollte nicht ruhen, bis er die Maid gewönne. Er sandte sechzig seiner Mannen mit Briefen zu Hetel, der sie freundlich empfing. Als er aber vernommen hatte, daß sie um Gudrun würben, rief er: „Nur daß Horand euch ins Land geleitet hat, schützt euch vor schwerem Schaden. Mich und Frau Hilde verdrießt eure Botschaft sehr." Und Hilde fügte hinzu: „Nie kann Hartmut unsere Tochter gewinnen. Mag er sich ein Weib suchen, das seinem Heerschild entspricht." Unmutig zogen die Boten heim, Hartmut aber sprach voll Grimm, als er die Kunde vernahm: „Nimmer will ich ohne Gudrun leben."

Bald darauf warb König Herwig von Seeland um Gudruns Hand. Auch ihm wurde die Maid versagt, und er gewann von Hetel und seinem Weibe nichts als Hoffahrt und Verachtung. Da übermannte ihn der Zorn. Er sammelte seine Mannen und Freunde um sich, fiel in das Hegelingenland ein und stand eines Morgens unerwartet mit seinem Heer vor König Hetels Burg. Schnell sprangen die Hegelingen vom Lager und der Kampf begann. Hetel selbst kämpfte an ihrer Spitze, während die Frauen durch das Fenster dem Streite zuschauten. Bald aber geriet Hetel durch Herwigs Kampfzorn in schwere Not. Er wurde mit seinen Mannen in die Burg zurückgetrieben, und die Angreifer folgten durch das Tor.

Gudrun hatte voll Bewunderung die heldenhafte Kraft und den Mut Herwigs im Kampfe gewahrt. Als sie nun ihren Vater unter seinen sprühenden Schwerthieben erliegen und die Hegelingen um ihn her fallen sah, rief sie: "Hetel, mein Vater, schon sind die Mauern vom Kampfblute rot. Um

meinetwillen laßt eine Weile die Waffen ruhen, damit ich euern Streit scheide." Ihrer Bitte willfahrten die Gegner. Vor die Maid hintretend, sprach Herwig: „Mir ist gesagt, verächtlich sei ich euch um meines geringen Geschlechtes willen." — „Wie könnte ein Weib", sprach Gudrun, „einen Helden wie dich verachten. Holder war dir nie eine Maid als ich. Gönnten es mir meine Freunde, gern wollte ich dir gehören." Da willigten auch Hetel und Hilde ein, dem Helden ihre Tochter zu geben, und der Bund wurde gefestet. Aber kaum war der Friede geschlossen, als Boten meldeten, daß ein starker Feind mit Sengen und Brennen in Herwigs Land eingefallen sei und die Seinen hart bedränge. Da bat Herwig die Hegelinge, zur Hilfe mit ihm zu ziehen, und Hetel entbot seine kampferprobten Mannen und zog mit Wate, Horand und all seinem Heerbann gegen den neuen Feind. In drei Heerschlachten wurde der Eindringling geschlagen, in eine Veste geworfen und dort von Herwig und den Hegelingen belagert.

Hartmut von der Normandie hatte die Demütigung nicht vergessen, die er vom König Hetel erfahren hatte. Als seine Späher ihm meldeten, daß das Hegelingenland von Mannen entblößt und Hetel auf Heerfahrt sei, beschloß er, sich zu rächen. Gerlind reizte ihn und König Ludwig zu schneller Tat. Mit großem Heerbann fuhren Ludwig und Hartmut über See und landeten heimlich an König Hetels Küste. Ehe sie aber zum Angriff auf die Burg schritten, sandten sie Boten an Hilde, um sie zu bewegen, ohne Kampf in den Bund Hartmuts mit Gudrun zu willigen. Er habe sich verschworen, das ließ er den Frauen sagen, nicht ohne die Jungfrau heimzukehren, und koste es ihm zwanzigtausend Krieger. Auf solche Botschaft erwiderte Gudrun: „Nie werde ich Hartmuts Weib. Herwig bin ich durch Eide versprochen, ihn wählte ich zum Manne, und keinem andern werde ich je gehören." Hartmuts Drohung aber verlachte sie höhnisch.

Als dieser Gudruns stolze Antwort erfuhr, rief er: „Weh meiner Schande! Nun helft mir streiten, meine Freunde!" Voll Zorn führte er das Heer gegen die Burg. Grimmiger Kampf begann, die Bürger und Mannen, die zur Landwacht geblieben waren, wollten ihre Herrin schützen. Doch die Zahl der Friedebrecher war zu groß, und bald drangen sie in die Burg ein. Hartmut trat vor Gudrun hin und sprach: „Edle, stets habt ihr mich verachtet, nun müßten auch wir verschmähen, hier Gefangene zu machen, alle müßten wir schlagen oder hängen." Gudrun aber sprach kein Wort als dies: „Weh mir, mein Vater! Wüßtest du, daß man deine Tochter gewaltsam aus dem Lande führte, mir armen Königin geschähe weder Schade noch Schande."

Das Land wurde geplündert und verheert, die Burg aber gebrochen, Gudrun mit ihrer Gespielin Hildeburg und zahlreichen Jungfrauen hinweggeführt. Eilig verließ dann Hartmut mit der Beute und den Geiseln das Land. Hilde, die Königin, blieb allein und trauernd zurück. Eilige Boten sandte sie an Hetel mit der schlimmen Kunde, die sprachen: „Daheim liegen deine Ritter tot, Hartmut fing deine Tochter und führte sie hinweg, voll Hochmut fährt Ludwig mit reicher Beute heim, tausend oder mehr liegen vor der Burg jämmerlich erschlagen."

Als Hetel diese Botschaft empfing, schloß er auf Wates Rat mit den Belagerten Frieden und begab sich mit Herwig und all seinen Mannen auf das Meer zur Verfolgung der Räuber.

Weit von Hetels Burg, auf einem öden Strande, den man den Wülpensand nennt, hatten Hartmut und die Seinen sich gelagert, um von langer Meerfahrt zu ruhen. Hier fürchteten sie keine Verfolger mehr, darum wollten sie sieben Tage lang in dem wilden Hafen verweilen. Eines Morgens aber sahen sie auf den Wogen Schiffe nahen, und bald erkannten sie die Verfolger. Nun begann ein wilder Kampf auf dem grauen Strande und in den Wogen der Brandung. Die Hegelinge drangen auf das Land, wie sehr auch Hartmuts Mannen

es ihnen mit Speerschüssen zu wehren suchten. Bis zu den Achseln gingen Herwig die Wogen, als er vom Schiffe ans Ufer sprang, und als der Schwertkampf am Strande begann, färbte sich das Wasser so weit hin rot, daß niemand den Blutsee mit seinem Speer überschossen hätte. Unter wütendem Streiten verrann der Tag, der Abend sank, und noch war der Kampf nicht entschieden. Schon begannen die von der Normandie zu wanken, als Ludwig plötzlich auf König Hetel eindrang und ihm die Todeswunde schlug. Laut jammerte Gudrun, als sie den Vater fallen sah, Wate aber stieß ein Gebrüll aus wie ein wütender Stier, unter seinen Schlägen leuchteten die zerhauenen Helme wie ein Abendrot. Schrecklich rächten die Hegelinge ihres Königs Fall, bis die Dunkelheit die Streiter trennte und Freund und Feind sich nicht mehr unterschieden. Nahe beieinander legten sich die kampfesmüden Gegner zur Ruhe.

Im Lager der Normannen berieten sich Ludwig und Hartmut, wie man dem Wüten Wates entrinnen könne. Der Alte riet, die Hegelinge durch Wachtfeuer und Lagerlärm zu täuschen, im Dunkel der Nacht heimlich und verstohlen die Schiffe zu besteigen und mit den Jungfrauen zu entfliehen. Also geschah es. Als am frühen Morgen Wate das Heerhorn gewaltig gellen ließ und die Hetelsmannen zum feindlichen Lager eilten, fanden sie es leer, nur rings den Strand von Waffen und Sturmtoten übersät. Laut klagten da Wate und Ortwin, daß sie des Königs Tod nicht an Ludwig gerächt hätten. Ohne Säumen wollten sie den Flüchtigen nachsetzen, doch Frute sprach: „Schon sind sie dreißig Meilen von hinnen. Wir holen ihre flinken Schiffe nicht ein. Auch gebricht es uns an Mannschaft für einen Kampf im Lande des Feindes selbst.“ In ohnmächtigem Zorn standen die Helden und klagten. Die ihre junge Königin verloren hatten, mußten nun noch ihres Königs Tod Frau Hilde melden. Sie bestatteten ihre Toten und segelten traurig heim vom Wülpensande. Wate allein mit wenigen Mannen ritt voll Zagen zu Hilde,

ihr die Botschaft zu bringen. Die brach in Jammer aus, als sie vernahm, daß sie nun auch noch ihren Herrn verloren habe. Wate aber sprach: „Herrin, laßt das Klagen! Sind erst schwertmäßige Krieger, die jetzt in unserm Lande Waisen sind, so vergelten wir Ludwig und Hartmut ihre Tat.“ Da rief Hilde: „Das lasse mich Gott erleben! Alles, was ich habe, will ich drangeben, daß mir Rache wird und ich meine Tochter wiedersehe.“ Im Rate der Hegelingenhelden wurde beschlossen, das Heranwachsen der jungen Mannschaft zu erwarten und unterdessen fleißig den Rachezug zu rüsten.

Als Hartmut mit seiner Schar der Heimat nahte und man die Königsburg ragen sah, sprach Ludwig zur Gefangenen: „Herrin, seht ihr die Burg? Seid fröhlich, reiche Lande sind euer, wenn ihr uns eure Gunst schenkt.“ Doch traurig sprach die Maid: „Von aller Gunst bin ich geschieden. Doch ehe ich mich Hartmut ergebe, will ich lieber sterben.“

Fröhlich und prächtig empfing Gerlind die Heimkehrenden, freundlich wollte sie Gudrun nahen. Doch die weigerte ihr Kuß und Umarmung und sprach: „Eurem Rate danke ich arme Maid all mein Leid und meine Schande.“ Lange dachte die Böse durch Güte die Gunst der Fremden zu erringen und sie zu bewegen, ihres Sohnes Weib zu werden. Sie ließ sie gleich einer Königin pflegen, und alle dienten ihr voll Eifer. Doch Gudrun blieb bei ihrem Weigern und sprach zu Gerlind: „Wie wäre euch, Herrin, wenn man euch zwänge, den zum Manne zu nehmen, durch dessen Schuld eure nächsten Gesippen starben? Nimmer will ich eure Krone tragen, nichts sinne ich, als euch zu verlassen.“

Da bat Gerlind ihren Sohn, er möge die Trotzige ihr überlassen, denn sie getraue sich, ihren Hochmut zu brechen. Das ließ Hartmut geschehen, doch bat er seine Mutter, sie gütlich zu lehren. „Tut nach ihrer und eurer Ehre“, sprach er. Aber schlimme Lehre hatte Gerlind der Verlassenen zugedacht. Sie sprach zu ihr: „Willst du nicht Freude haben, so soll dir Leid werden“ und befahl ihr, die Kammer zu heizen

und die Brände zu schüren. Gudrun erwiderte: „Ich muß deinen Willen tun, hat auch noch nie meiner Mutter Kind die Brände geschürt.“ — „So mußt du beginnen“, sprach Gerlind, „was andere Königinnen noch nicht taten. Ich will deine Hoffahrt brechen und dich von allen hohen Dingen scheiden.“

Die edlen Jungfrauen, die mit Gudrun geraubt worden waren, teilten das Schicksal ihrer Herrin, und die einst Gold und Edelgestein in Seide wirkten, mußten nun Garn winden, Flachs hecheln und Wasser tragen. Gudrun aber peinigte die schlimme Königin mit immer härteren Fronden. Nur Ortrun, Hartmuts Schwester, sah mit tiefem Schmerze die Leiden der Heimatlosen und suchte sie nach Kräften zu lindern. Aber nicht Gerlinds Härte noch Ortruns Güte konnten sie bewegen, des Feindes Krone zu tragen und ihr Leid zu vergessen. Sie sprach: „Laßt mich weiter Magddienste tun. Da Gott mein vergessen hat, will ich alles gern leiden.“

Da ließ endlich im neunten Jahre auch Hartmut seiner Mutter den Willen, und nun ersann die alte Wölfin für Gudrun die schlimmste und entehrendste Plage und sprach: „Täglich sollst du mein Linnen zum Strande hinabtragen und für mich und mein Gesinde waschen. Hüte dich, daß man dich nicht müßig findet.“ Auch das ertrug die Königstochter in stolzer Geduld, und Hildeburg, die edelste aus der Schar der gefangenen Jungfrauen, wusch mit ihr am Strande. Sie standen auf dem Schnee, von kalten Winden umweht und teilten alles Leid. Sie schliefen zusammen auf hartem Lager in rauhen Hemden, und ihre Speise war trockenes Brot und Quellwasser.

Wieder waren fünf Jahre vergangen, da war im Hegelingenlande die Jugend herangewachsen. Um Mittwinter besandte Frau Hilde ihre Mannen, Wate, Horand und alle bewährten Recken, auch Herwig und ihrem Sohne Ortwin ließ sie sagen, Schiffe und Mannschaft seien zum Rachezuge bereit. Eilig versammelten sich die Helden, bestiegen mit ihren Mannen die Schiffe und fuhren hinaus auf das winterliche Meer. Nach schwerer Seefahrt kamen sie zu Hartmuts Reich und

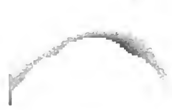
bargen sich an felsiger und waldbekrönter Küste. Während das Heer am Strande von langer Meerfahrt ruhte, machten sich Herwig und Ortwin auf, um zu erkunden, ob Gudrun noch lebe.

An einem frühen Morgen im März erhoben sich beim ersten Lichte Gudrun und Hildeburg von ihrem harten Lager und gingen barfuß — denn Schuhe zu tragen verwehrte ihnen die grimme Wölfin — durch den frischgefallenen Schnee zum Ufer, um Leinen zu waschen. Sehnsüchtig und vor Kälte zitternd blickten sie über die weite Flut. Da nahten in einer Barke zwei Männer: Herwig und Ortwin auf ihrer Kundschaft. Scham ergriff die armen edlen Wäscherinnen, durch ihre triefenden Hemden schien ihr weißer Leib, und ihre wirren Haare wehten im Märzwind und Nachwinterschnee. Sie wollten sich vom Ufer hinwegwenden, doch die Kundschafter riefen: „Ihr schönen Wäscherinnen, warum enteilt ihr? Sagt uns doch, wessen Linnen ihr wascht, und wer so erbarmungslos ist, daß er euch kaum bekleidet im eisigen Wasser waschen läßt. Eure Schönheit ist eine Krone wert. Bei aller Frauen Ehre, kehrt euch um!" Vor so freundlicher Beschwörung überwanden die Mädchen ihre Scham und gaben Kunde, wessen Land und Burg sei, und daß sie von zahlreichen Recken gehütet werde. Obwohl Gudrun im Gespräche ahnte, wer vor ihnen stehe, versuchte sie die beiden doch mit versteckter Rede, bis Ortwin nach der geraubten Schwester fragte. Diese erwiderte, sie erinnere sich wohl, daß vor einigen Jahren eine fremde Jungfrau mit Namen Gudrun ins Land gekommen, aber längst vor Gram gestorben sei. Erst als darauf die Recken in Klagen und Tränen ausbrachen, gab sie sich ihnen zu erkennen. Die Ringe, die Gudrun und Herwig an den Händen trugen, bannten den letzten Zweifel, und voll Freude umschlossen und küßten sich die Langgetrennten. Herwig wollte die Braut mit sich zu den Schiffen führen, Ortwin aber sprach: „Nie will ich mich in Feindesland ängstlich verbergen. Die man mir im Sturm entriß, will ich meinen Feinden nicht stehlen."

Unwillig bat Gudrun, sie nicht länger in der Gewalt ihrer Feinde zu lassen, doch Ortwin beharrte auf seinem Willen: nicht seine Schwester allein, auch die anderen Gefangenen wolle er ihrem schlimmen Geschick entreißen. Er befahl der Schwester, seine Ankunft klug zu verhehlen und versprach, ihr beim Scheiden, ehe der Morgen scheine, werde er mit seinem Heere vor der Burg stehen.

Schnell ruderten die Recken davon. Gudrun und Hildeburg jammerten laut, und so lange die Stimme hallte, riefen Gudrun und Herwig einander sehnende Klagen zu, dann folgten die Augen den Scheidenden, bis sie dem Blick entschwanden. Hildeburg raffte ängstlich das Linnen auf, aber Gudrun sprach: „Nie wieder will ich für Gerlind waschen. Mir ziemt kein gemeiner Dienst mehr, denn mich küßten heute zwei Könige und schlossen mich in ihre Arme.“ Zornig warf sie das Linnen ins Meer und ging ledig mit Hildeburg zur Burg zurück.

Spät am Abend erst langten sie an. Mit giftigen Reden wurden sie von Gerlind empfangen. „Wo hast du mein Linnen?“ rief sie. Und Gudrun sprach: „Ich ließ es am Gestade, zu schwer war es mir. Nicht kümmert mich, was daraus wird.“ Da hieß Gerlind sie an den Bettpfosten binden und mit dornigen Ruten streichen. Doch die Maid sprach mit geheimem Doppelsinn: „Erlaßt ihr mir das nicht, so wird euch einst bitter vergolten, wenn ich die Krone trage. Wollt ihr es mir erlassen, so will ich dessen Weib werden, dem ich bestimmt bin und will als Königin in der Normandie herrschen.“ Da ließ Gerlind von ihrem Zorn ab. Sie ließ Hartmut rufen und melden, endlich wolle die Maid ihm gehören. Er eilte herbei, als er aber Gudrun in seine Arme schließen wollte, wehrte sie es ihm und sprach: „Noch bin ich die arme Wäscherin. Nicht eher sollt ihr mich umfangen, als bis ich unter der Krone stehe.“ Hartmut befahl, ihr jeden Wunsch zu erfüllen. Da hieß sie alle Genossinnen herbeiholen, für alle Bäder bereiten und köstliche Gewänder bringen,



ließ weiche Lager in einem reichen Gemache aufschlagen und Wein und Met bringen.

Ortrun, Hartmuts Schwester, die allein in all der Zeit voll Mitleid das Los der Gefangenen zu lindern gesucht hatte, hielt freudevoll die schöne Gudrun umschlungen, während Schenken und Truchsesse für ein reiches Mahl sorgten. Als aber eine der Hegelingenmaide traurig klagte, daß sie nun immer fern der Heimat in der Gewalt der Entführer bleiben müßten, da lachte Gudrun grell auf, und das war seit vierzehn Jahren ihr erstes Lachen. Als Gerlind es hörte, sprach sie zu Hartmut: „Mein Sohn, mir ahnt, dies Lachen bringt unser Land und uns alle in schwere Not.“ Doch Hartmut besorgte kein Unheil mehr.

Im Schlafgemach sprach Gudrun zu ihren Jungfrauen: „Seid froh nach eurem Leide, morgen werdet ihr schauen, wonach ihr begehrt. Heute habe ich Herwig und Ortwin geküßt. Wer mir zuerst den Morgen kündet, den will ich vor allen reich machen.“ Da legten sie sich frohen Mutes schlafen.

Beim Aufgang des Morgensternes trat eine der Jungfrauen an das Fenster, nach dem ersten Tagesgrauen zu spähen. Da sah sie gegen den Spiegel des Meeres hin lichte Helme und Schilde und das ganze Gefild von Waffen lohen und auf dem Meere eine Schar von Segeln. Schnell weckte sie die Herrin, die sprang vom Lager und sah die Burg umlagert von ihren Freunden, die über Nacht gekommen waren, um das Linnen rot zu färben, das ihre Hand weiß gewaschen hatte. Bald rief auch der Burgwächter zu den Waffen. Voll Schrecken sprangen die Königin und die beiden Könige auf, und Gerlind rief Ludwig zu: „Nun werden deine Recken Gudruns Lachen teuer entgelten!“ Schnell erkannte Hartmut, wer vor der Burg lagerte. Er weckte seine Mannen, um vor den Toren der Burg dem Gegner in offenem Kampfe zu begegnen. Das widerriet Gerlind: man solle die Angreifer in der Burg erwarten, zu stark und ergrimmt seien die Hegelinge, doch würden sie die feste Burg nicht bezwingen. Aber



Hartmut wies alles Zagen von sich. Lieber wollte er draußen den Hegelingen erliegen als sich feige in der Burg verschließen. Er ließ die vier Burgtore öffnen und ritt mit seinen Mannen hinaus.

Da erdröhnte Wates Heerhorn gewaltig über das Feld hin, die Hegelinge sprangen auf und scharten sich um das Banner. Zum zweiten Male dröhnte das Horn, und die Recken saßen im Sattel. Dann brüllte es zum dritten Male mit solcher Kraft, daß Strand und Meer erbebten und die Steine aus der Burgmauer fielen. Das war das Zeichen zum Sturm: Horand trug das Banner wider Hartmuts Mannen.

Auf der Burgzinne stand Gudrun mit ihren Frauen, als die Heere aufeinander stießen. Wie ein Kaiser brüstete sich Hartmut vor seiner Schar. Als Ortwin den Räuber seiner Schwester sah, erwachte sein Zorn, beide rannten mit den Speeren einander an, daß die Rosse in die Knie brachen. Doch Hartmut schlug Ortwin durch den Helm eine Wunde. Als das Horand sah, drang er auf den Normannenkönig ein, doch vermochte er ihn nicht zu bestehen und empfing von ihm eine schwere Wunde, daß er aus der Schlacht weichen mußte. Mit starker Schar drang Herwig gegen Ludwig vor, doch im Kampfe mit dem alten Recken drohte er zu Boden zu fallen und wurde nur durch seine Mannen aus Ludwigs Hand errettet. Schnell blickte er zur Zinne, ob Gudrun seine Bedrängnis gesehen habe: „Sah sie wie mich der Graubart niederschlug, immer müßte ich mich schämen.“ Wieder rannte er Ludwig an, und nun traf er ihn zwischen Helm und Schildesrand, daß ihm das Haupt von der Achsel sprang. Verwirrt vom Angstgeschrei der Weiber wollte Hartmut mit den Seinen in die Burg zurückkehren. Doch am Tor trat ihm Wate entgegen. Da auch die andern Tore schon von Hegelingenhelden besetzt waren, rannte er den alten Kämpen an, doch geriet er durch seine Riesenkraft bald in arge Not. Da flehte Ortrun zu Gudrun, daß sie ihren Bruder aus der Hand des grimmen Alten rette. Der erwiesenen Treue der schwesterlichen Feindin gedenkend, rief Gudrun Herwig zu,

er möge den Streit zwischen Wate und Hartmut scheiden. Dieser harte Dienst, den Herwig der Geliebten tat, trug ihm bittere Worte von Wate ein: „Wollt ihr, daß ich den Frevler um Frauenwort schone?“ rief er und ließ sein Schwert gewaltig auf Herwig niederfallen, als er zwischen die Kämpfenden sprang und sie trennte. Hartmut ward mit allen seinen Mannen gefangen und gebunden zu den Schiffen geführt.

Wate aber brach tobend in die Burg ein. Drinnen zertrümmerte er alle Riegel, raste durch die Gemächer und hieb nieder, wen er fand. Selbst der Kinder in der Wiege schonte der Wüterich nicht, damit sie nicht zu Rächern ihrer Eltern erwüchsen. Mit knirschenden Zähnen und feuersprühenden Augen, den ellenbreiten Bart und alles Gewand von Blut beronnen, stand der riesige Kämpe vor Gudrun, in deren Schutz die normannischen Frauen und Recken sich geflüchtet hatten. Auch Gerlind kam herbei, von Gudrun Schutz vor Wate zu erflehen. Ihr allein versagte ihn die Jungfrau, und als die alte Wölfin sich dennoch unter die Frauen mischen wollte, zog Wate sie mit den Worten: „Euch soll meine Herrin kein Linnen mehr waschen“, hervor und hieb ihr das Haupt ab.

Damit hatte das Blutbad ein Ende. Wate und Frute aber durchzogen heerend das Land, brachen die Burgen und machten reiche Beute. Während Horand mit tausend Recken zurückblieb als Fronherr des Landes, fuhren die übrigen mit den Geiseln ins Hegelingenland zurück. Dort empfing Frau Hilde voll Freude die siegreiche Schar, und jubelnd, daß ihrer Rache nun Genüge geschehen, umarmte sie die gerettete Tochter. Auf Gudruns Bitten nahm sie auch Hartmut gnädig auf und vergaß ihres Hasses. Als Gudrun Herwigs Weib wurde, vermählte sich auch Ortwin mit Ortrun und Hartmut mit Hildeburg, damit die Versöhnung befestigt und neuer Haß beschwichtigt werde.

VIII. DÄNEN UND JÜTEN

DIE SKJÖLDUNGE

36. SKJÖLD

In ferner Vorzeit lebten die Dänen lange Zeit herrscherlos und in tiefem Elend. Einst trieb zu ihrem Strande über die Meerflut ein Nachen: darin saß ein kleiner Knabe, umgeben von Kriegswaffen und Streitgewand, von Schwert und Harnisch und vielerlei edlem Gestein. Sie nahmen das Kind, dessen Name Skjöld war, bei sich auf und zogen den Hilflosen groß. Das ward ihnen zum Heil. Denn unter den Wolken wuchs der Knabe und gedieh an Würde, bis ihm alle Nachbarn am Walfischweg unterworfen waren, und er wurde ihnen ein guter König. Ein Sohn wurde ihm geboren zum Trost denen, die lange ohne Herrscher waren. Als aber die Stunde seines Schicksals kam, mußte er wieder von hinnen fahren. Zur Brandung trugen ihn seine Getreuen, wie er selbst gebeten hatte, als er der Rede noch waltete. Im Hafen ruhte des Edlen beringtes Meerschiff, eisglänzend zur Fahrt bereit. Sie legten den Herrscher in das hohle Schiff neben den Mast. Herrliche Kleinode brachten sie herbei, Kriegswaffen und Streitgewand, die mit ihm über Meer fahren sollten. Nicht ärmer statteten sie den Hehren aus, als jene, die ihn einst zur Dänenküste sandten. Ein goldenes Banner flatterte ihm hoch über dem Haupte, als sie voll Trauer und Leid der Flut die Gabe preisgaben. Niemand der saalbewohnenden Männer wüßte zu sagen, wer die Last empfing.

37. FRODI UND DIE SCHICKSALSMÜHLE

Der Enkel des Skjöld war Frodi, der glücklichste Nordlandherrscher. Unter seiner Herrschaft ruhten die Lande rings in tiefem Frieden, der Krieg war unbekannt, und kein Mensch tat dem andern ein Leid. Groß war das Glück der Menschen, und damals geschah es, daß ein goldener Ring in Jütland auf offener Straße jahrelang unberührt liegenblieb. Die Zeit wurde der Frodifrieden genannt.

In jener Zeit wurden in Dänemark zwei Mühlsteine gefunden, die Heil und Unheil mahlen konnten, wie der Mahlende es bestimmte. Frodi ließ aus ihnen die Mühle Grotti bauen, doch waren die Steine so schwer, daß niemand stark genug war, sie zu drehen. Der König aber sann darauf, wie er Glück und Wohlstand seines Landes durch die Zaubermühle noch vermehren könnte. Als er einst zum Gelage bei König Fjölnir von Schweden war und dort zwei Mägde von gewaltiger Größe und Stärke sah, kaufte er sie ohne Besinnen. Sie waren aber Riesentöchter und hießen Fenia und Menia.

Zum Königshause kamen die beiden Frauen, künftiger Dinge waren sie kundig. Frodi aber hielt die mächtigen Jungfrauen als Mägde. Zur Mühle hieß er sie führen, Gold, Frieden und Glück sollten die Starken ihm mahlen. Die grauen Blöcke mußten sie in Gang setzen, nicht gönnte er ihnen zu ruhen noch zu weilen, immer wollte er den Mühlensang der Mahlmägde hören. So setzten sie die knirschende Mühle in Gang und ließen sie gehen den ganzen Tag. Doch als der Abend sich senkte, sangen sie: „Nun mögen ruhen Mühle und Stein.“ Doch befahl ihnen Frodi, mehr zu mahlen, immer mehr des roten Goldes begehrte sein Sinn. Und die Mädchen sangen: „Wir mahlen Reichtum, wir mahlen Glück, wir mahlen auf der Freudenmühle für Frodi glänzende Schätze. Er sitze im Reichtum, schlafe auf Daunen, wache auf zur Freude: so ist recht gemahlen. Niemand soll hier den andern kränken, Frevel sinnen oder zur Bluttat schreiten, niemand

16*

auch schwinge das scharfe Schwert, fände er gleich wehrlos seines Bruders Mörder."

Matt wurde der Sang und müde der Arm, in tiefer Nacht schwieg der Mühlenlärm. Doch Frodi rief zu den Mägden hinab: „Nicht länger sollt ihr schlafen, als das Rufen des Kuckucks schweigt, nicht länger als der Gesang einer Liedstrophe währt." Wieder sangen die Mädchen und schwangen den rollenden Stein, längst schon schliefen Frodis Knechte und Mannen. Und Menia sang zum Schall der Mühle: „Nicht warst du, Frodi, weisheitsvoll, du Freund deiner Scharen, als du die Mägde kauftest. Wuchs und Stärke leitete deine Wahl, doch nach unserer Herkunft fragtest du nicht. Hart waren Rungnir, der Thurse, und sein Vater, sie übertraf noch Thiazi an Stärke, die stärksten Idi und Ornir sind unsere Väter, die Bergriesenbrüder, aus deren Stamm wir entsprangen. Nie wären Grottis Mahlblöcke vom Felsen herabgekommen, nie wären die harten Mühlsteine der Erde enttaucht, nie mahlten hier die Bergriesenmädchen, wenn jemand wüßte, von wannen wir kamen. Neun Winter wuchsen wir spielend zusammen, mächtige Schwestern im Innern der Erde. Bei großem Werke standen wir Jungfrauen, wir selber verrückten Kuppen und Berge. Wir wälzten Felsen zur Riesenumwallung, daß rings die Fluren schütterten, so schleuderten wir die rollenden Blöcke, mächtige Klippen herab, daß die Menschen sie nähmen zu Heil oder Unheil. Dann schritten wir zwei der Zukunft Kundige zum Schwedenvolk in die Kriegerschar, Brünnen zerkloben wir und brachen Schilde, schritten entgegen den Reihen der Grauhemder. Wir stürzten den Fürsten, wir stützten den andern, hilfreich waren wir Guthorm dem Guten, es tobte der Kampf, bis Knui fiel. So trieben wir es die Jahre hindurch, daß von unserer Kraft der Ruhm erscholl. Blut schlug unser scharfer Speer aus den Wunden der Krieger, und rot war unser Schwert. Nun sind wir zum Hause des Friedenkönigs gekommen, mitleidslos zum Frondienst gezwungen. Im Schmutz watet unser Fuß,

den Leib peitscht eisiger Wind, so müssen wir die Friedensmühle drehen, schlimm ergehts uns bei Frodi. Rasten soll nun die Hand, stehen mag nun der Stein, mein mühvolles Tagwerk mahlte ich nun." Da sang Fenia: „Nicht sei der Hand Ruhe vergönnt, bis unser Mahlen Frodi genug dünkt. Nun sollen hier Krieger harte Speerspitzen schwingen, walblutige Waffen sollen ihre Hände halten. Wache du, Frodi, wache, willst du lauschen unserm Sang und Sagen der Vorzeit. Feuer seh ich entflammen im Osten der Burg, die Kriegsfackel springt auf und ruft von Hügel zu Hügel. Feindesheer soll kommen — schon ist es nahe! Brennen soll die Burg über dem Fürsten. Nicht mehr sollst du halten den Stuhl zu Leidra, nicht rote Ringe noch die Reichtumsmühle. Mit festerem Griff nun packe, Schwester, die Stange, denn hier wärmt uns Wundentau nicht die Hand. Nun mahlte gewaltig meines Vaters Maid, denn vieler Tapferen Fall sah ihr vorausschauender Blick. Vom Mühlgebälk bersten die schweren Stützen, die eisernen Haften zerspringen. Laß uns weitermahlen." — „Ja mahlen wir weiter", sang Menia, „Krieg gebiert Krieg, bis einst der Yrsa Sohn aus Halfdans Geschlecht den Frodi sühnt, den wird man nennen Yrsas Bruder und Sohn — wir wissen es beide."

Die Mädchen mahlten, sie strafften sich mächtig, jung waren sie und in Riesenzorn. Das Gestänge brach, krachend stürzte die Mühle, der wuchtige Stein barst mitten entzwei. Doch die Maid der Bergriesen sang: „Frodi, wir mahlten, was Freude uns schuf, aus ist die Zeit, da wir am Mahlwerk standen."

38. HALFDANS TOD UND ROARS UND HELGIS RACHE

Halfdan und Frodi, die Skjöldungenbrüder, beherrschten zusammen Dänemark. Doch Frodi mißgönnte seinem Bruder seinen Teil am Reiche, er wollte es allein beherrschen. Darum sammelte er ein Heer und überfiel in der Nacht König Halfdans Hof. Der ging in Flammen auf, Halfdan und seine wenigen Mannen fielen nach kurzer Gegenwehr, nur wenige entkamen.

Am nächsten Tage ergriff Frodi die Herrschaft und zwang die Dänen zum Treueide.

Halfdan hatte zwei Söhne Roar und Helgi und eine Tochter Signy. Die Knaben waren noch im Kindesalter und einem Edlen des Königs mit Namen Regin anvertraut. Während des Überfalls hatte der treue Regin seine Pflegesöhne vor der Wut ihres Oheims auf eine öde und einsame, mit Wald bedeckte Insel nicht weit von der Königsburg zu einem alten geheimnisvollen Bauern geflüchtet, der sich Wifil nannte und von alters her ein Freund König Halfdans gewesen war. Der Bauer war bereit die Knaben zu bergen und führte sie in eine Erdhöhle, in der sie die Nächte zubrachten, während sie bei Tage den dichten Wald durchstreiften. Ihr Pflegevater Regin mußte sie verlassen, um ihren Aufenthalt nicht zu verraten. König Frodi zwang ihn zum Treueide und ließ ihn schwören, die Knaben nie mit Rat zu unterstützen und seinem Herrn alle Anschläge der Halfdansöhne zu melden, wenn er davon erführe.

Frodi vermählte Signy mit dem Jarl Sävil, der in seine Dienste getreten war und sich ihm zinspflichtig gemacht hatte. Doch fürchtete er die Rache der verschwundenen Knaben für ihren Vater. Darum ließ er sie überall im Lande durch seine Späher suchen, alle Inseln, Wälder und Buchten, alle Dörfer und Höfe ließ er nach allen vier Winden durchstreifen und versprach dem reiches Gut, der ihm den Schlupfwinkel der Knaben verriete. Als das vergeblich war, berief er die Wala mit Seherblick und die runenkundigen Zauberer, die verborgener Dinge Ahndung hatten. Von ihnen erhielt er diese Kunde: „Nicht sind die Knaben auf festem Lande und doch in des Königs Nähe.“ Da sprach der König: „Weit und breit haben wir gesucht, und am wenigsten hoffte ich, sie hier in der Nähe zu finden. Doch liegt hier eine öde Insel, auf der nur ein armer Greis wohnt, die wollen wir noch durchforschen.“ — „Tut das“, sprachen die Zauberer, „denn viel Nebel und Düster liegt über der Insel, und wir können des

Alten Behausung nicht durchschauen. Vielleicht ist er ein Hellseher und ein anderer als er scheint."

Als aber des Königs Sendlinge unversehens die Insel betraten, hatte Wifil schon ihr Kommen vorgeschaut und die jungen Königssöhne im dichtesten Gestrüpp verborgen. Jene mußten heimkehren ohne die erhoffte Beute. Wifil hatte den Knaben die Namen seiner Hunde beigelegt: bei nahender Gefahr wollte er sie laut bei ihren Hundenamen rufen, damit sie schnell in ihre Höhle kriechen könnten. Eines Tages, als er am Ufer seine Schafe hintrieb, landete das Königsschiff: Frodi hatte beschlossen, selbst die Insel zu durchsuchen. Er ließ den Bauern greifen, der ganz mit der Hütung seines Viehes beschäftigt schien, und fuhr ihn an: „Du listiger Alter, sage mir, wo die Königssöhne sind, denn du weißt es." Der Alte erwiderte: „Heil dir, Herr, Heil auf all deinen Wegen! Nur halte mich nicht zurück, sonst wird der Wolf meine Herde reißen." Und laut rief er: „Hopp und Ho, meine Hunde, schützt die Herde." Voll Argwohn drohte der König dem geheimnisvollen Alten mit dem Tode, doch verließ er endlich, nach vergeblichem Suchen, zornig die Insel. Wifil aber ging zu den Knaben und sprach: „Ich kann euch hier nicht länger bergen, einmal wird man doch eure Höhle finden. Geht zu Sävil, eurem Schwäher, und wenn euch nur das Leben bleibt, ihr Söhne Halfdans, so werdet ihr erlauchte Helden." Damals war Roar zwölf Winter alt, doch Helgi, obgleich zwei Jahre jünger, überragte ihn an Kraft und Kühnheit.

Sie machten sich auf und kamen in bäurischen Kutten und mit bäurischen Sitten zu Sävil. Unerkannt baten sie ihn bleiben zu dürfen. Der Jarl sprach: „Wenig Mannheit spüre ich an euch, doch will ich eine Weile die Speise an euch nicht sparen." So blieben sie im Hause, nannten sich Ham und Rani, zeigten ungeschliffene Sitten und hielten sich von der Dienerschaft fern, damit man ihre Herkunft und Geschlecht nicht entdecke. Stets trugen sie zu ihren Kutten Kapuzen auf

dem Kopfe und ließen den Spott des Gesindes über sich ergehen. So blieben sie drei Jahre unerkannt bei Schwester und Schwäher.

Da lud Frodi einst Sävil und Signy zu einem großen Gastmahl. Insgeheim war er noch immer von der Furcht vor den Knaben erfüllt und wollte erforschen, ob ihre Verwandten sie verborgen hielten. Mit großem Gefolge brachen Sävil und Signy auf, den Knaben aber verboten sie, mitzufahren. Doch unterwegs sah der Jarl, wie sie auf rauhhaarigen und ungezähmten Fohlen, die sie sich gegriffen hatten, dem Zuge nachjagten. Des Reitens ungewohnt waren sie der Pferde nicht Herr, Roar wurde von den wilden Sätzen seines Fohlens hin und her geschleudert, die Kapuze glitt ihm vom Haupte, und sogleich erkannte seine Schwester Signy ihn. Sie brach in bittere Tränen aus und sprach, als der Jarl sie nach dem Grunde ihrer Trauer fragte: „Wie ist der Skjöldunge königlicher Baum entwipfelt und gebeugt! Meine Brüder, Halfdans Söhne, sah ich auf nacktem Pferderücken, während Sävils Knechte in Sätteln reiten." — „Große Zeitung!" sprach Sävil, „doch laß es nicht ruchbar werden am Königshofe, sonst sind die Knaben und wir selbst verloren." Er rief die Knaben und befahl ihnen umzukehren: „Solche Flegel wie ihr zieren keines edlen Mannes Gefolge." Doch folgten sie heimlich am Ende des Zuges.

In der Königshalle setzten Roar und Helgi sich unten neben die Kochfeuer. Um Sävil und Signy zu prüfen, gelobte König Frodi beim Festmahl in der Halle, den Mann mit reichen Gaben zu überhäufen, der ihm den Zufluchtsort der Knaben verrate. Dann ließ er eine Seherin holen und bat sie, mit ihrer Weisheit den Aufenthalt der Knaben zu erforschen. Unter hohen Ehren geleitete er sie zum Zauberstuhl. Bald begann sie zu zucken und tief aufzustöhnen, dann kam dieser Sang von ihren Lippen: „Zwei sind drinnen, ihnen trau ich nicht. Zu äußerst am Feuer sitzen sie." — „Sind es die Knaben oder die sie bergen?" rief der König. „Die sind

es, die einst auf Wifils Holm lange sich bargen und die man rief mit Hundenamen.“ Heimlich war Signy zu der Seherin getreten und hatte ihr einen kostbaren Goldring zugeworfen. Da stockte sie verwirrt und wollte abbrechen: „Wie ward nun das?“ rief sie, „trügerisch ist, was ich sprach und nun verwirrt sich all mein Sagen.“ Der König aber rief: „Warum ist Signy nicht auf ihrem Sitz? Gehen hier Füchse zu Rat mit den Wölfen?“ Und drohend sprach er zu der Seherin: „Mit Martern zwinge ich dich, deine Gesichte zu verkünden, wenn du mich jetzt verrätst, denn noch weiß ich nicht besser als zuvor, was deine Worte besagen, da solche Menge die Halle erfüllt.“ Schwer wurde der Wala ihr Zauber, und röchelnd stöhnte sie diesen Sang hervor: „Ich sehe sie sitzen, Halfdans Söhne Roar und Helgi, heil sind noch beide. Sie werden Frodis Leben rauben.“ Dann sprang sie vom Zauberstuhl und rief: „Kühn blitzen die Augen Hams und Ranis. Edlinge sind sie und wunderkühn!“ und lief durch die Halle zur Tür hinaus.

Eilig verließen die Knaben während dieser Worte der Seherin die Halle, denn sie hatten ihren Sprung vom Zauberstuhl als Warnung gedeutet. Frodi aber rief: „Auf ihr Mannen, setzt den Knaben nach!“ Doch auch Regin hatte seine Pflegesöhne erkannt. Er löschte schnell die Lichter in der Halle und vermehrte so das Gedränge der Mannen, von denen viele gern sahen, daß die Knaben entschlüpften. So erreichten diese im Lauf den nächtigen Wald, ehe die Verfolger sie greifen konnten. Nach vergeblicher Jagd sprach Frodi drinnen: „Diesmal waren sie mir nahe, und manche sind in der Halle, die mit ihnen im verräterischen Bunde sind. Das will ich grausam rächen, sobald die Zeit dazu gekommen ist. Jetzt laßt uns trinken den Abend lang, die Bälge haben an eigne Rettung zu denken, und wir brauchen sie heute nicht zu fürchten.“

Regin ging zu den Schenken und half ihnen eifrig bei ihrem Amte, damit die Mannen bald von Trunkenheit und Schlaf überwältigt würden. Er sann aber, wie er den Knaben

helfen könne, ihre Rache zu vollbringen, ohne daß er den Eid verletze, den er einst Frodi hatte schwören müssen. Als Wirt und Gäste in der Halle in Schlaf zu sinken begannen, stahl er sich hinaus und ritt dem Walde zu. Die Knaben in ihrem Versteck erkannten in dem Nahenden ihren Pflegevater und liefen ihm voll Freude entgegen. Regin erwiderte ihren Gruß nicht, wandte nur schweigend sein Roß und ritt zum Königshofe zurück. Voll Staunen standen die Knaben, doch bald erkannte Helgi die verborgene Meinung des treuen Regin. Sie folgten ihm zögernd zur Halle. Nahe der Königsburg stand ein Hain. Als Regin sich dem Gehölze nahte, sprach er vor sich hin: „Hätte ich eine Blutsfehde mit König Frodi, so müßte dieses trockne Holz mir im Feuer brennen." Mehr sprach er nicht. „Was mag er meinen?" sprach Roar. „Er will", entgegnete Helgi, „daß wir die Halle in Brand setzen und so Rache nehmen für unsern Vater." — „Was vermöchten wir zwei Knaben wider so große Übermacht?" sprach Roar. „Wir müssen es wagen", entgegnete Helgi, „wenn wir unsern Harm je rächen wollen." Nun begannen sie, Holz aus dem Hain herbeizuschleppen und es rings um die Halle und vor den Türen aufzuschichten.

Regin aber gedachte wieder seines Eides, daß er dem Könige alle Anschläge der Halfdansöhne melden wolle. An Frodis Hof lebten zwei kunstreiche Schmiede, die hatten einst Halfdans Waffen und Geschmeide geschmiedet und hießen beide War. Nun trat Regin in die Tür der Halle und rief: „Meldet, ihr Mannen, meine Worte dem König: Draußen ist Regin mit Halfdans Mannen, kühnen Helfern. War schlug Nägel und War setzte Köpfe drauf. Der sich wahrt, schlug für den Wahrsamen Warnungsnägel." Der König lag in tiefem Schlaf, die Mannen aber glaubten, Halfdans Schmiede seien an der Arbeit für Frodi, und weckten den König nicht. Doch Sävil wachte und verstand den geheimen Sinn der Worte, er führte all seine Mannen hinaus und befahl ihnen: „Schürt das Feuer und helft den Knaben bei ihrem Werk. Kein Band

fesselt mich an König Frodi.“ Da loderte die Flamme hoch auf, die Roar und Helgi entzündet hatten, und ergriff schnell den ganzen Bau.

In der Halle war Frodi erwacht. Er stöhnte aus tiefer Brust und sprach: „Ein Traum hielt mich gefangen, ihr Mannen, kein freundlicher. Hört was mir träumte: mir war als riefe mich jemand und spräche zu mir: ‚Nun bist du heimgekommen, König, mit deinen Mannen.‘ Zornig fragte ich: ‚Heim — wohin?‘ Da hörte ich Antwort, und das so nahe, daß ich den Atem des Rufenden spürte: ‚Heim zu Hels Gästen, heim zu Hels Gästen!‘ dann erwachte ich. Was ist geschehen während ich schlief?“

Die Mannen sagten ihm, was Regin gerufen hätte, und daß Halfdans Schmiede an der Arbeit seien. Da sprach der König: „Haltet ihr das für geringe Zeitung? Schweres sagt sie uns an. Regin hat uns gewarnt vor den Halfdanssöhnen.“ Der König ging zur Tür der Halle, sah den Bau in Flammen gehüllt und die Türen von Bewaffneten verschlossen. Er fragte, wer dieses Werkes Meister sei, und erhielt die Antwort: Roar und Helgi. Der König fragte die Knaben, ob sie Mordbuße nehmen wollten, und legte das Urteil darüber in ihre Hand. Doch Helgi erwiderte: „Dir ist nicht zu trauen. Du würdest auch uns verraten, wie du einst unseren Vater verrietest. Nun entgelte mit dem Leben die Untat an Halfdan.“

Da wandte sich Frodi in die Halle zurück und verbrannte mit vielen seiner Mannen. Roar und Helgi aber nahmen das Königtum und Erbe ihres Vaters in Besitz.

39. HELGI UND YRSA

Roar und Helgi beherrschten zusammen Dänemark. Helgi aber war unruhigen Sinnes, er liebte es, auf weiten Heerzügen und Seefahrten umherzuschweifen, Beute und Abenteuer zu suchen.

Einst auf einem seiner Züge landete er in einer Bucht am Gestade des fränkischen Landes, wo Olöf, die goldmächtige Königin herrschte. Helgi begab sich vom Strande mit seinen

Mannen zur Halle der Königin. Ohne große Gefolgschaft, mit der sie hätte Widerstand leisten können, und voll Schrecken über so unerwartete Heimsuchung, bot Olöf dem Fremdling freundlichen Willkomm und lud ihn mit seinen Mannen zu festlichem Mahle. Helgi saß im Hochsitz neben der Königin, Zorn und Furcht verhehlte sie klug, wie Freunde tranken sie miteinander. Endlich sprach Helgi: „Gewähre mir, diese Nacht dein Lager zu teilen.“ Sie entgegnete: „Gemach, Herr! Fahrt nicht so stürmisch zu! Doch will es das Geschick nicht anders, so muß ich mich fügen, denn ihr seid hier der Herr, da es mir an Wehr gebricht.“

Nach schwerem Trunk geleitete man König Helgi zur Ruhe. Olöf aber zögerte, bis er auf dem Lager entschlafen war. Dann trat sie heran, schor ihm die Haare vom Haupte, begoß es mit Teer und beklebte es mit Federn. Also geschändet ließ sie ihn heimlich zu den Schiffen tragen. Dann weckte sie die Dänen und sandte sie ihrem Herrn nach, als habe er befohlen, den guten Wind zur Fahrt zu nutzen. Am Strande fanden sie ihren Herrn schändlich mißhandelt und entehrt. Bevor sie aber an Vergeltung denken konnten, hörten sie die Hörner und Rufe vieler Franken, die Olöf bei Nacht heimlich zusammengerufen hatte. So blieb ihnen nichts, als mit frisch erwachtem Winde davonzusegeln. Helgi begab sich heim, die Schande, die ihm angetan worden, nagte an ihm, und er sann auf Rache.

Im folgenden Jahre machte er sich wieder auf und segelte zur fränkischen Küste. Doch Olöf war von großer Gefolgschaft umgeben. Da wählte er eine List. Er legte seine Schiffe in eine verborgene Bucht, hüllte sich selbst in ein Bettlergewand und begab sich mit zwei schweren Kisten voll Gold in den dichten Wald. Dort barg er die Kostbarkeiten, machte sich an einen Diener der Königin, den er bewog, ihr vorzuspiegeln, er habe im Walde einen Schatz gefunden, sie möge selber kommen, um ihn zu sehen. Die Neugier trieb sie, und allein mit dem Knechte ging sie in den Wald, um die

Nachricht zu prüfen. Da griff Helgi die Arglose und sprach: „Nun wird mir Rache für die Schande, die du mir antatest.“ Als sie flehte, wenn er sie raube, möge er sie doch zu seiner Gemahlin machen, erwiderte er: „Nein, du sollst mit zu meinen Schiffen gehen und so lange bei mir weilen, als mich gelüstet, meine Ehre duldet nicht, daß dein Hohn und deine Mißachtung ungerächt bleiben.“ Er nahm sie mit sich und teilte viele Nächte ihr Lager, dann sandte er sie heim und segelte von dannen.

Olöf gebar eine Tochter, die nannte sie Yrsa. Sie war von großer Lieblichkeit, doch war sie ihrer Mutter verhaßt und erduldete all ihren Groll. Als wäre sie armer Leute Kind, mußte sie die Herde hüten. Nur wenige wußten ihre Herkunft. Als das Mädchen dreizehn Jahre alt war, geschah es einst, daß Helgi auf einem seiner Züge wieder in das Land der Königin kam. Da sandte Olöf das Kind an den Strand hinab, damit seine Schönheit die Begierde des Vaters reize: so wollte sie ihre Rache vollbringen, indem sie den in Blutschande triebe, der sie einst geschändet hatte. Als Helgi die liebliche Hirtin sah, fragte er sie nach ihrem Geschlecht. Sie antwortete, sie sei armer Leute Kind. „Keine Knechtsaugen hast du“, sagte Helgi. Trotz ihres Sträubens nahm er sie mit sich zu den Schiffen und segelte heim in sein Reich. Dort vermählte er sich mit ihr, ohne auf den Rat seines Bruders Roar zu hören, der im Antlitz der Geraubten die Augen der Skjöldunge zu erkennen meinte. Olöf aber ließ dies alles geschehen, als wisse sie nichts davon.

Yrsa gebar dem Könige einen Sohn, der wurde Rolf genannt: ein glückhafter Sproß verruchten Bettes tilgte er durch seine Taten den Makel seiner Geburt, und der Preis seines Heldentums wird leben bis ans Ende der Tage. Als aber Olöf erfuhr, daß Helgi und Yrsa einander in großer Liebe zugetan seien, beschloß sie, zu ihrer Tochter zu reisen und ihre Rache zu vollenden. Als sie gelandet war, sandte sie Boten zu Yrsa. Die kam zum Schiffe und bat die Königin, ihr zur Halle zu folgen. Olöf aber sprach: „Ich will dir nicht

zu König Helgis Halle folgen, denn keine Ehre habe ich ihm zu lohnen." — „Schlecht ehrtest du mich, als ich bei dir war", sprach Yrsa, „doch bitte ich dich nun, mir zu sagen, welches Geschlechtes ich bin, denn mir ahnt, daß ich nicht armer Leute Kind bin." — „Wohl kann ich dir davon Kunde geben", sprach die Mutter, „und um das zu tun bin ich hergekommen. Doch sage mir erst, ob du deines Bundes mit Helgi froh bist." — „Wohl muß ich mich des Bundes freuen", sprach Yrsa, „da ich dem heldenhaftesten und berühmtesten Könige vermählt bin." — „So wisse denn, worauf dein Glück gebaut ist", rief Olöf, „Helgi ist dein Vater und ich bin deine Mutter." — Da sprach Yrsa: „So ist meine Mutter das schlimmste und grausamste Weib und hat eine Schandtat vollbracht, die nie vergessen wird." — „Helgi hast du zu danken, was dir widerfährt", erwiderte die Mutter, „und meinem Zorne. Nun aber will ich dich mit mir heimnehmen mit königlichen Ehren und will dir wohltun, soviel ich vermag." — „Nicht weiß ich, was werden mag", sprach Yrsa, „dir will ich nicht folgen, und hier darf ich nicht bleiben, seit ich weiß, daß dieses grause Schicksal auf mir ruht."

Sie ging zu Helgi und sagte ihm, welch furchtbares Los sie betroffen habe. Der König sprach: „Maßlos grausam ist deine Mutter. Doch will ich, daß es bleibe, wie es ist." Yrsa aber sprach: „Nein, so soll es nicht bleiben, und wir können fürder nicht zusammen leben." Voll Trauer ging sie von dannen und blieb lange einsam. Später aber vermählte sie sich mit König Adils von Schweden. Helgi trug schwer an dem Schicksal, das ihn betroffen hatte, und fiel bald danach auf einer seiner Fahrten.

ROLF KRAKI

40. ROLF UND SEINE KÄMPEN

Als König Helgi gestorben war, folgte ihm sein mit Yrsa gezeugter Sohn Rolf. Der war der hochherzigste, tapferste und freigebigste von allen Dänenherrschern, die Blüte der

Skjöldunge. Seine männlichen Tugenden lockten weit und breit die Kämpen des Nordlandes an, seine Halle zu Leidra umschloß die erlesenste Heldenschar. Von Rolfs Helden hieß es in allen Landen, daß sie nie vor Feuer noch Eisen geflohen, daß sie ihrem goldspendenden Herrn treu seien bis in den Tod. Die berühmtesten Helden dieser Schar waren Rolfs zwölf Kämpen oder Berserker, unter diesen wieder waren Bjarki und sein Genosse Hjalti die unüberwindlichsten. Bjarki war nach manchen Fahrten auf der Suche nach dem mächtigsten Herrscher zu Rolf gekommen und hatte Hjalti, der damals den ungefügen Berserkern in Rolfs Halle zu Schimpf und Spott diente, mit Heldenkraft erfüllt, indem er ihn aus der Wunde eines von ihm erlegten Untiers trinken ließ.

Eines Tages, als Rolf im Kreise seiner Kämpen im Hochsitz saß, betrat ein Junge die Halle, der hieß Wögg und war von geringer Herkunft, armer Bauern Kind. Er stand vor dem König, sah ihn lange an. Endlich fragte Rolf: „Was willst du, Knabe, warum schaust du mich so an?“ Der antwortete: „Als ich daheim war, hörte ich immer sagen, König Rolf sei der größte Mann in den Nordlanden, nun sehe ich eine schmächtige Krake im Hochsitz, die sich König nennen läßt.“ Damals war Rolf noch jung und von schmächtiger Gestalt. Da antwortete der König: „Du hast mir einen Namen gegeben, Knabe, nun muß ich fortan Rolf Kraki heißen. Doch ist es Brauch, daß jede Namensbindung ein Angebinde begleitet. Was gibst du mir?“ Der Knabe aber besaß nichts, das er ihm hätte geben können. Da sprach Rolf: „Da du keine Gabe für mich zur Namensbindung hast, so soll der geben, der dazu Rat weiß.“ Er zog einen schönen Goldreif vom Arme und gab ihn dem Wögg. Mit dem Ringe schmückte sich der Knabe und hielt den beringten Arm hoch empor, während er den unberingten hinter dem Rücken barg. Als er gefragt wurde, was dieser Aufzug bedeute, antwortete er: „Der ungeschmückte Arm errötet vor Scham ob seiner Armut“. Da gab Rolf dem Knaben eine zweite Spange, damit sich auch

der andere Arm hervorwage. Wögg aber rief: „Heil sei dir, König Rolf, vor allen Königen! Nun schwöre ich dir: wer dich einst erschlägt, der wird von meiner Hand seinen Tod finden.“ Lächelnd sprach Rolf: „Kleine Gabe macht den Kleinen froh.“ Und dieses Wort wurde zum Sprüchwort.

41. ROLFS UPSALAZUG

Damals herrschte in Schweden König Adils, der hatte nach König Helgis Tode Rolfs Mutter Yrsa zum Weibe genommen. Adils geriet mit Ali, dem König der Norweger, in Krieg, es kam zu einer winterlichen Schlacht auf dem Eise des Wenersees. Auf Adils Bitten hatte ihm Rolf, obwohl er selbst mit sächsischen Völkern im Kriege lag, seine zwölf Kämpen zur Hilfe geschickt gegen das Versprechen, daß jeder der Kämpen nach siegreicher Schlacht drei Pfund Goldes, Rolf selbst aber nach eigener Wahl die drei kostbarsten Kleinodien, die er im Schwedenreiche fände, empfangen solle. In der Schlacht auf dem Wenersee fiel König Ali, sein Heer wurde durch die Hilfe der dänischen Kämpen besiegt. Da forderten die Berserker den bedungenen Sold: für jeden von ihnen drei Pfund Goldes, für König Rolf die drei Kleinodien, die sie für ihn gewählt hätten: den Helm „Kampfeber“, die Brünne „Finnserbe“, die kein Eisen durchbrechen konnte, und den Armschmuck „Schwedenkeiler“: das alles stammte aus dem Ynglingenerbe der Schwedenkönige. Doch König Adils, der vom Geize besessen war, verweigerte die Herausgabe des Bedungenen. Da kehrten die Berserker zornig zu König Rolf zurück und meldeten ihm Adils Wortbruch.

Rolf rüstete sich sogleich, mit seinen Kämpen nach Schweden zu fahren. Zu Schiff fuhren sie bis in den Fyrisfluß bei Upsala. Dann setzten sie sich zu Pferde und ritten zur Königshalle, um von Adils ihr Recht zu heischen, niemand begleitete den kühnen Herrscher als seine zwölf Berserker. Freundlich empfing ihn Yrsa, seine Mutter, und geleitete ihn und die Kämpen in eine Halle zum Trunke, König Adils aber



sann auf Verrat. Er ließ die Feuer in der Halle, wo die Kämpen saßen, so gewaltig schüren, daß die Lohe bis zu ihnen hinauf leckte und ihre Kleider zu brennen begannen. Da höhnten die Schweden: „König Rolf und ihr Kämpen, oft habt ihr euch gerühmt, ihr würdet nie weder Feuer noch Eisen fliehen. Nun müßt ihr brennen oder euer Gelübde brechen.“ Da sprang Rolf auf, warf seinen Schild auf das Feuer und setzte in gewaltigem Sprunge hinüber, indem er rief: „Der flieht nicht das Feuer, der hindurchspringt“, und ihm nach warfen alle seine Kämpen die Schilde in die Glut und sprangen durch die züngelnde Flamme. Dann griffen sie die fliehenden Schweden und schleuderten sie in die Lohe mit dem Rufe: „Laßt uns die Glut noch schüren in Adils Halle.“

Als sie den Saal verließen, begegneten sie der Königin Yrsa. Die gab Rolf ein großes Horn, angefüllt mit den schönsten Kleinodien des Königs, dabei war auch der Armring „Schwedenkeiler“, den Rolf sich ausbedungen hatte. Yrsa riet den Kämpen, sich eiligst zu den Schiffen aufzumachen, denn Adils rufe sein Heer zusammen und drohe Rolf und seinen Berserkern den Tod.

Sie bestiegen ihre Pferde und ritten hinab auf die Fyrisebene, um zu Schiff zu gehen. Doch schon hatte König Adils seine Mannen versammelt und setzte mit gerüsteter Schar eiligst den Dänen nach. Bald wurde Rolf gewahr, daß sich die Schweden näherten. Schon wollten die Kämpen sich zum Kampfe stellen, da rief Rolf: „Seid ohne Sorge, ich hemme ihren Lauf“. Er griff in das goldgefüllte Horn, das vor ihm am Sattel hing, säte Ringe und Kleinodien weit und breit über den Pfad und über die ganze Fyrisebene, so daß sie weithin golden gleißte. Als das die Schweden sahen, sprangen sie von den Pferden, fielen gierig, miteinander raufend über die Schätze her und vergaßen die Verfolgung. Voll Wut befahl ihnen Adils, den Flüchtigen nachzusetzen und rief: „Schande über euch, daß ein solches Heer in blinder Gier zwölf Männer entkommen läßt.“ Zornig sprengte er

selbst allen voran. Als aber Rolf sah, daß Adils ihm schon ganz nahe war, nahm er den Armring „Schwedenkeiler“ aus dem Horne, warf ihn vor seinem Verfolger auf den Weg und rief: „Nimm das von mir als Gabe.“ In Adils erwachte der Geiz, als er das köstlichste Kleinod auf der Fyrisheide liegen sah: er hemmte sein Roß und beugte sich tief hinab, um den Ring mit der Speerspitze zu fassen. Das sah Rolf, sich auf dem Rosse wendend, und rief: „Nun habe ich den in den Staub gebeugt wie ein Schwein, der unter den Schweden der Mächtigste heißt.“ Damit schieden sie voneinander. Mit seinen Zwölfen erreichte Rolf unbehelligt das Schiff.

Auf dem Heimwege durch Seeland kamen Rolf und seine Kämpen im sinkenden Abend an ein Bauerngehöft. Vor dem Gehöft stand ein alter Bauer namens Rani, der Rolf mit seiner Schar oft auf diesem Wege beherbergt und ihm weise Ratschläge gegeben hatte. Auch jetzt lud ihn der Bauer ein, in seinem Gehöft zu übernachten. Als er sie freundlich bewirtet hatte, brachte er Waffen herbei, einen Schild, ein Schwert und eine Brünne, und bat Rolf, sie als Geschenk von ihm anzunehmen. Lachend sprach Rolf: „Fürchterlich sind deine Waffen, Alter, doch ich brauche sie nicht.“ Diese Zurückweisung schien der Greis als Entehrung zu empfinden, und zornig rief er: „Nicht zum Heil wird dir dein Hochmut gereichen, König Rolf, und nicht immer seid ihr so weise wie ihr denkt.“ Im Unmut entließ sie der Bauer, und sie mußten ohne Nachtherberge reiten. Als sie in die dunkle Nacht hineinritten, lagerte unheimliches Dunkel unter Ranis Brauen, denn wenig fühlte er sich von den Gästen geehrt, die seine Gaben verschmäht hatten. Ohne Abschied ließ er sie von dannen reiten.

Nach kurzem Ritt hielt Bjarki an und sprach: „Spät findet der Tor guten Rat: so geht es nun mir. Mir schwant, daß wir nicht weise taten, die Waffen zurückzuweisen, denn so wiesen wir auch den Sieg zurück.“ Und Rolf erwiderte: „Das ahnt auch mir, denn jener Alte muß Odin gewesen

sein, ich sah, daß er einäugig war." — „Kehren wir um", sprach ein anderer Kämpe, „daß uns Gewißheit werde." Doch als sie zurückritten, waren Hof und Greis verschwunden. Auf dem Heimwege sprach Bjarki: „Schlimme Ahnung sagt mir, König Rolf, daß böses Geschick uns treffen wird, und daß du künftig nicht mehr siegreich sein wirst." — „In des Schicksals Hand ist jedes Mannes Leben", entgegnete der König. „Das deine wollen wir zuletzt verlieren, soviel an unserer Faust liegt", sprach Bjarki.

42. ROLFS TOD

Lange saß Rolf Kraki, der größte der Dänenherrscher, im Kreise seiner treuen Kämpen in der Halle zu Leidra und beherrschte sein Land in Frieden. Niemand griff ihn an, und alle seine Zinskönige verharrten im Gehorsam.

Auch Hjörward, den er zum Jarl von Schweden gemacht hatte, war ihm zinspflichtig, doch hatte ihm Rolf seine Schwester Skuld zur Ehe gegeben, die Helgi einst mit einer Albin gezeugt hatte.

Skuld aber schämte sich ihres zinspflichtigen Mannes. Sie selber wollte als Königin auf dem Dänenthrone sitzen. Darum begann sie, Hjörward wider Rolf, ihren Bruder, aufzureizen, er solle das Joch abschütteln. Mit schwerem Seufzer sprach sie zu ihm: „Unerträglich ist mir, daß wir König Rolf Zins geben müssen und leibeigen unter seinem Joche leben. Nicht länger sollst du sein Untertan sein." Hjörward antwortete: „Uns dient am besten, uns darein zu finden, wie es die andern tun, und in Ruhe zu leben." — „Niedrig bist du gesinnt", sprach sie, „schämst du dich nicht deiner Schande?" Er sprach: „Es ist ja unmöglich, wider König Rolf und seine Kämpen zu streiten, niemand ist kühn genug, gegen ihn den Schild zu heben." — „Kleinmütig bist du", wiederholte sie, „und keine Mannheit ist in dir. Wer kann vor der Tat schon wissen, ob er dem Gegner nicht widerstehen kann? Ich kenne besser Rolf Krakis Geschick: er wird

17*

künftig sieglos sein. Wir wollen ihn drum nicht schonen, weil er mein Bruder ist. Einen Plan will ich schmieden und mit listiger Hehle vollführen." Auf ihren Rat wurden Boten zu König Rolf gesandt, die mußten ihn bitten, daß er dem Schwedenkönig drei Jahre lang den Zins erlasse: nach Verlauf dieser Zeit wolle er die ganze Summe zahlen. Diesem Verlangen willfahrte König Rolf.

Während dieser drei Jahre sammelten Hjörward und Skuld die trefflichsten Männer aus den umliegenden Ländern und schufen sich mit dem zurückgehaltenen Zins eine mächtige Gefolgschaft. So heimlich rüsteten sie ihre verräterische Tat, daß weder Rolf noch seine Kämpen es bemerkten. Als alles bereit war, brachen sie mit ihrem ungeheuren Gefolge nach Leidra auf und erreichten die Königshalle um die Julzeit. Rings waren die Schiffe mit Tüchern umhüllt, als trügen sie reiche Schätze, den Zins für Rolf, doch bargen sie böse Last. Rolf und seine Mannen saßen beim Julmahl und hatten schwer getrunken, als die Schweden landeten. Der König ahnte den Verrat nicht, er sann nur, die Ankömmlinge zu ehren und ihnen seine Freigebigkeit zu beweisen, damit sein Ruhm sich über die Lande dehne, denn alles besaß er, was einen Herrscher ziert. Hochgeehrt saßen Hjörward und Skuld auf dem königlichen Hochsitz beim feierlichen Mahle. Bald waren die Dänen vom Julmet schwer, die Schweden aber hüteten sich vor Trunkenheit. In tiefem Schlafe lag alles, als die Schweden sich erhoben und zu den Schiffen schlichen. Dort waffneten sie sich in aller Heimlichkeit und rüsteten sich zum Überfall auf die schlafenden Dänen.

Hjalti, ein junger Kämpe aus Rolfs Gefolge, hatte in tiefer Nacht das Haus seiner Buhlin aufgesucht. Heimkehrend sah er, daß rings um die Burg das Gefilde voll brünnenbekleideter Mannen war. Er erkannte den Verrat und die äußerste Gefahr für seinen König, lief zur Halle, darin er mit seinen Kämpen weilte, und während schon die gewaffnete Schar der Schweden gegen die Burg drängte, in die Gemächer einbrach

und mit den Schwertern auf die Schlafenden einzudringen begann, rief Hjalti mit schallender Stimme:

„Es naht der Tag, der Hahnenschrei tönt, schlimme Stunde den Leidvollen droht. Erwacht, erwacht, gefreundete Häupter, ihr Edlen alle, des Herrschers Gefolgschaft! Ihr eisenherzigen und kühnen Gefährten, Sprossen edler Geschlechter, die sich nie zur Flucht wandten! Nicht zum Wein wecke ich euch, noch zu der Weiber heimlichem Geraun: nein ich wecke euch zu Hildes grausem Spiel. Ergreift die Waffen und faßt den Schild, die ihr dem König einst Treue schwurt, bangt nicht vor des Schwertes eisiger Schärfe. Ruhm und Ehre ruht nun in eines jeden eigener Hand. Kampfzorn fülle eure Herzen, damit ihr das nahende Unheil wendet oder im Tode eure Treue bewährt."

Von Hjaltis Ruf erwachte Bjarki, Rolfs gewaltigster Kämpe, aus tiefem Schlaf. Er wähnte, zum Hofe seien Gäste gekommen und rief seinem Knaben: „Auf, Knappe, zum Herde! Fache das Feuer in der glimmenden Asche! Knorren und Reisig laß in der Lohe prasseln! Warm sei die Hand, mit der man Gästen den Willkomm bietet."

Doch von den Runen zauberischen Schlafes gefesselt sank Bjarki wieder in tiefen Schlummer zurück. Hjaltis Stimme aber begann wieder zu tönen: „Heran nun, wer sich tapfer nennt, schart euch um Rolf den Ringespender, ihr alle, die er sich erwählte! Nun weist sich, wer Mut in der Brust birgt und wer feige entweicht. Sicher schreitet durch das Kampfgetöse der Herrscher, den seiner treuen Mannen Scharen umgeben, und Sieg ist ihm auf der Walstatt beschieden, den der mutige Haufe seiner Gefolgschaft umdrängt. Packt denn, ihr Männer, mit der Faust den Schwertknauf, fasset den Schild und stürzt in den Kampf! Die offene Brust bietet dem feindlichen Schwert, doch nimmer den Rücken, gleich den Adlern mit stoßenden Schnäbeln kämpft Auge in Auge und scheut keine Wunden! Denn gern vergilt der treue Gefolgsmann auf blutiger Walstatt, was er einst an reichen Gaben vom goldspendenden Herrscher empfing: nun lohnen wir ihm die

herrlichen Schwerter, lange lichte Brünnen und schimmernde Helme und die Ringe, die wir beim festlichen Gelage empfingen. Nun lösen wir treu die Gelübde, die wir beim kreisenden Becher dem mildesten Herrscher schwuren bei Freyr und Njörd, beim furchtbaren Thor, daß wir in Tagen der Not ihn nicht verlassen würden, der unser Leben freudevoll gemacht hat. Seht, dort schreitet voran im Feindesheere Hjörward eisenbewehrt, auf dem Haupte leuchtet der Goldhelm, er freut sich am Kampfe. Ihm folgen die Gauten, helmbuschgeschmückt, mit gellenden Speeren. Trotzig und wild ist ihr Blick und Ströme von Blut schlagen ihre Streitäxte aus den Dänenkämpen. Hjörward du Untreuer, reizte dich Skuld zum Verrat, hat sie dir den Sinn verblendet, daß du treulos den Blutsfreund täuschtest und den gütigsten Herrn verrietest? Verrucht ist sie und sinnbetörend, zum Unheil erschufen sie schlimme Nornen. Weh, immer mehr bedrängt uns der Feinde Übermacht. Die Panzer brechen unter sausenden Hieben, es bersten die Glieder der Brünne, den Pfeilen bietet sich die nackte Brust. Schon zerkloben die gewaltigen Beile des Königs Schild. Krachend fällt die Streitaxt auf der Kämpen Brust und Haupt."

Blutig kämpfend nahte Hjalti wieder dem Gemach des Bjarki. Da sah er den Kämpen immer noch in tiefem Schlafe liegen und rief: „Fehlst du immer noch, Bjarki, und binden dich Schlafrunen? Säumt immer noch der beste der Kämpen? Sieh, schon gähnt weit offen das Tor der Halle, das kein Däne mehr schützen kann, und von feindlichem Gewimmel ist es erfüllt. Vor dem Anprall der Feinde weicht Rolfs tapferes Heer. Auf denn, Bjarki, du Kämpe mit Bärenstärke! Hinaus in den Kampf, ehe dich feurige Lohe zwingt! Mit dem Brand scheucht man ja Bären, komm heraus oder verbrenne drinnen! Denn nun scheuchen wir mit der Lohe die Feinde. So flamme denn der hohe Bau, legt Feuer an die Pforten, und das stürzende Dach nähre die gierigen Flammen. Werft Brände auf das verruchte Tor, das dem Einbruch der Feinde nicht wehrte! In Schutt stürze die ragende Burg.

„Weh, nun sank Rolf, der hochherzige König, dahin, inmitten der grimmigen Not umspielt fröhliches Lächeln den Mund von Frodis Enkel. Heute tranken Rolfs Mannen den letzten Becher in schimmernder Halle, nach diesem Tag soll keiner der Edlen leben, außer wem Furcht die Wange bleicht und der Mut fehlt, seinen Herrn zu rächen. Denn nun ist ein Leben dahin, das herrlichste, dessen Gedächtnis dauern wird, so lange die Erde steht. So stürmte der Held glühend seinen Mannen vorauf, wie der geschwollene Strom zu Tal stürzt, so eilte er wider den Feind, schnell wie der stolze Hirsch mit gespaltenem Hufe. Wohlan denn, Genossen, laßt uns seiner wert sein und den Erlauchten rächend den Kampf zum bittern Ende führen. Schließt euch fest zum Keile und ordnet die Scharen, wie Rolf es uns lehrte. Er erschlug einst Rörik, den geizigen, der in schmutziger Habgier nur auf Gold, doch nicht auf Treue und tapfere Mannen seine Macht baute: so blieb er arm an Gefolgschaft, wie reich auch an Gold. Als aber Rolf ihn mit seinen Kämpen heimsuchte, streute er den lange gesparten Schatz dem gabefreudigen Könige vor dem Burgtor hin, so hoffte sich mit schimpflichem Schatz Frieden zu kaufen, der der Kämpen entbehrte. Doch die Flut seiner Ringe half ihm nichts, noch das machtlos gehäufte Erz: ihn fällte Rolf und nahm ihm mit dem Schatze Leben und Burg. Den Schatz verteilte er unter die treuen Krieger, nichts nahm er für sich, er gab das Gold, wie einst, als er es achtlos auf der Fyrisheide säte.

„Aus den Wunden rinnt unaufhörlich der rote Quell, aus schäumenden Adern dringt die Flut, ohne Rast treibt Hjörward, im Heere der Dänen wütend, der Hilde Spiel. So laßt uns Gefährten unsern Herrn freudig zur Hel geleiten, kein zages Wort entfliehe der Zunge, kein feiger Gedanke befalle den Sinn. Nie stirbt mit der verglimmenden Asche der Ruhm des Mannes, und der Preis der Taten folgt dem Toten übers Grab, nie sinkt der Tüchtigen Gedächtnis in den Staub.

„Doch Bjarki, wo bleibst du? Dein Ruhm war unter den

Kämpen der höchste, nun sinkt er dahin. Noch ist die Tür verschlossen, noch sperrt sie der Riegel, zum dritten Male ruf ich dich, Bjarki!"

Da rief Bjarki: „Mit harter Stimme reizest du mich, Hjalti, du kampffroher Held, mich, des Königs Gesippen. Gleicht so großem Worte auch deine Tat? Warte nur bis ich mich waffne und die Brust mit der Brünne umschließe. Schon gürte ich mich mit dem Schwert, schon decken mich Helm und Panzer. Nie floh ich Eisen noch Feuer, doch will ich nicht im Hause brennen. Einst ward ich geboren auf einsamem Holm, in armer Hütte kam ich zur Welt, doch zwölf Höfe gab mir der König, dazu rotes Gold und seine Schwester. Das alles muß meine Tat nun lohnen." Dann rief Bjarki, in wildem Kampfzorn rings im Getümmel die Feinde fällend: „Werft ab die Brünnen, ihr Todgeweihten, auf den Rücken schleudert den Schild und bietet dem Feinde schutzlos die Brust, doch bekleidet mit den Spangen den Arm, die ihr einst von dem Goldspender empfingt: den wuchtigsten Hieb gibt ein goldbeschwerter Arm.

„Nun räche ich den teuren Herrn und strafe die Neidingstat. Schon schlug ich Hjörward sausend, den wilden Hirsch, mit Snirtir, meinem guten Schwert. Das erwarb mir einst den Namen ‚Bjarki der Kämpe', als ich es fest umspannend im Zweikampf den Agnar fällte, den Sohn des Ingeld, und reiche Beute heimtrug. Agnars Streich traf mein Haupt, doch sein Schwert Höking zerschellte. Es brach, als es den Helm mir beißen sollte. Doch mein schärferes Schwert durchschlug ihm die Seite, trennte Hand und Fuß ihm vom Leibe und durchbrach ihm die Rippen. Wahrlich, nie sah ich härteren Kämpen, als da Agnar todwund zur Erde gesunken auf den Arm sich stützte und lachend den Todstreich empfing: so ging er fröhlich zur Hel hinab, und den nahenden Tod verbarg sein heiter lachendes Antlitz. — Auch du warst edel, dessen Brust jetzt eben Snirtir spaltete, aus königlichem Blut warst du entsprossen, leuchtender Ahnen mutvolles

Kind, nicht halfen dir die Ringe der Brünne, noch der gebuckelte Schild, denn niemand hemmt meines Schwertes Bahn. Heran nun, ihr tapferen Häupter der Gauten, daß wir mit Blut die Kräfte wägen. Nur Edle führen hier den Kampf, nur ihre Kraft entscheidet. Nun sinken deine Getreuen, König Rolf, nun fallen die Blüten ganzer Geschlechter, was gilt hier namenlos Volk, was Knechte von dunkler Geburt, wo Odin erlauchte Helden nach Walhall holt. Nie sah ich dichter die Hiebe fallen, mit dreien entgelten die Gauten mir einen. Allein stehe ich nun im stürmischen Männerfall, kämpfend häufte ich aus dem Hügel der Leiber einen hochragenden Damm. Wo aber ist er, der jüngst mit herrischem Wort mich reizte, mich mit schmähendem Wort aus der Kammer rief und mit preisendem Worte sich brüstete, als umschlösse er zwölf Leben in einem Leibe?"

Da rief Hjalti: „Ist auch die Schar meiner Gefolgschaft klein geworden, doch stehe ich fest und bin dir nahe. Sieh her, wie meine Hiebe fallen, wenn ihr Schall dein Ohr nicht erreicht. Hilfe, tapferer Kämpfer, ist uns hier not. In Splitter ging mir der Schild bis zum Handgriff. Jetzt weiß ich, daß wir noch diesen Abend Odins Gäste sind. Nun sühne mit schnellerem Schlag dein langes Zaudern."

Doch Bjarki erwiderte: „Willst du noch immer mit Schelten und Vorwurf mich reizen? Grund genug habe ich jetzt, wenn ich matter kämpfe, denn auf meine Brust lenkte der Schwede mit wuchtigem Stoße sein Schwert, da war mir meine schwere Brünne kein Schutz mehr: wie flüssiges Wasser durchrannte die Schneide die harte Wehr."

Todwund lag der Kämpe auf der Walstatt. Da rief er sein Weib, während der Kampflärm verebbte. Zu ihr sprach er: „Erhebe nun, Hrut, das blondlockige Haupt, tritt aus der Kammer in den brausenden Kampf und sage mir, wo ist Odin? Sahst du ihn nicht, den einäugigen Greis, der im Streite sich von uns wandte?" Ihm erwiderte Hrut, indem sie sich über den Sterbenden neigte: „Senke dein Auge und

blicke mir durch den gerundeten Arm, zuvor aber segne die Augen mit dem Zeichen der Siegrunen. Hefte ruhig den gefeiten Blick hinaus, so erschaust du Siegvater auf brausendem Roß mit leuchtendem Schilde." Da sprach Bjarki: „Könnte ich ihn treffen, den treulosen Gatten der Frigg, nicht sollte er heil von Leidra entkommen, mag auch der weiße Schild ihn decken, und mag er Sleipnir, das hohe Roß lenken: Schande brächte ihm diese Schlacht, Rache nähme ich an dem Kampfasen, würgen wollte ich ihn, wie die Katze die Maus. Wir aber wollen getreu über unserem Könige fallen und ein herrliches Ende nehmen. Bald wird uns der Adler mit gieriger Klaue zerreißen, raublustige Raben zanken sich um das Mahl, bald sind wir die Beute der Tiere der Walstatt. Ich aber sterbe nun zu Häupten Rolfs, meines Königs, du, Hjalti, liege im Tode zu Füßen des Herrschers. So wird, wer die Stätte des Kampfes durchspäht, gewahr, wie auch im Tode dem Herrn, dem Spender, wir die Goldringe lohnten."

43. WÖGGS RACHE FÜR KÖNIG ROLF

Nach der Schlacht ließ Hjörward ein großes Freudenmahl anrichten, um den Sieg und die Eroberung des Dänenreiches festlich zu begehen. Während des Gelages sprach er: „Es heischt unsere Bewunderung, daß aus der großen Gefolgschaft König Rolfs nicht einer durch Flucht oder Ergebung sein Leben zu retten suchte. So groß war ihre Liebe und Treue zu ihrem Herrn, daß keiner nach seinem Falle leben mochte. Übel wollte mir das Geschick, daß es ihrer keinen übrig ließ, denn gern sähe ich solche Mannen in meinem Dienst."

Während Hjörward dann zum Dänenkönig ausgerufen wurde und im Hochsitz die Treueide der Dänen empfing, trat ein Mann herbei, der sich Wögg nannte und sagte, er sei der einzige, der aus der Zahl der Rolfsmannen übrig geblieben sei. Voll Freude fragte ihn Hjörward, ob er in seinen Dienst treten wolle. Als Wögg das bejahte, reckte ihm der König die Klinge seines Schwertes entgegen, damit er darauf

den Treueid schwöre. Doch jener sprach: „So war es bei König Rolf nicht der Brauch, nicht die Spitze, sondern den Griff reichte er seinen Mannen zum Schwure dar.“ Da wandte Hjörward das Schwert und reichte dem Wögg den Griff. Der riß das Schwert an sich und durchbohrte den König, indem er rief: „Einst schwurst du König Rolf diesen Eid: fallen wolltest du durch dein eignes Schwert und nicht wehren solle dich dein Schild, wenn du deine Treue brächest. Ich aber schwur, meinen Herrn zu rächen, wenn er durch eines Mannes Schwert falle. Nun hielt ich die Eide.“ Als dann Hjörwards Mannen auf ihn einstürmten, bot er ihnen jubelnd seine Brust dar und rief ihnen zu: „Ich fürchte eure Schwerter nicht. Nun, da ich meinen Herrn gerächt habe, ist mir der Tod nicht bitter.“ So währte König Hjörwards Herrschaft über das Dänenreich nicht länger als vom Morgen bis zum Mittag, und von treuer Hand empfing er den Lohn seiner Untreue. Die schwedischen Mannen aber wurden nach ihres Königs Tode von den Seeländern erschlagen.

STARKAD

44. STARKADS JUGEND

In den Nordlanden lebte ein achtarmiger Riese mit Namen Starkad Aludreng. Heimlich raubte er Alfhild, die Tochter König Alfs. Der bat Thor um Hilfe wider den Räuber, und Thor, der Alfhild liebte, riß dem Riesen sechs Arme aus und tötete ihn. Alfhild aber hatte von Aludreng den Storwerk empfangen, der zu gewaltiger Größe wuchs und ein furchtbarer Kämpe wurde. Er kam zu König Harald, der damals über Agde in Norwegen herrschte, und wurde sein Gefolgsmann. Lange war er des Königs Begleiter auf seinen Heerzügen, bis ihm dieser die Insel Thruma zum bleibenden Wohnsitz schenkte. Von dort raubte er Unni, die Tochter des Jarls Freki in Halogaland, und zeugte mit ihr einen Sohn, den er Starkad nannte.



Starkad war noch ein Kind, als sein Vater mit seinem Kriegsvolk den Flammentod in der eigenen Halle starb: Frekis Söhne hatten tückisch das Gehöft in Brand gesteckt. Den Knaben nahm König Harald bei sich auf und ließ ihn mit Wikar, seinem Sohne, aufziehen.

Von Wikars Geburt berichtet die Sage: Geirhild, Drifs Tochter, war ob ihrer Schönheit weit berühmt. Zu ihr kam einst ein Mann, der sich Hött nannte — es war aber Odin — und versprach ihr, sie solle König Haralds, des Egdenfürsten, Weib werden, wenn sie künftig in aller Bedrängnis niemanden anrufen wolle als ihn. Bald erfuhr König Harald von der Schönheit des Mädchens, er sah sie, führte sie mit sich heim und vermählte sich mit ihr. Doch hatte er schon ein Weib namens Signy, und da bald Zwist zwischen den beiden Frauen ausbrach, den er nicht zu stillen vermochte, traf er die Entscheidung, er wolle die behalten, die ihm das beste Bier zu brauen vermöge. Da rief Signy die Freya an, Geirhild aber den Hött. Der befahl ihr, statt der Hefe seinen Speichel in das Braufaß zu legen, forderte aber für seine Hilfe von Geirhild das zum Lohne, was zwischen ihr und der Kufe sei. Als König Harald das Bier trank, sprach er: „Gut ist dein Bier, doch ahnt mir, daß Unheil folgt. Hangen seh ich am hohen Galgen deines Leibes Frucht, Weib, dem Odin verkauft.“ Bald darauf gebar Geirhild den Wikar.

Nicht lange weilte der Knabe Starkad an Haralds Hof, als Herthjof, der König von Hördaland, den Egdenfürsten treulos überfiel, ihn in dunkler Nacht tötete und Wikar, seinen jungen Sohn, als Geisel mit sich führte, nachdem er sich das Land Agde unterworfen hatte. Ein Edler aus Herthjofs Gefolge aber, der sich Roßhaargrani — das war Odin — nannte, flüchtete den Knaben Starkad und brachte ihn auf den Hof Ask auf der Jnsel Fenring in Hördaland. Dort wuchs der Knabe im Verborgenen auf, bis er zwölf Winter zählte. Neun Sommer lang sah er seine Sippe nicht. Er gewann ungeheure Kraft, sehnig wuchs ihm der Arm und über

langen Gliedern ein grimmiges Haupt. Doch dumpf und tatenlos saß er auf der niederen Bank am Herde, schürte das Feuer und fragte nach nichts.

Wikar, sein Ziehbruder, mußte in Herthjofs Dienst auf der Warte, die Fenrings Felsen krönte, über das Meer spähen und mit Flammenzeichen die nahenden Feinde melden. Einst kam er von der Warte nach Ask hinab. Er sah und erkannte Starkad und hieß ihn vom Herde aufstehen und Antwort geben. Mit der Spanne der Hand maß er ihm Arm, Brust und Haupt, staunend über den gewaltigen Wuchs und das schon bärtige Haupt des Knaben. Er nahm ihn auf in die Schar der furchtlosen Kämpen, die er zum Rachewerk erlesen hatte, und Starkad, der zwölfte der Genossen, erhielt Waffen und Heergewand.

Zu Schiff gelangte Wikars Schar zum Königshof, einer festen Burg. Sie rüttelten am Gitter, zerbrachen die Pfosten, sprengten die Riegel der Feste. Unter die Mannen des Königs, siebenzig an der Zahl, fuhren die blitzenden Schwerter. Kampfgierig stürzten sich Wikars Mannen in das Getümmel, brünnenlos hieb Starkard um sich, mit beiden Händen das Schwert packend. Nicht war es leicht, Wikar zu folgen, der immer als vorderster im Haufen stand, doch Helme zerbarsten und darunter die Stirnen, Brünnen zerschlissen und Schilde brachen unter den Hieben der Wikarshelden. In diesem Kampf wuchs Wikars Ruhm, an Herthjof aber ward die Rache vollendet. Blutige Wunden trugen die Feinde und mancher fiel, bis Starkad dem Herthjof die Todeswunde gab.

Siegreich kehrte Wikar mit seinen Helden nach Agde in die Heimat zurück. Dort wurde er zum Könige erhoben und legte unter sich Hördaland und allen Besitz, König Herthjofs Eigen. Dann heerte er mit seinen Kämpen ostwärts an den Küsten. Am Wenersee stieß er auf König Sisar. Da geschahen mächtige Taten der Männer. Starkad erlitt hier die schrecklichste Wunde, die je ihn traf: ganz wurde ihm der Schädel zerhauen, als Schild und Helm zerborsten waren,

Sisars Schwert durchhieb ihm von oben die Weiche, die andere Weiche durchstieß sein Schwert, daß sich das kalte Eisen in den Leib grub. Doch zum Lohne hieb Starkad dem König quer durch den Leib mit beißender Klinge und behielt den Sieg. Reich lohnte ihm Wikar die Tat, und fünfzehn Sommer folgte Starkad ihm auf seinen Fahrten. Er wurde der berühmteste von allen Wikarskämpen und der geliebteste Freund des Königs. Sein Ratgeber war er, sein Nachbar im Hochsitz und der Vogt des Landes. Darum empfing er manchen roten Ring aus seiner Hand. Es war die Frohzeit seiner Fahrten.

45. DAS GÖTTERTHING UND STARKADS ERSTE NEIDINGSTAT

Einst segelte König Wikar mit großer Mannschaft von Agde nordwärts nach Hördaland. Unterwegs überfielen ihn widrige Winde, und lange mußte er zwischen den Holmen liegen. Da fällten sie den Span, des Gottes Willen zu erforschen, und sein Fall verkündete Odins Forderung: der Loswurf solle einen aus den Mannen bezeichnen, der als sein Opfer am Galgen hange und mit dem Speerstich geweiht werde. Als sie das Los warfen, sprang das des Königs heraus. Alle schwiegen in ratlosem Schrecken, und man verschob den Beschluß der Mannen über diesen dunklen Spruch auf den nächsten Morgen.

Um Mitternacht weckte den Starkad Roßhaargrani, sein einstiger Retter, und befahl ihm zu folgen. Sie bestiegen ein Boot und ruderten zu einer Insel zwischen den Holmen. Vom Ufer stiegen sie zum Walde hinauf und fanden im Dickicht eine Lichtung von einer schweigenden Thinggemeinde erfüllt. In ihrer Mitte sahen sie elf Männer auf Stühlen sitzen, der zwölfte Stuhl war leer. Auf den setzte sich Starkads Begleiter, und alle begrüßten Odin. Er verkündete, das Thing solle über Starkads Schicksal Urteil finden.

Da nahm Thor das Wort und sprach: „Einst zog Alfhild, Starkads Ahne, mir, dem Asen, den weisen Jöten vor: ich verhänge dem Starkad, daß er weder Sohn noch Tochter

haben und sein Geschlecht enden soll.“ Odin erwiderte: „So verhänge ich ihm, daß er drei Menschenalter leben soll.“ Thor sprach: „Ein Neidingswerk soll er begehen in jedem Mannesalter.“ Odin erwiderte: „Ich verhänge ihm, daß er die besten Wehren und Waffen besitzen soll.“ Thor sprach: „So soll er nie Land noch Scholle sein eigen nennen.“ Odin erwiderte: „Ich verleihe ihm, daß er stets überreich an Fahrhabe sei.“ Doch Thor sprach: „So lege ich auf ihn, daß er an dem, was er besitzt, nie ein Genügen habe.“ Odin sprach: „Sieg und Ruhm gebe ich ihm in jedem Kampfe.“ Und Thor: „So lege ich auf ihn, daß er aus jedem Kampfe ein schweres Gebrechen heimtrage.“ Odin sprach: „Ich schenke ihm die Dichtkunst, daß ihm die Verse so leicht seien wie die Rede.“ Thor sprach: „Nie soll sein Gedächtnis festhalten, was er dichtet.“ Odin erwiderte: „Das verleihe ich ihm, daß er bei den edelsten und erlauchtesten Männern vor allen hochgeehrt sein soll.“ Und Thor: „Verhaßt soll er überall beim Volke sein.“

Das alles erhoben die Richter zum Schicksalsspruch über Starkad, dann war das Thing beendet.

Roßhaargrani ging mit Starkad zum Boot hinab. Er sprach: „Fürwahr mein Sohn, du mußt mir den Beistand lohnen, den ich dir im Thing geleistet habe.“ — „Wohl“, sprach Starkad. „So sollst du mir König Wikar senden“, sprach jener, „und ich will dir raten, wie es geschehen mag.“ Starkad versprach zu gehorchen. Da gab ihm Roßhaargrani seine Weisungen und lieh ihm seinen Speer, der einem Rohrstengel glich.

Im Morgengrauen kam Starkad zu den Seinen. Im Rat der Königsmannen sprach er: „Wir wollen mit dem Könige so tun, als ob wir das Odinsopfer an ihm vollzögen.“ Dem stimmten alle zu. Es stand eine Föhre dort und darunter ein hoher Baumstumpf. Unten an der Föhre war ein schwanker Ast, der aber aufwärts in die Krone strebte. Starkad bog ihn heimlich nieder, knüpfte eine Weidenschlinge an ihn und sprach: „Hier ist dein Galgen gebaut, König, du siehst, die Gefahr ist nicht groß. Tritt auf den Baumstumpf, damit ich

die Schlinge um deinen Hals lege.“ Der König sprach: „Ist diese Zurichtung nicht gefährlicher als mir scheint, so wird sie mir nicht schaden, ist es aber anders, mag das Geschick raten.“ Darauf stieg er auf den Baumstumpf, und Starkad legte die Schlinge um seinen Hals. Er stach mit dem Speer, den Odin ihm gegeben hatte, nach dem König und sprach: „So opfere ich dich Odin!“ Damit ließ er den Föhrenast fahren. Der Rohrstab aber ward zum Speere und durchbohrte den König, der geschmeidige Föhrenast schnellte in die Höhe, den erhängten König in die Krone hebend. So starb er.

Durch diese leidige Tat wurde Starkad bei allem Volke verhaßt, er ward landflüchtig und mußte Hördaland meiden: Thor hatte ihm den Namen Neiding geschaffen, und Schande lag auf ihm. Finster irrte er durch die Wildnis, herrenlos und gramverzehrt, ein Treubrüchiger an seinem geliebten Herrn. Endlich richtete er den Weg zum Schwedenvolk nach Upsala, dem Sitze der Ynglinge, und kam zur Halle des Königs. Die ließen den schweigenden Sänger dort weilen, so lange es ihm gefiel. Stumm saß er in der Halle unter den hellbrauigen jungen Kriegern, und der düstere Kämpe mit wildem Auge, mit langem Ebergebiß und wolfsgrauem Haar, mit hängenden Schultern und rauhem Hals diente ihnen zu leichtem Spott. An seinem Leibe meinten sie zu erspähen das alte Riesenmal der acht Hände, die Thor einst seinem Ahnen ausriß auf den Klippen des Nordlands. Doch schweigte er die Spötter durch den Sang von dem Schicksal, das die Götter ihm einst verhängten.

Bald trieb ihn sein ruheloser Geist wieder in sein Kämpenleben zurück. Er durchfuhr alle Meere und durchsegelte rings die Lande, Mühsal und rauhe Not war sein Leben, doch siegreich war er in jedem Kampfe.

46. STARKADS ZWEITE NEIDINGSTAT

Im zweiten Menschenalter Starkads herrschte König Fridleif über Dänemark, und Starkad war der mächtigste seiner Kämpen. Fridleif raubte die Hild, Tochter des Königs der

Uplande in Norwegen. Mit ihr zeugte er einen Sohn Ali, mit einer anderen Frau aber den Frodi.

Nach Fridleifs Tode konnte Ali dem Vater nicht folgen, da er einer erbeuteten Frau entsprungen war. So wurde Frodi König. Ali begab sich auf Wikingerzüge und gewann durch seine Taten den Beinamen der Beherzte. Frodi, dessen Heldenmut ihm den Beinamen des Weitberühmten schuf, herrschte zu Leidra und hatte eine kühne Kriegerschar. Starkad war deren Oberster. Zwölf Jarle waren dem König unterworfen.

Ali gewann mit Heerschild das Schwedenreich. Da stachelten den Frodi seine Jarle auf: der Held, der sich Schweden unterworfen habe, werde nun kommen und mit den Waffen in der Hand in Dänemark Erbe fordern. Frodi ließ sich bereden, und Starkad als der kühnste und dem Könige am treuesten ergebene der dänischen Mannen wurde ausersehen Ali zu töten. Lange weigerte er sich, den Sohn Fridleifs verräterisch umzubringen, aber für den Preis von einhundertundzwanzig Pfund Goldes beschloß er endlich die Tat zu vollbringen und zog zum schwedischen Königsitze. König Ali empfing ihn freundlich, ehrte ihn hoch und überhäufte ihn mit Geschenken. Er wandte ihm all seine Gunst und Liebe zu.

Eines Tages, als der König ins Bad ging, hieß er Starkad ihm folgen, denn ihm vertraute er von allen am meisten, als Wache für seine Sicherheit. Da gedachte Starkad seines verruchten Vorsatzes. Als er aber in das Badegemach des Königs trat, blendete ihn der leuchtende Blick und der durchdringende und lebendige Glanz der Augen des Königs, heimlicher Schauder lähmte seine Glieder, er hemmte den Schritt. Als aber der König nach dem Bade ermattet und seine Augen müde geschlossen waren, stieß Starkad ihm sein Schwert in die Brust. Da rief Ali, schon verscheidend: „Die Tat ist dein, doch Frodi, mein Bruder, hat sie geraten!“ Und lachend gab er den Geist auf.

Starkad empfing einhundertundzwanzig Pfund Goldes, nachdem er den Frevel vollbracht hatte. Doch nagte ihn



Reue und Schmerz so sehr, daß er seines Lebens nie wieder froh ward. Auch erschlug er einige von denen, die ihn zu der Schandtat angestiftet hatten, und rächte so die Tat, der er seinen Arm geliehen hatte.

47. DER FALL KÖNIG FRODIS UND INGELDS RACHE

Auf den Fahrten seines dritten Alters kam Starkad zu König Frodi von Dänemark, der vor allen Herrschern wegen seines Mutes und seiner Standhaftigkeit, seiner Milde und Güte hoch gepriesen wurde. Frodi nahm den greisen Kämpen, dessen Ruhm sich über alle Nordlande verbreitet hatte, unter seine Helden auf. Es ist aber nicht überliefert, welche Neidingstat Starkad in diesem Alter beging.

Frodis Vater hatte die Sachsen unterworfen und zur Dienstbarkeit gezwungen. Nach seinem Tode wollte deren König, Swärting, das Joch abschütteln. Doch der jugendliche Frodi besiegte sie mit Starkads Hilfe und richtete seine Herrschaft über sie fester auf als zuvor.

Da griff Swärting, der Sachsenkönig, zur List. Er lud Frodi unter dem Schein der Freundschaft zum Gastmahl in der heimlichen Absicht, ihn in der Halle zu verbrennen. Dieser aber entdeckte den Plan, griff den verräterischen Sachsen an, und beide fanden in diesem Kampfe den Tod.

Damals war Ingeld, Frodis Sohn, noch jung und schien ein Weichling zu werden. Waffen und Waffenwerk liebte er nicht, und über den Freuden der Gelage säumte er den Vater zu rächen. Swärtings Söhne aber nutzten seinen schwachen Sinn, und um ganz die Rache in ihm zu ertöten, gaben sie dem Jüngling ihre Schwester zum Weibe. Nun überließ sich Ingeld völlig der Lust des Lagers und dem Schwelgen bei Tische, und am Dänenhofe, wo früher Zucht und Schlichtheit galt, herrschten die üppigen und weichlichen Bräuche der Sachsen. Starkad aber und die alten Kampfgenossen des Frodi verließen die Halle zu Leidra, der alte Kämpe begab sich wieder auf rauhe Fahrten.

Ein halbes Menschenalter war seit Frodis Fall vergangen. Da hörte Starkad, als er einst zu Upsala weilte, daß Ingeld die Swärtingsöhne freundlich zu sich geladen habe und in der Halle fröhlich mit ihnen schmause. Sein Zorn wallte auf. Mit einem großen Bündel auf dem Rücken, den schweren Leib auf einen mächtigen Stab gestützt, wanderte er über Land nach Leidra. Wer ihn unterwegs fragte, welch seltsame Last er auf dem Rücken trage, dem antwortete er: „Ich trage Kohlen, um den weichen Sinn des Königs im Feuer zu härten und seinen stumpfen Mut zu schärfen."

Ohne zu rasten durchwanderte er den langen Weg und betrat abends die Halle zu Leidra, als man den König zum Gelage erwartete. Er ging zum Hochsitz hinauf und ließ sich auf der Ehrenbank nieder, auf der ihm früher der erste Platz gebührte. Als die Königin den Alten, der vom Kot der Straße beschmutzt und in grobes Bauerngewand gehüllt war, auf dem Hochsitz gewahrte, verwies sie ihm hochmütig solchen Platz, der den Edlen, nicht aber einem struppigen Bettler mit schmutzigen Kleidern gebühre und befahl ihm, den Sitz zu räumen. Starkad erhob sich stumm und schritt ohne Wort noch Seufzer zum unteren Ende der Halle. Als er sich dort auf die niedere Bank hinließ, erschütterte die Wucht seines gewaltigen Körpers die starke Bohlenwand so sehr, daß Pfosten und Dach ins Schwanken kamen. In diesem Augenblicke trat Ingeld ein, sein Auge fiel auf den düster blickenden Greis, der sich nicht zur Begrüßung des Königs erhob, sondern stumm auf seinem Sitze verharrte. Er erkannte Starkad an den finsteren Mienen, den rauhen Kriegerhänden, den Narben auf der Brust und der durchdringenden Macht seiner Augen und gebot seinem Weibe, den Gekränkten mit Speise und Trank zu laben. Doch wie sich die Königin auch mühte, der rauhe Kämpe wies alles von sich und verharrte in dunklem Schweigen. Als dann zur Nacht ein schwelgerisches Mahl die Tische deckte, wie der sächsische Brauch am Hofe es wollte, und man dem Helden von den

18*

üppigen Speisen bot, wies der Alte die Leckerbissen barsch zurück und stillte seinen Hunger mit grobem Rauchfleisch und bäurischer Speise.

Lange saß Starkad unbeweglich da, die Wut bemeisternd, die ihn erfüllte, wenn er die Swärtingsöhne auf dem Hochsitz neben dem jungen Könige schmausen sah. Nur die Glut seiner Augen, die starr auf jene gerichtet waren, verrieten seinen Ingrimm. Endlich stand er vom Sitze auf, und seine rauhe Stimme erhebend, brach er in diese Worte aus:

„Einstmals, als ich Frodi auf seinen Fahrten folgte, saß ich im Hochsitz in der Edelsten Mitte, der Erste am Tisch der Gefolgsmannen. Jetzt hocke ich unten im äußersten Winkel, ungeehrt und dem Fische gleich, der zur Ebbe sich in der Lache birgt. Der einst den Ehrensitz einnahm, sitzt unter den Letzten, von niemandem gegrüßt, dem Hohne der Knechte preisgegeben, und wohl würde ich aus der Halle gedrängt, wenn die Giebelwand mich nicht hielte.

„Von Schweden kam ich, weite Wege durchmaß mein Fuß. Den Brauch in der Skjöldunge Königsburg wollte ich kennen und Leidras neue Sitte. Einen Helden dachte ich in Frodis Halle zu finden, einen schlaffen Feigling fand ich auf Frodis Hochsitz.

„Wie kannst du bei frohem Gelage die Zeit versitzen, Ingeld? Gedenkst du nicht, daß noch immer ungerächt dein erschlagener Vater liegt?

„Weh, daß ich dem Herrn nicht zur Seite stand, als die treulosen Wirte ihn niederhieben, daß ich auf fernster Heerfahrt stritt! Sonst stünde ich als sein Rächer hier oder hätte sein Geschick geteilt, wäre dem Herrscher im Tode gefolgt.

„Nun wird wahr, was zu Upsala der König sprach, heldischem Vater werde folgen ein entherzter Sproß und entarteter Erbe. Doch ich dulde nicht, daß Frodis Lande den fremden Räubern zur Beute werden.“

Voll Schrecken ob solcher Rede nahm die Königin ein kostbar geflochtenes Stirnband von ihrem Haupte und reichte es dem Sänger, als könne sie ihn durch solche Gnade

beschwichtigen. Doch er warf es ihr voll Verachtung zurück und begann von neuem:

„Hinweg, Fürstin, mit dem Weibergeschenk, dem Tapferen ziemt der Helm, nicht zartes Gewebe. Oder bring deinem Gatten das weiche Gespinst, dem Lüstling mag es gefallen, der den Dänen sächsische Sitten bringt.

„Ehre brächte dir, König, wenn du im Kampfsturm grimmig in den straffen Bart dir bissest, statt den Wein in Kübeln zu schlingen, und zartes Geflügel in den Fingern zu drehen.

„Elf Kämpen waren wir einst, als wir mit Haki das Haffroß lenkten, am Schiffsbord saßen Beigad und Helgi. Damals galt als echter Kämpe allein, wer mit trockner Keule und hartem Brot den Hunger zähmte, wer an Bier und rohem Fleisch sich genügen ließ. Wer hätte damals Geld für des Vaters Tod genommen oder seinen Bruder im Beutel getragen? Welcher Erbe und mannhafte Sproß hätte solchen an seiner Seite gelitten?

„Drum, wenn in der Halle der Sänger von Königstaten singt und die Namen der Kämpen nennt, verhülle ich vor Scham das Haupt im Mantel, denn von Frodis Erben meldet kein Lied.

„Was verschlingt mich dein Auge mit wildem Blick, der du Freund bist deines Vaters Mördern? Wo man je preist die Rächer der Blutschuld, solltest du wünschen taub zu sein, daß nicht des Sängers Lied die Scham dir, Neiding, errege.

„Einem feilen Knechte gleichst du an Mut, magst du gleich stolz dich Skjöldung nennen. Eine stumpfe Klinge streckt dich zu Boden, wie man Schafe fällt, so schlägt man dich nieder.

„Bald gewinnt Swärtings Brut das Dänenreich als feile Beute, indes du die kleinodschimmernde Frau mit goldenen Ringen zu ergötzen dich mühst.

„Gram und Zorn ergreift die alten Kämpen, die einst Frodis Zügen folgten, Scham und Schmerz zwingt mich die Not zu nennen. Das wäre mein höchstes Glück, sähe ich Frodis Tod endlich gerächt durch des Sohnes Hand."

Anfangs hatte Ingeld mit tauben Ohren gesessen, allmählich

aber schlug brennendes Feuer auf in seiner Seele, als er solche Mahnung hörte, und die Rache erwachte in ihm. Endlich sprang er vom Tische auf, zog das Schwert, nicht achtend des Gastrechts, und stieß es den Swärtingsöhnen in die Brust. Alle sieben streckte er nieder und Starkad half ihm mit Tat und entzündendem Wort:

„Heil dir, Ingeld, dein Mut ist erwacht! Zu Ende ist nun schlaffes Zaudern, du Schlachtenlenker. Fälle sie alle, die Söhne Swärtings, keiner entfliehe, denn alle sind Buße schuldig. Ihr Knechte, tragt die Toten aus der Halle, schleppt sie hinaus auf den Königshof! Werft auf die Heide die Leiber, den Raben und Wölfen zum Fraße, kein Hügel noch Scheiterhaufen werde ihnen zuteil.

„Du aber, König, sei weise und fliehe das Weib, das tückische, daß nicht die Wölfin den Wolf dir gebäre und aus dir selbst nicht dein eigener Rächer erwachse.

„Schau her, Odin, Vernichter im Kampfe und Höhner der Feigen, dünkt dich vollbracht die Rache für Frodi, da sieben Brüder fallen mußten für den trefflichen Fürsten?

„Nie welkte die Hoffnung dem Greise, einst werde Frodis Sproß dem Vater gleichen. Nun erst, Ingeld, gebührt dir, des Erbes zu walten, auf Leidras Stuhl zu sitzen und Herr der Dänen zu heißen."

48. STARKADS ENDE

Als Starkad so alt und müde geworden war, daß er zu Heerzügen und Schwerterstreit nicht mehr taugte, beschloß er, um nicht den schmählichen Strohtod zu sterben, freiwillig einen Tod zu suchen, der seiner Taten würdig sei und sein vergangenes Leben verherrliche. So zog er aus, um einen Edelgeborenen zu finden, von dessen Schwert er fallen könne. Das Gold, das ihm für die Ermordung des Ali zuteil geworden war, trug er in einem Beutel am Halse, um damit den zu kaufen, der ihm den Tod gebe: so meinte er den Frevel seiner Neidingstat zu sühnen, wenn er die Mordbuße für die Ver-

nichtung seines eigenen Lebens verwende. Mit zwei Schwertern umgürtet und gestützt auf zwei Stäbe wanderte er durch die Lande und kam wieder nach Dänemark. Ein Bauer, der dem Greise begegnete, rief ihn spottend an: „Was sollen dir zwei Schwerter? Gib mir das eine.“ Starkad, als wolle er die Bitte gewähren, hieß ihn näher kommen, zog ein Schwert von der Hüfte und hieb ihn mitten durch. Darauf begegnete er einem Jüngling namens Hather, der war ein Sohn eines jener Edlen, die einst Starkad zum Verrat an Ali bewogen hatten und von dem Betörten nachher erschlagen worden waren. Hather befand sich eben auf der Jagd. Er ließ zwei seiner Begleiter unversehens wider den Greis anreiten, um ihn zu erschrecken. Als sie auf ihn eingesprengt waren und sich zurückwandten, gab Starkad mit seinen Krückstöcken ihnen beiden den Fang. Voll Schrecken über solche Kraft des hinfälligen Greises kam Hather herbei und sah, daß es Starkad sei. Als dieser wahrnahm, daß der Sohn jenes Jarls vor ihm stehe, den er erschlagen hatte, und daß also der Jüngling von edelster Geburt sei, bot er ihm das Gold, das er einst von seinem Vater empfangen hatte, wenn er ihm den Todesstreich versetzte und sprach: „Deinen Vater habe ich erschlagen, nun nimm du an mir Rache, damit ich von der Hand eines Helden den Tod finde und dem mühevollen Alter entrinne.“ Den Hather bewog sowohl sein Racheverlangen wie der Wunsch, das Gold zu gewinnen, daß er die Bitte des Alten zu erfüllen versprach. Schnell reichte ihm Starkad sein Schwert, und tief sich neigend bot er ihm den Nacken dar, um den Hieb zu empfangen, indem er den Jüngling bat, nicht zaghaft und weibisch das Schwert zu führen und hinzufügte, wenn er es vermöge, zwischen Haupt und Rumpf hineinzuspringen, ehe der Körper zu Boden falle, so werde er unverwundbar werden. Da führte Hather den Hieb wider Starkads Nacken und trennte das Haupt von den Schultern. Als es, schon abgehauen, zur Erde fiel, biß es mit den Kiefern in die Erdscholle: so groß war die Wildheit des Kämpen.

Hather aber unterließ den Sprung zwischen Leib und Kopf, den ihm Starkad geraten, fürchtend, es möge der Greis hinter der Verheißung eine List verborgen haben. Wäre er gesprungen, so hätte der Kämpenleib ihn unter seiner gewaltigen Last erdrückt und der fallende Körper hätte den gefällten Helden selbst gerächt.

Hather ließ Starkad auf der Roljungheide den Hügel wölben, denn er wollte nicht, daß ein so gewaltiger Kämpe unbestattet am Wege liege. Das Gold und Starkads Schwert Skum, d. i. das Finstere, nahm er zu eigen.

49. HARALD KAMPFZAHNS HEIMHOLUNG IN DER BRAWALLASCHLACHT

König Haldan von Dänemark war lange kinderlos. Als er aber dem Odin geopfert hatte, ward ihm durch dessen Gunst ein Sohn zuteil. Der empfing den Namen Harald und später wegen seiner gewaltigen Zähne den Beinamen Kampfzahn. Harald erwuchs früh zu großer Schönheit und Stärke und überragte alle seine Genossen an Kraft und Körperbau. Überdies beschenkte ihn Odin, durch dessen Willen er entsprungen war, mit dem Zauber, daß sein Leib durch Eisen nicht verletzt werden konnte: Geschosse, die anderen Wunden schlugen, schadeten ihm nicht. Zum Dank für diese Gnade weihte Harald alle Seelen, die er mit der Waffe vom Leibe schied, dem Odin.

Als Haldan bei dem Versuche, das verfallene Dänenreich zur alten Einheit zurückzubringen, seinen Tod gefunden hatte, trat Harald sein Erbe an und übernahm das begonnene Werk. In gewaltigen Heerzügen unterwarf er die abgefallenen Landesteile, besiegte die Teilkönige, richtete die alte Herrschaft zu Leidra wieder auf und fügte den zerrissenen Körper des Reiches wieder zusammen. Dann bekriegte er die Friedebrecher in den Nachbarländern.

Bevor er wider den Schwedenkönig Ingo und seine Brüder, die ihm den Frieden aufgekündigt hatten, zu Felde zog,

suchte er durch Opfer den Ausgang des Zuges zu erkunden. Da begegnete ihm ein alter Mann von gewaltiger Größe, der war einäugig und in einen rauhen Mantel gehüllt. Er gesellte sich zu Harald, sprach mit ihm von den Geheimnissen der Kriegskunst und lehrte ihn die beste Schlachtordnung für sein Heer. Er riet ihm nämlich, seine Streitmacht in drei keilförmig nach vorn verlaufende Geschwader so zu ordnen, daß das mittlere Geschwader die anderen gleich einem Eberrüssel nach vorn überrage und so die Flügel auf beiden Seiten schräg verlaufend allmählich ausschweiften. Hinter die so geordneten Geschwader solle er die mit Wurfgeschossen ausgerüsteten Jünglinge stellen, hinter diese aber den Haufen der alten Männer, damit ihre erprobte Tüchtigkeit der Jüngeren wankende Kräfte stütze. Auf den Flügeln aber solle er die Schleuderer so aufstellen, daß sie noch günstig aus der Ferne wirken könnten.

Es war aber Odin, der ihn so belehrte, und mit diesem göttlichen Wissen ausgerüstet besiegte Harald Kampfzahn die Schwedenkönige Ingo und Olaf. Den dritten Bruder Ingeld aber, der ihn einst durch den Raub einer Schwester gereizt hatte, machte er endlich zu seinem Bundesgenossen und setzte nach Ingelds Tode seinen Schwestersohn Ring in die väterliche Herrschaft über Schweden ein. Stets siegreich zog Harald in kühnen Zügen gegen die Friesen, die Slawen, die Aquitanier der Normandie, die Humbrer in Britannien und vermehrte auf jeder Heerfahrt die Schar seiner Helden mit den besten der unterworfenen Gegner. Auch lockte er durch den Ruhm seiner Taten Kämpen aus allen Landen herbei und schuf sich eine mächtige Gefolgschaft.

So unterwarf Harald alle Länder und Fürsten, nirgends mehr erstand ihm ein Feind, und fünfzig Jahre lang beherrschte er sein weites Reich in kampflosem Frieden.

Als den greisen und schon erblindeten König die Last des Alters zu drücken begann, gedachte Odin seinen Erwählten heimzuholen. Damals hatte Harald zum Freund und Rat-

geber einen Mann namens Bruni, der von frühester Kindheit an sein vertrauter Genosse gewesen war und dem alle geheimen Botschaften zwischen Harald und Ring anvertraut wurden. Auf einer solchen Gesandtschaft verlor Bruni einst in einem reißenden Flusse sein Leben. Da legte Odin seine Gestalt und seinen Namen an und erschütterte durch listige Botschaft die vertraute Eintracht der Könige. Mit solchem Truge säte er Feindschaft zwischen ihnen und entflammte die durch Freundschaft und Sippe Verbundenen zu so wildem Haß, daß nur der Kampf seine Glut löschen konnte. Noch eine Weile verhehlten die Könige ihren Ingrimm, dann brach der giftige Haß offen hervor.

In Harald lohte der alte Kampfzorn noch einmal auf: er wollte lieber in offener Schlacht als elend im Bette sterben. Damit der Ruhm seines Endes heller als der seines Lebens strahle, wünschte Odin ihm viele Genossen seines Schicksals zu geben: er rüstete eine gewaltige Schlacht, lehrte auch König Ring heimlich die Kunst der keilförmigen Schlachtordnung und machte so die Kräfte der Gegner einander gleich.

Endlich, nachdem beide Könige lange Zeit mit allem Eifer ihre Heere gerüstet hatten, waren auf beiden Seiten die Heerhaufen bereit. Harald wollte die Feinde nicht überraschen. Er kündigte König Ring den Frieden auf und vereinbarte mit ihm durch Boten den Ort des Kampfes. Von allen Landen des Nordens waren die Kämpen herbeigeeilt, um in der gewaltigen Schlacht mitzukämpfen. Unter Haralds Fahnen standen seine treuen Dänen in drei Heerhaufen, dazu in drei weiteren Haufen, von den drei kampferprobten Schildjungfrauen Hetha, Wisna und Webjorg geführt, Kämpfer aus Schleswig, Friesland, den slawischen Landen und berühmte Helden aus Norwegen, und als das Heer aufbrach, stieß noch eine Flotte mit Sachsen, Slawen und Liven zu den Dänen. So groß war die Menge der Schiffe, die dieses dänische Heer von Seeland nach Schonen hinüberführte, daß sie die Ufer des dazwischen liegenden Meerstroms wie eine Brücke zu



verbinden schienen. Wer den Sund überschreiten wollte, dem bot der gedrängte Knäuel der Schiffe einen Fußweg.

Auch Ring hatte gewaltig gerüstet. Den Kern seiner Macht bildeten die Mannen aus den schwedischen Landschaften und aus Gautland, doch auch aus Norwegen und aus den russischen Landen waren zahlreiche Kämpfer erschienen. Zwischen Wald und Bucht auf der Brawallaebene, wo die Schlacht geschlagen werden sollte, vereinigten sich die schwedischen Haufen, die zur See und zu Lande herbeieilten. Weithin sah man das Meer von Kielen durchpflügt und den Blick auf das Wasser hemmten die ringsum aufgespannten Segel. Die schwedische Flotte aber hatte früh mit günstigem Winde den Schlachtort erreicht, während die Dänen noch mit widrigen Stürmen kämpften. Darum hieß Ring die Streiter von den Schiffen ans Land gehen und stellte sie mit den zu Lande gekommenen auf der Brawallaebene in Schlachtordnung auf. Er ordnete die besten Streiter keilförmig im Mitteltreffen und die übrige Mannschaft in zwei bogenförmig geschwungenen Flügeln, daß das Ganze einem Eberhaupte glich, wie Odin auch ihm geraten hatte.

Als endlich nach sieben Tagen die dänische Flotte mit günstigem Winde sich dem Schlachtorte näherte, befahl König Ring den Seinen, in Ruhe zu verharren, bis Harald seine Schlachtordnung aufgestellt habe, und die Luren erst zu blasen, wenn sie den König neben den Feldzeichen auf seinem Streitwagen sitzen sähen. Er sprach: „Bald muß das Heer zerbrechen, das sich auf eines Blinden Führung verläßt. König Harald ist am Geiste nicht minder blind als an den Augen, ihm sollte bei seinen Jahren ein Grab genügen. Nun müßt ihr Schweden für eure Freiheit kämpfen. Nur wenig Dänen stützen die feindliche Streitmacht. Die Sachsen und Slawen aber, die im Dänenheere kämpfen, sollt ihr nicht fürchten: stets zeigten sich die Normannen den Germanen und Slawen überlegen."

Die Schlachtreihe der Dänen ordnete Bruni an des blinden

Harald Statt. Er türmte sie keilförmig auf und ordnete die Flügelhaufen. Dann sprach Harald, dessen ragende Gestalt auf dem Streitwagen weithin sichtbar war, mit schallender Stimme zu seinen Mannen: „Mit Undank vergilt König Ring meine Wohltaten. Der sein Königtum von mir zum Geschenk erhielt, erregt mir nun Krieg, da ich ein Greis bin. Gedenket, ihr Dänen, unserer zahlreichen Siege über die Nachbarn und duldet nicht, daß die Herrschaft, die ihr mit dem Jüngling erstrittet, jetzt dem Greise entrissen werde."

Dann bliesen die Luren, und mit äußerster Kraft begannen die Heere den gewaltigsten Kampf, der je auf nordischer Erde gefochten wurde. Da schien es als stürze der Himmel auf die Erde, als versänken Wälder und Felder, als kehre die alte Urnacht mit ungeheurer Verwirrung zurück, als risse ein brausender Sturm zugleich das Werk der Götter und der Menschen in Abgrund und Vernichtung. Der Anprall und das Prasseln der Geschosse erschütterte die Luft mit unerträglichen Stößen, der Blutdunst der Wunden spannte sich über den Himmel wie ein Nebel und der Hagelschauer der Pfeile verhüllte das Tageslicht. Als aber die Geschosse aus der Ferne versendet waren, griffen die Streiter zu den Schwertern und Keulen. Da floß das Blut in Strömen unter den krachenden Schwerthieben. Der mächtigste der dänischen Kämpen war Ubbi der Friese. Er drang in den Rüssel der schwedischen Aufstellung ein, schlug die besten Helden nieder, die dort standen, und brachte durch seine wilde Kampfeswut die Schlachtordnung in solche Verwirrung, daß schon die Schweden zu wanken begannen. Als König Ring die Gefahr erkannte, rief er Starkad, den erprobtesten Helden, herbei: „Dich verließ noch nie das Glück im Kampfe: nun gewinne uns den Sieg." Doch auch Starkad konnte den Friesen nicht überwinden, durch die andrängenden Reihen wurde er von ihm getrennt. Endlich aber wandte die gewaltige Kraft der Bogenschützen die Gefahr vom Schwedenheere ab. Die Schützen aus Gautland und Telemarken spannten

die Bogen mit solcher Kraft, daß sie mit ihren Pfeilen die Schilde nicht nur, sondern auch Brünnen und Helme durchschlugen und die Dänen wie nackte Leiber ihnen preisgegeben waren. Von ihnen wurde aus der Ferne (denn zu nahen wagte ihm niemand) auch Ubbi mit zahllosen Pfeilen durchbohrt, so daß er endlich das Knie zur Erde senkte.

Wechselweise siegten die Heere. Als aber Starkad unaufhaltsam wider die Dänen vordrang und in maßloser Wut durch die Reihen fahrend ihre besten Helden fällte, begannen die Dänen zu wanken. Dem alten Kämpen trat Wisna, des Königs Bannerträgerin, entgegen und rief ihm zu: „Todeswut ist über dich gekommen, nun mußt du sterben, Unhold!" — „Zuvor mußt du des Königs Banner senken", antwortete Starkad. Und mit dem Schwerte hieb er ihr nach schwerem Kampfe eine Hand ab. Schon türmten sich die Leichenhaufen, als er von Gnepia so schreckliche Wunden empfing, daß ihm die Lunge aus der Brust stürzte und er die Schlacht verlassen mußte. Dennoch wurden die Schweden durch die Kraft ihrer Bogenschützen den Dänen immer überlegener und trugen immer schrecklicheres Verderben in ihre Reihen.

Harald Kampfzahn saß auf seinem Streitwagen und Bruni mit geheimnisvollem Antlitz als Wagenlenker vor ihm. Der blinde König spürte bald am finstern Raunen, das sein Heer durchflog, daß das Schlachtglück sich dem Feinde zuneige. Er fragte Bruni, in welcher Ordnung König Ring sein Heer aufgestellt habe. Der antwortete, indem ein leises Lächeln sein Antlitz überflog: „Die Schweden kämpfen in Form eines Eberhauptes." Als der König das hörte, entsetzte er sich und rief: „Wer hat den König Ring solche Schlachtordnung gelehrt? Ich glaubte, die kenne niemand als Odin und ich allein. Denn er erfand die Kunst und vertraute nur mir das Geheimnis an." Bruni schwieg. Harald aber fühlte in diesem Augenblick, daß Odin vor ihm sitze. „Herr und Freund", flehte er ihn an, „da du mir immer hilfreich warst, entziehe mir und den Dänen den Sieg nicht in dieser entscheidenden

Stunde. Willst du mir aber deine Hilfe versagen, so laß mich mit meinem ganzen Heer im Kampfe fallen, und alle Toten sollen dir wie früher geweiht sein." Bruni schwieg abermals, aber lenkte den Streitwagen wider die Feinde. Harald erhob sich auf die Knie, nahm seine Keule in beide Hände und erschlug mit ihr, wen von den andrängenden Feinden er vom Wagen aus erreichen konnte. Schrecken ergriff die Schweden, denn kein Eisen konnte Harald Kampfzahn verwunden, der Sieg schien sich ihm noch einmal zuzuneigen. Aber mitten im Kampfe wandte Bruni sich plötzlich um, stürzte den König aus dem Wagen, entriß dem Stürzenden seine Streitkeule und zerschmetterte ihm mit seiner eigenen Keule das Haupt.

Als König Ring den Fall seines großen Gegners erfuhr, befahl er seinem Heere, sich vom Feinde zu lösen und dem Kämpfen Einhalt zu tun und schloß mit den Feinden Frieden. Am folgenden Morgen ließ er seine Schweden überall unter den Leichenhaufen den königlichen Leichnam suchen, denn er gedachte dem Helden eine herrliche Totenfeier zu rüsten. Endlich fand man den toten König und die Keule, die ihn erschlagen hatte. Ring wollte mit den höchsten Feiern den gefallenen Helden ehren. Er ließ das Roß, auf dem er ritt, mit goldverzierten Decken schmücken, vor den Königswagen spannen und weihte es seinem erlauchten Namen. Er sprach Gelübde und flehte, Harald möge auf diesem Roß an der Spitze der unabsehbaren Schar seiner Genossen im Tode in Walhall einreiten und bei Odin, dem Herrn der Helden, für Freunde und Feinde, die der Schlachtentod vereint habe, selige Sitze erwirken. Dann hieß er den Scheiterhaufen errichten und heischte von den Dänen, daß sie das goldbeschlagene Schiff ihres Königs darauf brächten, damit die Flamme um so höher aufrausche. Und während die Lohe den Leichnam verzehrte, mahnte König Ring die trauernden Dänenhelden, sie möchten Waffen, Kleinode und was jedem das Liebste sei, freiwillig als Totengabe zu Ehren eines so großen

und heldenhaften Königs auf den Scheiterhaufen legen. Und so geschah es.

Die Asche des Königs aber ließ Ring in eine Urne verschließen, nach Leidra schaffen und dort nach Königsweise feierlich bestatten.

50. HELGI UND SIGRUN

Uralter wars, als die Adler schrieen und heilige Wasser vom Himmelsfelsen rannen: da hatte Borghild zu Bralund Helgi den Großherzigen geboren. Nacht war in der Burg, da kamen die Nornen, dem edlen Sproß das Schicksal zu weben. Sie gewährten ihm, der Kühnste zu werden und als Besten der Fürsten sich zu fühlen. Mächtig schnürten sie die Schicksalsfäden, goldenes Gespinst breiteten sie aus und festeten es mitten im Mondsaal. Im Osten und Westen bargen sie die Enden: so grenzten sie dem Könige sein Land. Ein Seil knüpfte die Norn unlöslich an den Nordweg, dem befahl sie ewig zu halten. Da sprach auf dem Baum ein Rabe zum andern: „Ich weiß etwas. Zur Brünne geboren wurde der Königssproß: nun kommt unser Tag. Sein Auge strahlt nach Heldenart. Den Wölfen wird er lieb sein: freuen wir uns!"

Schön wuchs Helgi gleich der jungen Ulme in der Hut der Freunde, er begab sich früh auf Heerfahrten und siegte in allen Kämpfen. Mit Gold beschenkte er seine Mannen und spendete reichen Kampflohn. Er traf auf einem seiner Züge mit König Hunding, einem mächtigen Herrscher in den Nordlanden, zusammen und fällte ihn im Kampfe. Davon empfing er den Namen „Hundingstöter". Und noch oft kämpfte er mit Hundings Sippe.

Einst saß er abends nach der Schlacht am Aarstein, da brach Leuchten aus den Logafelsen, aus dem roten Himmel schossen Blitze und über das Himmelsgefild sah der Held behelmte Frauen heranjagen. Blutgerötet waren die Brünnen der Walküren und von den Speerspitzen sprühten Funken.

Sigrun hieß die hehrste der Walküren. Die Herrliche ritt auf Helgi zu, grüßte und küßte den König, der unterm Helme stand, weckte Weibesliebe in ihm und sprach: „Längst war ich dir nah in deinen Kämpfen, Helgi. Auf dem Meerschiff sah ich dich fahren, als du am blutigen Steven standest im eiskalten Wogenschwall. Mein Herz kann ich nicht bergen: deine Gunst will ich gewinnen. Schon ehe ich dich sah, trug ich dich allein im Herzen. Darum höre: Högni, mein Vater, versprach mich Hödbrodd vor dem Heer seiner Mannen, doch ich sprach: ‚Einen andern Helden habe ich mir gewählt'. Nun droht mir der Sippe Zorn, da ich des Vaters Willen brach. Nach wenig Nächten holt mich Hödbrodd heim, wenn du ihn nicht zur Walstatt entbietest oder ihm die Jungfrau raubst." Helgi sah ihre Schönheit und sprach: „Fürchte du nicht Hödbrodds Zorn, noch drohenden Sinn deiner Sippe! Mit mir sollst du leben, junge Maid, und wenig sorgt mich dein Geschlecht."

Er sandte Boten über Meer und Mark, seine Mannen zu entbieten, goldene Schätze bot er. Zahllose Scharen kamen zur Fahrt, sie bestiegen die schwarzen Schiffe, die goldgeschmückten, und hißten die Segel. Auf dem Meere überfiel sie verderblicher Sturm, drohend leuchteten die Wolken und Blitze fuhren auf die Schiffe herab. Doch den Händen der Ran entrangen sich die Gischtpflüger und landeten abends in Unawag.

Hödbrodd blickte mit Gudmund, seinem Bruder, über das Meer. Er sah an der Raa des Königsschiffes den roten Schild mit goldenem Rand, das Zeichen des Krieges, emporsteigen und rief: „Wer ist der Fürst, der dem Heere gebietet und die Kriegsschar zum Lande führt? Die Kampffahne flattert am Steven, nicht Frieden scheint mir das Schiff zu bergen: Walröte flammt um die Meerfahrer." Da antwortete einer von Helgis Kämpen: „Hier mag Hödbrodd Helgi schauen inmitten der Flotte. Ihm wird zu eigen alles Erbe deiner Sippe." Gudmund erwiderte: „Zuvor wird am Wolfsteine

der Schwerter Sausen den Spruch fällen. Nun kam die Zeit, Hödbrodd, mein Bruder, zu rächen, daß unlängst uns das schlechtere Los fiel.“ Doch Helgis Kämpe sprach: „Lieber magst du, Gudmund, Geißen hüten und in Bergklüften umherklimmen, in der Hand haltend den Haselstab. Sanfter tut das als der Losspruch der Schwerter.“ Da verwies Helgi seinem Kämpen den Zank: „Besser wäre dir, zur Freude der Adler zum Kampf zu eilen als unnütz zu schelten, wenn auch der Haß euch Helden entzweit. Auch mich dünken Granmars Söhne nicht besser als wir, doch dem Fürsten ziemt es, Wahrheit zu reden, und Mannesmut bewiesen sie einst zu Moïnsheim im Schwertkampf mit uns.“

Da eilten die Granmarssöhne, ihre Schar zu entbieten. Auch König Högni nahte mit allen seinen Mannen und mit seinen Söhnen Bragi und Dag. In mächtiger Schlacht fällte Helgi alle Fürsten, die in Hödbrodds Heere kämpften, die Granmarssöhne und Högni mit seinem Sohne Bragi. Nur Dag allein entrann dem Verderben. Ihm wurde Frieden gewährt, und er schwur Helgi Treueide.

Nach dem Kampfe ging Sigrun auf die Walstatt und fand Hödbrodd im Sterben. Sie sprach: „Nicht wird dir, Edler, Sigrun von Sewafjöll im Arme liegen. Dahin ist Granmars Geschlecht. Reiche Atzung gewann der Grauwolf.“ Darauf suchte sie Helgi und freute sich sehr, als sie ihn lebend fand. Der aber sprach: „Nicht in allem, Herrliche, gelang dein Wunsch: das schufen dir die Nornen. Am Wolfsteine sanken Högni und Bragi von meiner Hand. In der Kampfkluft und am Seegebirg sanken die übrigen der Helden und die meisten deiner Gesippen zur Erde. Du konntest das Geschick nicht wenden, dir fiel das Los, daß du unter Fürsten Streit erweckest. Nun aber sänftige deinen Kummer, Sigrun! Siegbringerin warst du mir, das Schicksal kann auch der Held nicht hemmen.“ Sie erwiderte: „Zum Leben möchte ich jene nur wecken, die hier tot liegen, wenn ich auch dann dir im Arme ruhen dürfte.“

So gewann Helgi Sigrun zum Weibe, und sie gebar ihm Söhne, doch früh war ihm Tod beschieden. Denn Dag, der einzige von Högnis Söhnen, den Helgi geschont hatte, sann auf Rache für seinen Vater. Ihn reizte Odin und lieh ihm seinen Speer. Damit durchbohrte er Helgi im Fesselwalde. So fiel der Held. Dag aber ritt nach Sewafjöll und sprach zu Sigrun: „Ungern nahe ich dir, Schwester, mit leidvoller Kunde. Not zwang mich, der Blutsverbundenen Weh zu schaffen: am Morgen fiel im Fesselwalde der König, der auf der Welt der hehrste war." Da rief Sigrun: „Dich sollen alle Eide beißen, die du Helgi geschworen hast, bei des Leiptstromes bleichschimmernden Wassern und beim eisigen Steine der Unn. Nicht fahre das Schiff, das unter dir fährt, füllt gleich der Sturm seine Segel prall! Nicht renne das Roß, das unter dir rennt, wärest du gleich auf der Flucht vor dem Feinde! Nicht beiße das Schwert, das du schwingst, es singe denn dir selber ums Haupt! Das dünkte mich Rache für Helgis Ermordung, wärst du doch ein Wolf im Holze draußen, fern von Reichtum, fern von Freude, ohne Nahrung, du platzest denn vor Leichenfraß." Da sprach Dag: „Rasend bist du, Schwester, und wahnbetört, daß du deinen Bruder unselig verwünschest. Odins Werk ist alles Unheil, der zwischen Gesippen Streitrunen warf. Dir bietet dein Bruder goldene Ringe, des Wanderers geweihte Stätte und die Fluren von Wig. Die Hälfte des Reiches soll dein sein, den Harm zu büßen, du Spangengeschmückte, dein und deiner Söhne." Doch Sigrun sprach: „Nie mehr sitze ich selig zu Sewafjöll, nicht früh noch spät, des Lebens froh, es sei denn, daß dort im Waffenglanz aufleuchte des Helden Schar, unter dem Fürsten das Kampfroß sich bäume, knirschend im Goldgebiß, und ich den Herrscher grüßen könnte mit froher Umarmung. So hielt Helgi in Furcht all seine Feinde samt ihren Genossen, wie vor dem Wolfe die Geißen sinnlos entspringen den Berghang hinab in grausigem Schrecken. So ragte Helgi über alle Helden, wie die edle Esche über niederes Gedörn oder

wie der Hirsch, feucht vom Morgentau, höher einherschreitet als das Getier des Waldes und zum Himmel aufglüht sein Geweih."

Sigrun höhte dem Toten einen gewaltigen Hügel, unstillbar rannen nächtens ihre Tränen. Einst ging im Abenddämmer ihre Magd am Grabhügel vorüber. Da sah sie, wie König Helgi mit großem Gefolge durch die Luft zum Hügel ritt. Sie rief: „Ist Blendwerk, was ich zu schauen meine, oder Götterdämmerung — Tote reiten? Mit spitzem Dorn stachelt ihr die Rosse. Oder ist den Helden Heimkehr vergönnt?" Und Helgi sprach: „Kein Blendwerk ist es, das deine Augen schauen, noch ist Ende der Weltzeit, siehst du gleich Tote mit spitzem Dorn die Rosse stacheln. Auch ist nicht Heimkehr den Helden vergönnt."

Da eilte die Magd heim und sprach zu ihrer Herrin: „Geh hinaus, Sigrun, wenn dich lüstet, den Volksherrn zu schauen. Der Hügel steht offen, Helgi ist da! Die Speerwunde blutet. Dich bittet der Herrscher, daß du die rinnenden Tropfen ihm stillen mögest." Da eilte Sigrun zum Grabhügel, fand Helgi und sprach: „So freudvoll bin ich, dich zu finden, wie Odins Falken, die Atzunggierigen, wenn sie Wal wittern, warme Speise, oder feucht vom Nachttau den Tag braunrot dämmern sehen. Erst will ich küssen meinen toten König, ehe du die blutige Brünne abwirfst. Dein Haar, Helgi, ist mit Reif bedeckt, von Waltau ist ganz der Fürst benetzt, eisig sind die Hände von Högnis Eidam. Wie kann ich dir Hilfe und Heilung bringen, mein Held?" Helgi erwiderte: „Du allein, Sigrun von Sewafjöll, schufst, daß Helgi so vom Harmtau beträuft ist. Grimme Tränen weinst du, Goldgeschmückte, du Sonnenhelle, du Maid vom Süden, wenn du zur Ruhe gehst. Jede Träne fällt blutig auf deines Helden Brust, feuchtkalt und bohrend und schwer von Leid. Doch auf nun, laß uns köstlichen Trank trinken, müssen wir auch das holde Leben und unsere Lande missen. Keiner singe mir Klagelieder, sieht er gleich auf der Brust mir die Speerwunde klaffen. Nun birgt mein Hügel das junge Weib, die Königstochter mir, dem Toten."

Sigrun bot ihm das Methorn, dann bereitete sie im Hügel ein Lager und sprach: „Hier habe ich dir, Helgi, eine Ruhstatt bereitet, eine sorgenlose, du Ylfingensproß. Im Arme will ich dir ruhen, König, wie ich einst bei dem Lebenden lag.“ Und Helgi sprach: „Nun will ich nichts mehr unmöglich nennen, nicht früh noch spät, da du Leuchtende dem Toten im Arme liegst in der Grabkammer und selbst noch lebst, du Fürstenmaid.“

Als der Morgen graute, erhob sich Helgi und sprach: „Zeit ist zu reiten gerötete Wege, den Flugsteg hinan das fahle Roß zu lenken. Westlich muß ich sein von Windhelms Brücke, ehe im Saale der Hahn die Helden weckt.“ Da ritt Helgi mit seinem Gefolge von dannen.

Am nächsten Abend ließ Sigrun die Magd am Hügel Wache halten. Als die Dunkelheit herabgesunken war, schritt sie selbst zum Grabe und sprach: „Gekommen wäre mein herrlicher König, wenn er kommen wollte aus Odins Saal. Grau wird die Hoffnung auf die Rückkehr des Fürsten, da im Eschengezweig schon die Adler sitzen und alles Volk dem Traumthing zutreibt.“

Sigrun lebte nicht mehr lange vor Harm und Trauer.

51. HAGBARD UND SIGNE

König Sigar von Dänemark hatte drei Söhne und eine Tochter mit Namen Signe. Unter den Söhnen überragte Alf an Seele und Leib seine Brüder. Sein leuchtendes Haupthaar war von solchem Schimmer übergossen, daß seine Locken von silbernen Strahlen umflossen schienen. Alf begab sich auf Wikingerfahrten.

Einst bei Frühlingsanfang, als er mit seinem Bruder Alger zu neuen Zügen ausgefahren war und hin und her über das Meer schweifte, traf er mit seinen hundert Schiffen auf die Söhne des Seekönigs Hamund mit Namen Helwin, Hagbard und Hamund. Da entspann sich ein heftiger Kampf, doch der hereindunkelnde Abend schied die streitmüden Hände,

und die Nacht zwang die Kämpfer zur Ruhe. Am folgenden Tage sahen sie sich durch Tod und Wunden sehr geschwächt, und da die gleiche Tapferkeit sie in gleiche Not geführt hatte, schlossen sie miteinander Frieden.

Damals warb Hildigisel, ein Teutone von edler Geburt, allein auf Schönheit und Adel pochend, um Signe, König Sigars Tochter. Sie aber verschmähte einen Mann, von dem keiner heldische Taten zu rühmen wußte, und der auf anderer Kühnheit sein Glück zu gründen schien. Vielmehr entzündete das berühmte Heldentum des Hagbard das Mädchen zur Liebe. Nach der Seeschlacht kam Hagbard mit den Söhnen des Sigar nach Dänemark und gewann eine heimliche Zwiesprache mit Signe: sie versprach ihm, heimlich sein eigen zu werden und befestigte es durch feierlichen Eid. Als die Dienerinnen im Frauenhaus über den Wert der beiden Freier stritten, sprach die Jungfrau: „Einer wirbt um mich, der ist leuchtender Schönheit bar, doch strahlt auf seinem Antlitz des Mutes Blume und heldischer Sinn. Der andere Werber hat zierliche Locken, Blondhaar schimmert auf seinem Scheitel, schneeweiß ist sein Antlitz. Bald bleicht das Lockenhaupt und niemand denkt seiner mehr. Kühnheit aber umpanzert das Herz, und ihre Taten bleiben unvergessen."

Als Hildigisel erfuhr, daß Signe ihm Hagbard vorziehe, bewog er den blinden Bölwis, Feindschaft zwischen den Söhnen des Sigar und des Hamund zu stiften. Bölwis war einer der Ratgeber, auf die König Sigar hörte. Er sann aber immer Freundschaften in Haß zu verkehren und durch zwieträchtiges Spiel Feindschaft zu entzünden. Er verleumdete die Hamundsöhne und die Sigarsöhne wechselseitig und zerstörte den Bund der Jünglinge bald. Alf und Alger griffen die Hamundsöhne an und erschlugen sie, doch war Hagbard damals fern. Der rächte den Tod seiner Brüder, indem er die Sigarsöhne im Kampfe erschlug. Hildigisel aber empfing in der Schlacht eine schimpfliche Wunde ins Gesäß, die ihn für immer dem Gelächter der Helden preisgab.



Hagbard wollte Signe gewinnen, denn er vertraute ihrem Treuschwur und fürchtete ihre Rache für den Tod ihrer Brüder nicht. Bald nach dem Kampfe legte er Weiberkleider an und begab sich allein zur Halle des Sigar. Er nannte sich eine Kampfmaid des Haki und sagte, er bringe von ihm eine Botschaft für Sigar. Zur Nacht gab man ihm sein Lager bei den Mägden. Als diese ihm beim Waschen die Füße abrieben, fragten sie ihn, warum denn seine Schenkel so rauh und die Hände so hart wären. Da antwortete er: „Wundert ihr euch, daß mir die Sohle hart wurde und rauhe Haare meine Schenkel bekleiden? Auf weiten Fahrten scheuert Sand die Sohle und der Dorn der Heide zerfetzt den Wanderer. Bald durchdringe ich den dichten Wald, bald durchfurche ich die graue Flut. Nicht Rocken und Korb ist meine Hand zu fassen gewohnt sondern blutige Pfeile."

Als sich die Frauen zur Ruhe legten, empfing die Schildmaid den Ehrenplatz als Bettgenossin der Königstochter. So ward Signe heimlich Hagbards Weib, wie sie einst geschworen hatte. Unter Liebkosungen sprach Hagbard zu ihr: „Sage mir Signe, du Sonnenhelle, da ich ohne der Sippe Rat und deines Vaters Willen dich auf dem Lager umfangen halte, ich der Sohn des Hamund die Edle, deren Brüder ich schlug: wenn mich dein Vater hier fängt, mir schrecklichen Tod bereitet und Rache nimmt für seiner Söhne Tod: welches Los erkiesest du dir, die ich dann nicht mehr umfangen halte? Wird mein Weib mich vergessen oder ihrem Eide Treue wahren?" Ihm antwortete die Maid: „Teurer, mit dir zu sterben bin ich stets bereit und leid ist mir, länger zu leben, wenn dich der traurige Hügel umschließt. Wenn du dem süßen Lichte entrissen wirst, ob durch Gift oder Schwert, ob in strudelnder See oder auf der Erde, bin auch ich dem Tode geweiht. Da ein Lager uns einte, soll auch ein Geschick uns hinraffen. Dem die ersten Küsse der Skjöldungenjungfrau wurden, hält sie auch im Tode die Treue."

Solche Worte der Geliebten gaben Hagbard unbeugsamen

Mut. Eine von den Mägden verriet ihn, eine große Schar drang in das Frauengemach, doch wehrte er sich gegen Sigars Mannen mit wilder Kraft, bis er ergriffen und vor den König geschleppt wurde. Der befahl, dem Töter seiner Söhne und Schänder seiner Tochter den Galgen aufzurichten.

Zu dem Todgeweihten trat die Königin, reichte ihm einen Becher, daß er seinen Durst lösche, und sprach voll Hohn: „Hagbard, du wilder, nimm aus eschenem Becher den Trunk, den ich zum Abschied dir biete. Setze furchtlos den Helbecher an deine mutigen Lippen. Wenn du ihn getrunken hast, fährst du gestärkt zur Hel in das finstere Reich. Dein Leib aber wird am Galgen den Raben zur Speise." Der Jüngling ergriff den dargereichten Becher und sprach: „Ich nehme den Trank, der zur weiten Fahrt mir die Lippen kühle, mit derselben Hand, die dir beide Söhne erschlug. Nicht ungerächt wandere ich zur Hel: vor mir sandte Jene meine Hand hinab. Sieh! sie trieft von eurem Blut, mein Schwert raffte eure Erben. Die Pfänder der Hel bringt dir, Kinderlose, keine Ewigkeit wieder."

So rächte er die höhnische Todesdrohung der Königin und schleuderte ihr den Becher ins Gesicht. Als man ihn zum Galgenhügel führte, fragte Signe ihre Dienerinnen, ob sie ihre Genossinnen im Schicksal sein wollten. Das bekräftigten sie mit heiligem Eid. Von Tränen überströmt sprach die Herrliche: „Ihm will ich mit euch im Tode folgen, der allein mein Lager teilte. Wenn ihr von der Warte das Zeichen seines Todes seht, so werft Fackeln in unser Gemach: dann erdrosseln wir uns in Schlingen, die wir aus unsern Kleidern fertigen."

Als Hagbard zum Todeshügel kam, hieß er die Schergen zuerst seinen Mantel am Galgen emporziehen. „Gern", rief er, „sähe ich meinen nahen Tod im Bilde vor mir." Das gewährte man ihm. Der Burgwächter aber, der von seiner Warte den Mantel am Galgen flattern sah, wähnte Hagbard selbst zu sehen und rief was er geschaut den Mädchen zu, die wartend im Frauengemache saßen. Da gaben sie das

Haus dem Feuer preis und töteten sich mit den Schlingen. Als Hagbard die Königshalle in Flammen gehüllt und die gemeinsame Lagerstatt feurig auflodern sah, drängte er jubelnd die Mannen, ihm den Tod zu geben und rief: „Schnell ihr Mannen, hebt mich empor! Freudig folge ich der Treuen, die mir im Tode vorausging. Prasselndes Feuer sehe ich lodern, in Flammen stürzt die stolze Halle, Signes Treue brennt gleich einer Fackel zum Himmel. Nie wahrte ein Weib die Eide wie sie, die selbst sich den Scheiterhaufen entfachte, und dem Geliebten die Flügel des Heltores öffnend mit ihm die weite Fahrt beginnt. Die der Tod hier nicht schied, kann er auch dort nicht trennen. In Helheim wie auf Erden teilt Signe das Lager mit mir." Und als er solches gesprochen hatte, nahm ihn der Tod hinweg.

52. AMLETH

Als Gerwendill, der Jarl von Jütland, gestorben war, machte der Dänenkönig Rörik dessen Söhne, Horwendill und Fengi, zu seinen Nachfolgern. Horwendill wurde bald ein weitberühmter Seekönig. Er besiegte den König der Norweger im Zweikampf auf einer frühlingsgrünen Insel und erhielt für diese Tat die Tochter des Dänenkönigs, Gertrud, zum Weibe. Mit ihr zeugte er einen Sohn mit Namen Amleth.

Fengi neidete seinem Bruder solchen Ruhm und solches Glück. Er ermordete heimlich Horwendill und nahm sich das Weib des Erschlagenen zu eigen. Am Königshofe reinigte er sich durch lügenhafte Worte, trat in die Herrschaft des Bruders ein und genoß ungestraft die Umarmungen seines Weibes.

Als Amleth solches sah, nahm er den Schein der Torheit an, um ein Leben, das dem Mörder seines Vaters gefährlicher dünken mußte als alle Feinde, zu schützen und Zeit zur Rache zu gewinnen. Er wälzte sich im Kot und ahmte die Gebärden und Reden eines Blödsinnigen nach. All sein Tun schien von völligem Wahnwitz zu zeugen. Oft saß er am Herde, wühlte mit den Händen in der Asche, schnitzte hölzerne

Klammern, härtete sie im Feuer und bildete ihre Enden zu Widerhaken aus. Als die Zuschauenden über solches Geschick seiner Hände Verdacht schöpften, seine Torheit möge eine verschlagene List sein und ihn fragten, was er treibe, erwiderte er, er fertige scharfe Speere zur Rache für seinen Vater. Durch diese Worte zerstreute er den Verdacht und erregte lautes Lachen, doch sprach er in der Hülle der Torheit die Wahrheit, denn jene Klammern sollten künftig dem Werk seiner Rache dienen.

Einige aber glaubten immer noch kluge Verstellung hinter seiner Torheit zu spüren und rieten daher, ihn an einem verborgenen Ort durch ein schönes Weib versuchen zu lassen: solche Verführung werde die Verstellung unmöglich machen, denn der natürliche Trieb sei zu stark, als daß schlaue Überlegung ihn hemmen könne. Wenn also der Stumpfsinn des Jünglings erheuchelt sei, so werde er der Verführung erliegen.

Also wurde Amleth mit zahlreicher Begleitung in einen entlegenen Wald geführt. Unter den Gefährten befand sich aber sein Milchbruder, der stellte seine frühere Freundschaft mit Amleth höher als den Befehl seines Herrn und beschloß ihn zu warnen. Er band eine Bremse an einen Strohhalm und schob, wie um ihn zu necken, sie Amleth zu. Der verstand, als er die Bremse sah, daß man ihn vor Heimtücke warne, und durchschaute bald den ganzen Plan. Als man ihn zu Pferde steigen hieß, setzte er sich daher so, daß er dem Pferdenacken den Rücken zuwandte, zäumte den Schwanz statt des Kopfes auf, und unter dem Gelächter der Männer schoß der Reiter dahin, den Schweif des Rosses lenkend.

Im Dickicht kreuzte ein Wolf seinen Weg. Da sprachen die Begleiter, es sei ein Füllen gewesen. Amleth aber erwiderte: „Solcher Pferde sind wenige in Fengis Herde." So mischte er immer wieder List und Wahrheit. Als sie am Ufer vorüberritten, nannten seine Begleiter das Ruder eines gestrandeten Schiffes ein ungeheures Messer. „Wohl", sprach Amleth, „einen ungeheuren Schinken kann man

damit schneiden." Er meinte aber das Meer. Den Sand der Dünen hieß man ihn für Mehl ansehen. „Gewiß", sprach er, „haben es die schäumenden Meeresstürme so weiß gemahlen." Dann ließen ihn die Genossen zurück und sandten ihm, als er sich allein glaubte, jenes Mädchen entgegen, das König Fengi bestimmt hatte und das dem Amleth von Jugend auf durch gemeinsame Spiele vertraut war. Er nahm das Mädchen in seine Arme und trug es zu einem weit entlegenen Sumpf. Dort vereinte er sich mit ihr, beschwor sie aber es niemandem zu sagen. Das versprach sie ihm feierlich, denn seit ihrer Jugend war sie ihm in Liebe ergeben.

Als auf dem Heimwege alle ihn fragten, ob er die Liebe des Mädchens genossen habe, gestand er den Begleitern, er habe mit dem Mädchen gebuhlt. Auf die Frage, wo er das getan und auf welchem Lager er geruht, erwiderte er: „Auf eines Rindes Huf, auf eines Hahnes Kamm, auf eines Daches Getäfel." Da brachen seine Begleiter in Gelächter aus, denn sie verstanden nicht, daß er Huflattich, Hahnenkamm und Schilfrohr meinte und unter listiger Verhüllung die Wahrheit sprach. Die Maid aber leugnete, daß er solches mit ihr getrieben habe. Ihr schenkten die Begleiter Glauben, denn niemand von ihnen war Zeuge des Geschehenen gewesen.

So hatte auch diese List nicht vermocht, den versteckten Riegel zu öffnen, der den Sinn des Jünglings verschloß. Da riet ein Freund des Fengi, der sich klüger dünkte als die anderen, die ungreifbare Klugheit und den viel verschlungenen Witz eines so beharrlichen Jünglings auf schwierigere Proben zu stellen, denn allzu leicht seien ihm die gebräuchlichen Schliche. Während der König sich vom Hofe entferne, solle man Amleth mit seiner Mutter allein lassen, insgeheim aber solle jemand das Gespräch belauschen, wenn sie sich ohne Beobachtung wähnten. Denn ohne Furcht werde der Sohn vor der Mutter seinen gesunden Sinn zu erkennen geben, wenn solcher irgend in ihm sei. Der den Vorschlag riet, führte ihn auch aus. Als sich der König entfernt hatte, ver-

steckte er sich im Gemach, worin Amleth mit der Mutter zusammenkommen sollte, unter dem Lagerstroh. Amleth aber, der Lauscherohren fürchtete, griff anfangs zu seiner gewöhnlichen Narrheit: er krähte wie ein Hahn und schlug mit den Armen, als seien es Flügel. Dann sprang er auf das Stroh, um zu entdecken, ob sich etwas darunter verberge. Und als er unter den Füßen einen Körper spürte, stieß er sein Schwert hinein, zog den Lauscher aus dem Versteck und schlug ihn nieder. Den Leichnam zerstückelte und sott er und warf ihn den Schweinen vor.

Die Mutter bejammerte laut den verdunkelten Geist ihres Sohnes. Amleth aber sprach zu ihr: „Was suchst du, Verworfene, mit heuchlerischem Jammern deinen Frevel zu verdecken? Du hegst gleich einer Dirne den Mörder deines Herrn am Busen. Den Tieren gleich hast du deines ersten Mannes vergessen. Ich schütze mit meinem Wahnwitz mein Leben vor der wütenden Grausamkeit dessen, der meinen Vater erschlug. In meinem Herzen aber lebt unauslöschlich der Wunsch nach Rache für meinen Vater. Klage du lieber über deine Schande als über meinen Wahnsinn. Doch denke daran zu schweigen." Durch solchen Tadel führte er die Mutter zu ihrer Pflicht zurück und lehrte sie, die alte Treue den neuen Verlockungen vorzuziehen.

Als Fengi heimkehrte, fand er den Lauscher nirgends. Da niemand etwas um sein Verschwinden wußte, fragte man endlich spottend auch Amleth, ob er von ihm wisse. Er erwiderte, jener sei von den Schweinen gefressen worden. Die Wahrheit dieser Antwort blieb den Fragern verborgen.

Fengi aber, der bei seinem Stiefsohn dennoch einen versteckten Anschlag fürchtete, wollte ihn heimlich aus dem Wege räumen und die Tat durch einen anderen ausführen lassen. Er sandte Amleth zum Könige von England und gab ihm zwei seiner Edlen mit, die führten Runenstäbe bei sich, auf denen der König gebeten wurde, den übersandten Jüngling zu töten. Beim Scheiden sagte Amleth seiner Mutter

insgeheim, er werde nach einem Jahre wiederkehren. Zu dieser Zeit befahl er ihr, sein Erbmahl zu richten und die Halle innen mit geknoteten Behängen auszuschlagen. Auf der Reise entdeckte Amleth die Runenstäbe, während seine Begleiter schliefen. Er las den Auftrag, schabte die Runen von den Stäben und ritzte neue ein. Dadurch änderte er den Auftrag so, daß er das Todesurteil von sich auf die Gefährten wandte.

In England angelangt übergaben Amleths Begleiter dem Könige die Runen: ihr eigenes Todesurteil. Der König nahm sie freundlich auf und ehrte sie durch ein Festmahl. Am folgenden Tage aber erfüllte er die Bitte des Fengi, mit dem er durch lange Freundschaft verbunden war, indem er die beiden Begleiter Amleths töten ließ. Dieser heuchelte Zorn und Entrüstung über die Tat, als habe man an ihm schweren Frevel verübt, daher zahlte ihm der König für die Getöteten Wergeld. Amleth schmolz das Gold im Feuer und goß es heimlich in ausgehöhlte Stöcke.

Nach Jahresfrist kehrte er nach Jütland heim, ohne von den Reichtümern des Königs etwas anderes mitzunehmen als die goldbergenden Stäbe. In der Heimat legte er das königliche Gebaren, das er am englischen Hof zur Schau getragen hatte, ab und nahm seine alten närrischen Gewohnheiten wieder an. Als er schmutzbedeckt in die Halle trat, in der man eben sein Erbmahl trank, saßen die Mannen vor Schrecken starr, denn ein Gerücht hatte seinen Tod gemeldet. Schließlich löste sich das Grausen in Lachen darüber, daß der lebendig vor ihnen stehe, dessen Erbmahl sie feierten. Als man ihn nach seinen Gefährten fragte, wies er seine Stäbe und sprach: „Das ist der eine und das ist der andere," denn sie enthielten ja das Wergeld für die erschlagenen Männer.

Amleth gesellte sich nun zu den Schenken und half ihnen eifrig die Becher füllen, damit er die Heiterkeit der Gäste mehre. Er gürtete sich mit dem Schwert, daß sein weites Gewand ihm den Schritt nicht hemme. Oft zog er es aus der Scheide und verletzte sich wie aus törichtem Ungeschick die

Hände, bis die Umstehenden ihm Schwert und Scheide mit einem Nagel durchschlugen. Vom Rausch überwältigt, sanken endlich die Mannen in der Halle in Schlaf. Da glaubte Amleth die Zeit für sein Werk gekommen. Er nahm die einstmals gefertigten hölzernen Klammern, die er sorglich aufbewahrt hatte, trat in die Halle, wo die Mannen des Königs rings auf den Boden gestreckt ihren Rausch verschliefen, durchschnitt die Halter des von der Mutter angefertigten Behanges, der die Hallenwände bekleidete, und ließ ihn herabfallen. Er warf ihn über die Trunkenen und nestelte ihn mit seinen krummen Widerhaken kunstvoll so unentwirrbar zusammen, daß niemand der Ruhenden sich zu erheben vermochte. Dann warf er Feuer auf das Dach der Halle, und schnell hüllte die Lohe das ganze Haus ein und verzehrte alle, die in tiefem Schlafe lagen oder erwachend vergeblich versuchten sich aus dem Netz zu entwirren. Dann ging er in das Gemach des Fengi, der sich schon früher von dem Gefolge zurückgezogen hatte, und vertauschte das Schwert, das am Bette hing, mit seinem eigenen. Er weckte seinen Oheim und schrie ihm zu: „Sieh wie deine ganze Gefolgschaft im Feuer vergeht! Amleth ist da, bewaffnet mit seinen alten Haken, und brennt vor Gier, die Rache am Mörder seines Vaters zu vollziehen.“ Eilig sprang Fengi vom Lager, doch während er das fremde Schwert vergeblich zu ziehen versuchte, traf ihn schon von seinem eigenen Schwerte der Todesstreich.

IX.

GAUTEN, SCHWEDEN, NORWEGER

53. KÖNIG REDEL UND SEINE SÖHNE

Über das Volk der Gauten herrschte einst König Redel. Bei ihm wuchs Beowulf auf, der berühmt ist durch seinen Kampf mit Grendel am Dänenhofe und durch den Drachenkampf, in dem er den Tod fand.

Redel hatte drei Söhne: Herebald, Hädkyn und Hygelak. Den Hädkyn traf böses Geschick: beim Schießen mit dem Hornbogen tötete er, das Ziel fehlend, mit dem Pfeile seinen Bruder und Freund. Kein Gold konnte die schreckliche Tat sühnen noch das Leid löschen, das König Redel geschehen war. Dennoch mußte ungerächt bleiben der Tod des jungen Königssohnes: zu furchtbar deuchte der Gram den alten Vater, daß sein eigner Sohn am Galgen reite, ohne Hilfe, den Raben zur Weide im Winde schaukelnd. Schmerz ergriff ihn, wenn er gedachte, wie nach des zweiten Sohnes Tod auch in dessen Hof der Metsaal wüst und öde stehen werde, durchfegt von den Winden: denn verstummt ist der Lärm der Feste im Hause, die Harfe schweigt und der frohe Jubel, wenn der herrliche Held im Grabe schläft.

So schmerzvoll bedenkend, was ihn betraf, klagte Redel einsam auf dem Lager sein Leid. Flur und Haus, alles schien ihm weit und leer. Schweren Gram trug er um den getöteten Sohn, und konnte doch den Totschlag nicht rächen, nicht einmal hassen konnte er den Sohn, ob die Schuld gleich seine Liebe brach.

Der grimme Zwiespalt kürzte sein Leben. Er schied aus dem Licht, den Söhnen Land und Hochsitz lassend.

54. DAS ENDE DER YNGLINGE

Über Schweden herrschte lange Zeit das Geschlecht der Ynglinge. Es war von Yngwi-Frey entsprungen und hatte seinen Sitz zu Upsala, der heiligen Opferstätte des Gottes. Dort war auch das Thing aller Schweden. In langer Reihe saßen die Ynglinge auf dem Upsalastuhl als Herren des ganzen Schwedenreiches und vollbrachten manche berühmte Tat.

Als aber Ingjald, den die Nachwelt den Unheilstifter genannt hat, den Upsalastuhl bestieg, hatten sich ringsum in den schwedischen Harden Kleinkönige aufgeworfen, sieben an der Zahl, die wollten die Herrschaft der Upsalakönige nicht anerkennen.

Ingjald war in seiner Jugend minder stark als seine Genossen. Als das Swipdag der Blinde, sein Ziehvater, sah, gab er ihm ein Wolfsherz zu essen, davon wurde er der grimmigste und bösartigste der Menschen. Als nun König Ömund, sein Vater, gestorben war, beschloß Ingjald, den Upsalastuhl wieder zu seinem alten Glanze zu erheben und die Kleinkönige zu vernichten. Er richtete zu Upsala ein großes Gelage, um das Erbmahl seines Vaters zu feiern und baute eine neue Halle, nicht minder groß und prächtig als die berühmte hohe Halle zu Upsala. Darin ließ er sieben Hochsitze errichten und nannte sie den Saal der sieben Könige. Dann sandte er Boten durch das Land und lud die Könige, Jarle und Edelleute zum Erbmahl. Sechs Könige folgten der Ladung und nahmen ihre Hochsitze in der Halle ein, nur König Granmar von Södermanland war nicht erschienen, und sein Hochsitz blieb leer. Alle Gäste, die gekommen waren, ließ Ingjald in die neue Halle geleiten. Sein eigenes Gefolge aber und die Schar seiner Mannen saßen in der alten Halle.

Dann tat Ingjald, wie der alte Brauch es wollte, wenn man das Erbmahl eines Fürsten feierte: er saß auf dem Schemel vor dem Hochsitze, bis man das gewaltige Horn in die Halle trug, das man den Bragibecher nennt. Er erhob sich, nahm den Becher und tat das Gelübde, er wolle sein Reich nach

jeder Himmelsrichtung noch einmal so groß machen oder darüber sterben. Darauf trank er das Horn aus, wurde auf den Hochsitz geführt, den einst sein Vater innegehabt hatte, und damit war er der rechte Erbe seines Vaters geworden.

Als am Abend alle trunken waren, rief Ingjald die Söhne des Swipdag und befahl ihnen, sich und ihr Gefolge zu wappnen und zu tun, wie er ihnen zuvor gesagt hatte. Sie umstellten die Halle der sieben Könige und zündeten sie an. Wem es glückte, aus dem Feuer zu entrinnen, der wurde draußen erschlagen. So verbrannten die sechs Könige mit ihrem ganzen Gefolge, und Ingjald unterwarf sich alle Königreiche, die sie besessen hatten, und machte sie zinspflichtig.

Als Granmar von Södermanland erkannte, welchem Geschick er entronnen war, und das Gelübde erfuhr, das Ingjald beim Bragibecher getan hatte, fürchtete auch er seinen Untergang. Er verband sich daher mit Hjörward, einem mächtigen Seekönige, vermählte ihm seine Tochter und versprach ihm für seine Hilfe nach seinem Tode sein ganzes Reich. Wirklich sammelte Ingjald noch im selben Herbst ein Heer, um Granmar zu bekriegen. Aus allen sechs Königreichen hatte er die Mannen zusammengerufen, und als er mit seinem mächtigen Heere in Södermanland einbrach, kam es zur Schlacht. Doch die Häuptlinge und Mannen aus den Landen, deren Könige Ingjald verräterisch getötet hatte, flohen, obwohl sie in der Überzahl waren, und eilten zu den Schiffen, und der König, von seinem Heere verlassen, rettete sich mit Mühe und schwer verwundet auf sein Schiff. Bald darauf schloß er mit Granmar Frieden und besiegelte den Vertrag mit Eiden.

Als aber im Herbst König Granmar mit seinem Eidam zum Gastgelage auf einem seiner Höfe weilte, überfiel ihn Ingjald in dunkler Nacht mit seinem Heer, umringte das Haus und verbrannte ihn darin mit seinem ganzen Gefolge. Er besetzte sein Reich, und nun war ganz Schweden wieder dem Upsalastuhl unterworfen. Ob dieser Taten aber hieß er seitdem im Lande der Unheilstifter.

Ingjald hatte eine Tochter mit Namen Osa. Die vermählte er mit König Gudröd von Schonen. Sie hatte die Sinnesart des Vaters und stiftete nichts denn Böses. So bewirkte sie, daß Gudröd seinen Bruder Halfdan erschlug. Dann riet sie auch ihrem Gatten den Tod und floh zu ihrem Vater nach Schweden.

Iwar aber, des erschlagenen Halfdan Sohn, zog mit Heeresmacht wider Schweden. Ingjald saß beim Gelage, als er den Einfall Iwars erfuhr, und hatte keine Streitmacht bei sich, die Feinde zu bestehen. Die Flucht aber war ihm nach allen Seiten verlegt. Da folgte er dem Rat seiner Tochter: er machte alles Volk tottrunken und zündete selber die Halle an. So kam er mit allem Gesinde im Feuer um.

Seit dieser Zeit saß kein Yngling mehr auf dem Stuhl zu Upsala.

TYRFINGSAGEN

55. DER KAMPF AUF SAMSÖ

Arngrim hieß ein gewaltiger Kämpe und Berserker. Der wohnte zu Bolm in Schweden. Einst hatte er im Kampfe das Schwert Tyrfing gewonnen: das war ein herrliches Siegschwert. Zwerge hatten es geschmiedet, doch mit dem Fluche belegt, daß ein Mann ihm zum Opfer fallen mußte, so oft es aus der Scheide fuhr.

Arngrim hatte zwölf Söhne, die waren gleich ihm gewaltige Berserker, der älteste aber, Angantyr, hatte zweier Männer Stärke. Früh gingen sie auf Kriegszüge und bald vermochte ihnen niemand mehr zu widerstehen. Alle hatten von ihrem Vater kostbare Schwerter erhalten, Angantyr aber empfing Tyrfing, das Siegschwert.

Einst, als man zu Bolm das Julfest beim Gelage feierte, huben die Söhne an, beim Bragibecher Gelübde zu tun. Und Hjörward, einer der Arngrimsöhne, gelobte, er wolle die Jungfrau Ingebjörg gewinnen, des Schwedenkönigs Yngwi Tochter zu Upsala, die schönste und verständigste von allen Frauen in den Nordlanden — sie und keine andere wollte er zu eigen, oder im Kampfe um sie fallen.

Als der Frühling kam, machten sich alle zwölf Brüder nach Upsala auf. Sie traten in die Königshalle und fanden Ingebjörg an König Yngwis Seite sitzen. Hjörward sagte dem König sein Gelübde und bat ihn, schnell zu antworten. Während Yngwi, von seinen Mannen umgeben, auf Antwort sann — denn wohl kannte er den Todesmut und Ruhm der Brüder — trat vor den Tisch des Königs Hjalmar, der Heldenherzige genannt, und rief: „Gedenke, Herr, wie viel Ruhm ich dir erwarb, seit ich in dein Land kam, und wie oft ich für dich mein Leben gewagt habe, um dein Reich und deinen Reichtum zu vergrößern. Darum bitte ich dich: gib mir deine Tochter zum Weibe. Denn ich dünke mir würdiger sie zu empfangen, als diese Berserker, von denen der Ruf nichts denn Frevel kündet." In schweren Gedanken saß der König, voll Sorge, daß seine Antwort Unheil wirke. Endlich sprach er: „Beide seid ihr große und edle Männer. Drum ist mein Wille, daß Ingebjörg selbst küre, wer ihr Herr sein soll." — „So will ich den zum Manne," sprach Ingebjörg, „dessen edlen Sinn ich seit langem kenne, aber keinen, von dem ich nichts kenne, als so schlimmen Ruf, wie er von den Arngrimsöhnen umgeht." Da sprach Angantyr, der gewaltigste der zwölf Arngrimsöhne: „Ich sehe wohl, daß du ihn liebst. Du aber, Hjalmar, triff mich zum Holmgang südwärts auf Samsö und sei jedermanns Neiding, wenn du zum Mittsommer nicht kommst oder die Jungfrau freist, ehe der Zweikampf entschieden hat." Hjalmar versprach, nicht zu zaudern.

Heim fuhren die Arngrimsöhne und erzählten dem Vater, was ihnen die Fahrt gebracht hatte. „Nie vor diesem fürchtete ich für euch", sprach Arngrim, „denn furchtbar ist Hjalmar an eiserner Kraft."

Diesen Winter blieben die Berserker daheim. Im Frühling aber brachen sie auf und richteten die Fahrt nach Samsö.

Als sie zur Insel kamen und in der Bucht Munarwag ihre Schiffe bergen wollten, fanden sie dort am anderen Ufer der Bucht Hjalmars Schiffe. Der Held selbst war mit seinem vertrauten Genossen, Örwar-Odd, dem Weitfahr, auf die Insel

gegangen, zu spähen, ob seine Feinde noch nicht angelangt seien. Er hatte seine zwei Schiffe, jedes mit einhundert Kriegern, am Strande zurückgelassen. Als aber die Arngrimsöhne die Schiffe ihrer Feinde erkannten, packte sie der Berserkerzorn. Sie fielen die Besatzung an, die sich tapfer wehrte, und machten nach heftigem Kampfe alle, die auf den Schiffen waren, nieder.

Als die beiden Helden auf der Insel die schrecklichen Stimmen der Berserker hörten, stiegen sie zum Strande hinab und erkannten, was geschehen war. Da sprach Odd: „Männer sehe ich schreiten von Munarwag, nach Kampf lechzend, graubehemdet. Die Wilden haben den Streit erhoben, leer liegen unsere Schiffe am Strand.“ Und Hjalmar sprach: „Mächtige Kämpen fahren her von den Heerschiffen, zwölf sind sie, die zuchtlosen. Bange Ahnung ergreift mich heute zum erstenmal, da ich sie brüllend zur Insel steigen sehe. Zwei werden heute abend Odins Gäste sein, Blutsbrüder, zwölf aber werden leben.“ — „Nein, weichen wir nicht den Kampfbäumen“, sprach Odd, „mag noch so schrecklich ihre Zahl uns dünken. Sie werden heute abend Odins Gäste sein, die zwölf Berserker, wir zwei aber leben.“ Sie sahen Tyrfing in Angantyrs Händen leuchten gleich den Strahlen der Sonne. Da fragte Hjalmar den Odd: „Willst du mit Angantyr kämpfen, oder mit seinen elf Brüdern?“ Odd wählte Angantyr, denn der war der gefährlichste Gegner, doch Hjalmar sprach: „In welchem Kampfe gingst du mir je voran? Du willst mich an Heldenmut übertreffen. Doch bin ich das Haupt in diesem Holmgang, darum gilt mein Wort. Anderes gelobte ich der Königstochter, als daß mir jemand im Streit vorangehen solle. Ich will mit Angantyr streiten.“

Als sie mit den Berserkern zusammentrafen, rief Angantyr: „Harte Kämpen kamt ihr her, mutvolle Helden in hölzernen Meerschiffen. Von unserer Hand fielen all eure Gefährten. Leer liegen eure Schiffe am Strande.“ Und Odd erwiderte: „Wilde Kämpen seid ihr gekommen, zuchtlose, zwölf an der Zahl. Einer wider Einen soll zum Kampfe schreiten, Held wider Held, wenn Mut ihn beseelt.“

20*

Dann gingen Hjalmar und Angantyr mit geschwungenem Schwert aufeinander los, und beide wiesen sich den Weg nach Walhall. Odd aber ging mit den elf Berserkern abseits und focht mit ihnen allen nacheinander, und alle fielen von seiner Hand, so wild und grimmig sie sich wehrten. Als alle seine Gegner den Boden deckten, ging Odd zum Kampfplatz der beiden. Er fand Angantyr von Hjalmars Hand gefällt, der aber blutete aus sechzehn Wunden. Odd sprach zu ihm: „Hjalmar, Hjalmar! Dahin ist die Farbe. Von vielen Wunden seh ich dich müd. Zerhauen dein Helm, die Brünne zerspellt: dein Leben verrinnt!“ Und Hjalmar erwiderte: „Von Wunden bin ich zerfleischt, meine Brünne zerschliß, umdunkelt sind meine Augen, es schwankt mein Fuß. Zum Herzen schnitt mir Angantyrs Schwert, der scharfe Blutzweig, in Gift gehärtet. Aber nie vernehmen daheim die Frauen, daß ich mich ängstlich vor Hieben barg, und nie soll zu Sigtunir eine verständige Maid von mir sagen, daß ich im Kampfe wich. Geschwellt von Sehnen zog ich von den Blühenden, Schönen, mit Odd ins Weite. Schnell fuhr ich von dannen, von Freunden umgeben, zum letztenmal schied ich von lieben Genossen. Mir gab Geleit die schimmernde Königsmaid bis hinaus auf Agnafits Strand. Das Wort war das wahrste, das sie zu mir sprach: ‚Nie wirst du mir wiederkehren‘. Ich schied von der jungen Ingebjörg — schnell war die Trennung — am Schicksalstage. Trauer wird sie überwältigen, daß wir uns niemals wiedersehen.

„Fünf Höfe besaß ich daheim, doch nie genoß ich sie in Frieden. Nun muß ich liegen, des Lebens beraubt auf Samsö, vom Schwerte durchbohrt. Du trage zum Zeichen — so will ich es — Helm und Brünne zur Königshalle. Der Sinn wird dem Fürstenkinde schwinden, sieht sie zerhauen die Brust der Brünne. Zieh mir den roten Ring von der Hand und bring ihn der jungen Ingebjörg. Jammer wird ihr Herz erfüllen, daß wir uns niemals wiedersehen. Die Schar seh ich sitzen zu Sigtunir, die ungern jüngst mich fahren ließ. Nie wieder freut sich im Königssaal Hjalmar mit den Helden am Methorn.

Mit den Fürsten trinkt die Schar der Jarle fröhlich Met zu Upsala, dort überwältigt manchen der Met, mich martert auf dem Eiland des Eisens Spur. Südenab streicht der Rabe vom Baum. Ihm nach streicht eilig der Adler. Letzte Atzung biete ich ihm heute, die mag er schlürfen in meinem Blut."

Nach diesen Worten starb Hjalmar. Da trug Odd die toten Arngrimsöhne zusammen und schichtete um sie und ihre Waffen einen Hügel. Dann trug er Hjalmar auf dem Rücken zum Meere hinab und legte ihn auf dem Strande nieder. Alle Mannen, die von den Berserkern auf den Schiffen gefällt worden waren, bettete er in einem anderen Hügel, der noch heute weithin den Seefahrern sichtbar am Strande aufragt. Als er dies Werk vollbracht hatte, trug er seines Freundes Leichnam ins Schiff und segelte mit ihm heim nach Schweden. Vor der Halle legte er ihn nieder, trat hinein und legte Brünne und Helm des Gefällten vor dem Hochsitz des Königs auf den Estrich nieder. Dann berichtete er den Verlauf des Kampfes. Er trat zu Ingebjörg und sprach: „Nimm diesen Ring, den sandte dir Hjalmar an seinem Schicksalstag." Sie nahm den Ring, erwiderte nichts und sank tot in den Sessel zurück. Da lachte Odd gellend auf und rief: „Nun sollen doch im Tode die einander besitzen, denen im Leben das Schicksal es wehrte." Er nahm Ingebjörgs Leib, trug ihn hinaus, wo Hjalmar lag und legte sie ihm in die Arme. Der König aber ließ einen hohen Hügel wölben, dahinein wurden Hjalmar und Ingebjörg zusammen gebettet.

56. WIE HERWÖR DAS SCHWERT TYRFING GEWANN

Bevor Angantyr mit seinen Brüdern zum Kampf auf Samsö zog, hatte er sich mit Swafa, der Tochter des Jarls Bjartmar, vermählt. Als Swafa den Tod des Angantyr erfuhr, ging sie mit einem Kinde, und bald gebar sie eine Tochter, die den Namen Herwör empfing. Das Kind war stark und schön, und Bjartmar sprach: „Nun wird sich zeigen, daß die Arngrimsöhne nicht ganz dahin sind."

Als Herwör heranwuchs, wurde sie stark wie ein Jüngling.

Sie gewöhnte sich an Schild und Speer und bewies gewalttätigen und ungebändigten Sinn. Sie ließ sich Männerkleidung fertigen, verließ den Hof ihrer Sippe und begab sich zu einer Wikingerschar. Auf ihren Zügen bewies sie solche Kühnheit und Stärke, daß die Wikinger sie zu ihrem Häuptling wählten. Sie nannte sich Herward.

Einst kam Herwör mit ihren Schiffen nach Samsö. Sie wollte mit ihrer Mannschaft ans Land gehen und sagte, reiche Schätze seien in den Grabhügeln verborgen, die von der Insel aufragten. Doch niemand von der Schiffsmannschaft wollte sie begleiten. Sie sprachen, das Eiland sei von grausigen Wiedergängern bevölkert, und schlimmer sei es dort bei Tage als bei anderen Grabstätten zu nächtlicher Weile. Da ruderte Herwör, während die Schiffe über Nacht in der Bucht ankerten, allein in einem Boot zur Insel und landete in Munarwag bei sinkender Sonne. Sie fand einen Hirten, der rief ihr zu: „Wer bist du, der einsam zur Insel kam? Schnell eile der Herberge zu!" Herwör sprach: „Nicht will ich zur Herberge eilen, und ich kenne nicht das Volk der Insel. Hurtig melde mir, ehe du entfliehst: wo liegen Hjörwards Grabhügel?" Der Hirt antwortete: „Das frage nicht, unklug bist du, junger Wiking! Schlimmen Weg fuhrst du. Laß uns enteilen, so schnell uns die Füße tragen, aller Schrecken geht um auf nächtlichen Pfaden." Herwör sprach: „Kleinode biete ich, wenn du mir Rede stehst. Den schreckt man nicht so leicht, der im Kampfe erprobt ward, nicht reiche Schätze noch rote Ringe bringen mich ab von meiner Fahrt." Doch der Hirt sprach: „Mit Wahnsinn dünkt mich der Mann geschlagen, der einsam herfuhr zu nächtigen Geistern. Es hüpfen die Hügelfeuer, die Gräber stehen offen, es brennen Feld und Sumpf — laß uns eilen." — „Mag auch die ganze Insel im Feuer brennen: ich erbleiche nicht vor solchem Schnauben. Tote Recken sollen mich nicht vertreiben. Mich verlangt, mit ihnen zu reden."

Da enteilte der Hirt zu seiner Hütte, Herwör aber sah auf der Insel die Hügelfeuer brennen, furchtlos nahte sie den

Grabhügeln, die flammend lohten. Sie schritt dahin wie durch lohenden Nebel, bis sie zu den Hügeln der Berserker kam. Dann rief sie: „Erwache Angantyr! Dich weckt Herwör, deiner Swafa einziges Kind. Gib mir aus dem Hügel das beißende Schwert, das einst die Zwerge künstlich schlugen. Hjörward! Herward! Rani! Angantyr! Euch alle rufe ich auf unter den Wurzeln des Waldes, mit Helm und Brünne und scharfem Schwert, mit beschlagenem Schild und rotem Schaft. Seid ihr denn alle, Arngrims Söhne, meintätige Helden, zu Moder geworden, da keiner von euch allen mir Rede steht zu Munarwag? Euch alle soll im Busen Verwesung zernagen, als modertet ihr im Ameisenhügel, gebt ihr mir nicht das Schwert zurück, das Dwalin der Zwerg einst schmiedete! Dem Wiedergänger ziemt nicht kostbarer Waffen Besitz." Da rief Angantyr: „Herwör, Tochter, was rufst du? Zu schlimmem Geschick führte dein Weg dich her. Betört bist du und wirren Sinns, wild ist dein Mut, da du tote Kämpen weckst. Mich umhügelte nicht Vater noch Freund. Tyrfing umschließt mein Grabmal nicht. Das Schwert nahmen hinweg die zwei, die am Leben blieben. Einer von ihnen besitzt es seither." Herwör erwiderte: „Sprich mir die Wahrheit, dann lasse der Ase dich heil im Grabe, wenn es Tyrfing nicht birgt, wenn du nicht das scharfe Schwert deiner einzigen Erbin vorenthältst." Und Angantyr sprach: „Das Heltor ist gesunken, die Hügel stehen offen zur unteren Welt, und lohendes Feuer entfährt ihrem Grunde. Der Inselrand steht rings in Flammen, gefährlich ist es, draußen zu weilen! Eile, Maid, wenn du noch vermagst, eile zu deinen Schiffen!" Sie sprach: „Nicht schrecken mich eure nächtigen Feuerbrände. Das Herz erbebt der Jungfrau nicht, sieht sie gleich Tote am Tore des Hügels stehen." Angantyr sprach: „Nicht dünkst du mir, Jungfrau, menschengleich, die du nächtlich die Hügel umschweifst mit geschnitztem Speer und gotischem Schwert, mit Helm und Brünne vor dem Tor der Halle." — „Menschlicher Kämpe dünkte ich mich sonst", sprach Herwör, „bis ich eure Säle besuchte. Du gib aus dem Hügel mir das

Schwert, den Brünnenhasser, Hjalmars Mörder.“ Und Angantyr: „Unter den Schultern liegt mir Hjalmars Mörder, ganz ist er in Feuer gehüllt. Keine Jungfrau weiß ich über der Erde, die ihn mit den Händen zu fassen sich traute.“ Doch Herwör sprach: „Mit den Händen will ich das Schwert ergreifen. Ich scheue kein Feuer, es legt sich die Flamme, die mein Blick umfängt.“ Und Angantyr: „Ich sage dir, Herwör, und du lausche meinem Worte, weise Tochter, was künftig sein wird: Tyrfing wird — glaub meinem Wort — einst dein ganzes Geschlecht vertilgen.“ Wieder sprach Herwör: „So verfeme ich euch, ihr toten Kämpen: ewig liegt tot bei Wiedergängern in moderndem Hügel, wenn du nicht, Angantyr, aus dem Hügel mir gibst das Gewirk der Zwerge.“ Da rief Angantyr: „So will ich es denn nicht länger weigern! Hier nimm aus dem Hügel das Schwert.“

Als Tyrfing in Herwörs Hand lag, sprach sie: „Wohl tatest du, Wikingersproß, daß du das Schwert mir aus dem Hügel gabst. Mich dünkt, mit ihm gewann ich bessere Habe, als wäre mir ganz Norwegen eigen geworden.“ — „Verblendet bist du, sinnloses Weib“, sprach Angantyr, „da solches Unheil dein Wunsch begehrt. Tyrfing wird — glaub meinem Wort — einst dein ganzes Geschlecht vertilgen.“

Dann sprach Herwör: „Zu den Schaumpflügern will ich nun hinab. Fröhlich ist der Sinn der Fürstenmaid. Keine Sorge soll mir wecken, wie einst meine Söhne sich um das Erbe entzweien.“

Und Angantyr erwiderte: „So magst du ihn haben und lange seiner dich freuen. Halt in der Scheide Hjalmars Töter! Nie berühre die Schneiden: in Gift sind sie gehärtet. Schlimmes Verderben bringt das Schwert. Einen Sohn wirst du gebären, der wird künftig Tyrfing tragen. Ihn werden die Mannen Heidrek nennen, der mächtigste Fürst wird er sein unterm Zelt des Himmels. — Leb wohl, Tochter, gern gäb ich dir die Kraft von zwölf Männern, Stärke und Kühnheit, den stolzen Besitz der Arngrimsöhne.“ Herwör wandte sich und sprach: „So wohnt denn alle heil im Hügel. Mich drängt es von hinnen. Mir schien, ich weile am Rande des Weltrunds, als die Glut mich umflammte.“

57. KÖNIG HALFS ENDE

König Hjörleif herrschte über Hördaland in Norwegen. Als er nach vielen kühnen Kriegszügen auf einer Wikingerfahrt gefallen war, vermählte sich die Königin, Hilde die Schlanke, mit dem Seekönige Asmund. Hjörleifs Sohn Half aber begab sich, fast noch ein Knabe, mit einer erlesenen Kämpenschar auf Seefahrten. Lange Jahre führte er ein Wikingerleben und war immer siegreich.

Endlich beschloß er, in sein Reich heimzukehren, das Asmund, sein Stiefvater, während seiner Züge beherrscht hatte. Als er nach Hördaland kam, zog ihm Asmund entgegen, unterwarf sich ihm, schwur ihm Treueide und lud ihn mit der Hälfte seiner Mannen zum Gelage in die Königshalle.

Am anderen Morgen befahl Half der Hälfte seiner Kämpen, bei den Schiffen zu bleiben, während er mit der anderen Hälfte der Ladung folge. Innstein aber, unter den Halfskriegern der kühnste und mächtigste, sprach: „Gehen wir alle zur Halle hinauf von den Schiffen, weihen wir dem Feuer die Schar der Männer, töten wir des Asmund Gefolgschaft". Doch Half sprach: „Nein, friedlich will ich mit der Hälfte der Mannen vom Strande zur Halle gehen. Asmund bot uns rote Ringe, die wollen wir gewinnen." Innstein aber erwiderte: „Nicht weißt du, König, Asmunds Sinn, Verrat birgt der Fürst in der Brust. Wenig würdest du ihm trauen, hörtest du unseren Rat." Darauf der König: „Manchen Treueid schwur uns Asmund, das wissen die Mannen. Kein edler Fürst bricht die Verträge, kein Fürst trügt den anderen, ist Friede gelobt." Doch Innstein sprach: „Dir ist Odin gram geworden, da du Asmund so sehr vertraust. Sein Trug wird uns alle vernichten, wenn du nicht Vorsicht walten läßt." Half erwiderte: „Immer gelüstet dich, ängstlich zu warnen. Nie wird der König Verträge brechen. Gold und Kleinode winken uns, goldene Ringe aus seinem Schatz." Und Innstein: „Mir träumte, König, — bedenke dies — daß die Flamme über unseren Mannen

leckte. Schwerlich werden wir daraus entkommen. Wie deutest du diesen Traum?" — „Ich gebe jedem der kühnen Genossen, die mir folgen", sprach Half, „einen goldroten Helm, dann wird es scheinen, als umbrenne die Lohe das Haupthaar der Königsmannen." Doch Innstein beharrte: „Noch eines träumte mir: mir schien, daß Feuer auf der Kämpen Schultern schwebte. Nicht dünkt mich, daß dies Gutes bedeute. Wie deutest du diesen Traum?" — „Goldene Brünnen", sprach Half, „umblinken die Schultern der Mannen, die sich zum Keile ordnen, des Königs Gefolgschaft. Das wird scheinen, als ob Lohe die Schultern der Königsgenossen umbrenne." Wieder sprach Innstein: „Zum dritten träumte mir: in des Meeres Tiefe wären wir versunken. Großes Geschick steht uns bevor. Wie deutest du diesen Traum?" — „Genug der Narrheit ist nun geredet", rief Half, „keine Deutung suche ich mehr. Hör auf, mein Ohr mit deinen Träumen zu füllen."

Als sich der König unwillig vom Gestade zum Lande wandte, rief Innstein seinen Genossen zu: „Hört mich, ihr Mannen im Königsgefolge, ihr, Rok der Schwarze und Rok der Weiße, und du, Utstein: gehen wir alle vom Strande hinauf, achten wir nicht des Königs Befehl!" Doch Utstein, sein Bruder, sprach: „Wir wollen den König in der Heerschar unsere Züge lenken lassen. Wenn er es will, Bruder, setzen wir unser Leben mit dem kühnsten Führer aufs Spiel." Da ließ Innstein ab und sprach: „Oft folgte auf unserer Heerfahrt der Herrscher meinem Rate. Nun dünkt mich, seit wir hierher kamen, mag er meinem Wort nicht mehr lauschen."

König Half zog mit der Hälfte der Mannen zur Halle hinauf. Utstein aber blieb mit der anderen Hälfte am Strande. Viel Volk trafen Asmunds Gäste, und reich war das Mahl. Nach schwerem Trunk entschliefen die Halfsrecken. Da legten Asmund und sein Gefolge Feuer an die Halle. Innstein erwachte zuerst und rief: „Qualm umhüllt die Edelfalken in der Halle, mich dünkt, das Wachs träufelt von den Schwertern. Hohe Zeit ists nun, Gold und Kleinod, Zeit auch, die Helme

den Halfsrecken zu spenden. Nicht klein ist das Feuer, das uns umbrandet. Erwache, König Half! Jetzt hast du, Gabenspender, deinem grimmgesinnten Stiefvater Gaben zu vergelten. Möchte es uns gelingen, den Giebel der Halle zu durchbrechen! Schon knicken die Pfosten. Ewig, solange die Erde steht, wird man der Fahrt der Halfsrecken zu König Asmund gedenken. Brechen wir mutig vor und weichen wir nicht! Weisen wir im Schwertkampf unsere Kraft. Blutige Wunden soll die Schar der Feinde davontragen, ehe der Kampf verebbt. Schnell, rüstige Krieger, eilt mit dem Herrn aus dem Feuer. Keines Mannes Leben kann ewig währen, seht, nicht fürchtet den Tod der Ringespender."

Als sie die Giebelwand gesprengt hatten und aus der lodernden Halle hervorgebrochen waren, rief Innstein: „Hier sehe ich alle an Mut wetteifernd dem einen folgen, dem Edelingssproß. Mögen wir uns glücklich wiederfinden nach unserem Heimgang! So leicht wie das Leben ist auch der Tod!"

In tapferem Kampfe fiel Half mit all seinen Mannen. Bis die Nacht herabsank währte das Streiten. Da war nur Innstein noch am Leben. Er sprach: „Rok ist gefallen mit dem Heerfürsten, es liegt der Held zu Füßen des Königs. Schlimme Vergeltung schulden wir Odin, der solchen König des Sieges beraubte. Achtzehn Sommer folgte ich dem Kühnen über See, die Pfeile rötend. Keinem anderen kampffrohen Herrn will ich mehr folgen, noch alternd dahinsiechen. Hier wird Innstein zur Erde sinken, der weise Rater zu Häupten des Heerkönigs. Von diesem Tage werden die Helden sagen, daß König Half lachend verschied."

Das war König Halfs Ende. Zwei seiner Kämpen aber, Rok der Schwarze und Utstein, waren dem Verderben entronnen. Sie sammelten neue Mannschaft, zogen im nächsten Sommer nach Norwegen, fällten König Asmund und rächten so den Tod ihres Herrn an dem Ungetreuen.

WERKE VON
FRIEDRICH WOLTERS

a) Verlag der Blätter für die Kunst:

WANDEL UND GLAUBE, Berlin 1911

Übertragungen:

MINNELIEDER UND SPRÜCHE aus dem 12.—14. Jahrhundert, Berlin 1909

HYMNEN UND SEQUENZEN aus den lateinischen Dichtern des 4.—15. Jahrhunderts, Berlin 1914

b) Werke der Wissenschaft aus dem Kreise der Blätter für die Kunst im Verlag Georg Bondi:

HERRSCHAFT UND DIENST, Berlin 1920

c) Werke der Schau und Forschung aus dem Kreise der Blätter für die Kunst im Verlag Ferdinand Hirt:

HELDENSAGEN DER GERMANISCHEN FRÜHZEIT, Breslau 1922 (mit Carl Petersen)



